BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Laukhard, Friedrich Christian, 1757-1822

F. C. Laukhards, vorzeiten Magisters der Philosophie, und jetzt Musketiers unter dem von Thaddenschen Regiment zu Halle, Leben und Schicksale von ihm selbst beschrieben, und zur Warnung für Eltern und studierende Jünglinge herausgegeben. Ein Beitrag zur Charakteristik der Universitäten in
Bd.: 4,2,1.

Halle (1797)

Biogr. 607 f-4,2,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10064517-7
VD18 90084225

gr. 607 f (4,1

Diese u. die zu d. Beschl. d. 4ten
Stücks sind u. s. w.

1) zu A. L. Z. 1798. IV. B. 799. 800

2) zu n. allg. D. Bibl. 33 B. 2 St. S. 467. 68.

3) Gött. gel. Anz. 1798. 1. 451–55.

F. C. Laukhards,

Magisters der Philosophie, und jezt Lehrers der ältern und neuern Sprachen auf der Universität zu Halle,

Leben und Schicksale,

von ihm selbst beschrieben.

Vierten Theils erste Abtheilung,

welche

die Fortsetzung

von

dessen Begebenheiten, Erfahrungen und Bemerkungen während des Feldzugs gegen Frankreich enthält.

Leipzig,

in Commission bey Gerhard Fleischer dem Jüngern.

1797.

153 G

Laukhard Leben 4, 1

F. C. Laukhards,

Magisters der Philosophie, und jezt Lehrers der ältern und neuern Sprachen auf der Universität zu Halle,

Begebenheiten, Erfahrungen und Bemerkungen

während

des Feldzugs gegen Frankreich.

Zweiten Theils erste Abtheilung.

Leipzig,
in Commission bey Gerhard Fleischer dem Jüngern.
1797.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erstes Kapitel.

Landau.

Es war ohngefähr fünf Uhr Morgens, als ich zum Divisions-General, Laubadere, geführt wurde. Der General war schon auf, und völlig in Uniform. Ich traf ihn in Gesellschaft einiger Offiziere, mit welchen er eben frühstückte. Er freute sich, als er vernahm, daß ich seiner Sprache mächtig war.

Die Franzosen verstehen größtentheils nichts als französisch; als ich daher einige seiner Fragen französisch befriedigt hatte, faßte er mich bey der Hand, hieß mich niedersetzen und an dem Frühstücke Theil nehmen. „Scheue dich nicht," sagte er, „du bist bey freyen Leuten, bey Leuten, welche wissen, daß Andre auch Menschen sind, wie sie, und welche niemanden verachten, als den freywilligen Sklaven. Der freywillige Sklave

allein verdient Verachtung, und — fuhr er mit Hitze fort, — wenn dieser freywillige Sklav deswegen Sklave wird oder bleibt, damit er Andre noch mehr, als er selbst es ist, zu Sklaven machen helfe, dann verdient er Abscheu und Ausrottung, wie seine Tyrannen."

Ich bezeigte dem General — wie meine Lage es erfoderte — meine Einstimmung und versicherte ihn — welches mir die Göttin Eleutheria vergeben mag, und welches ich nicht ohne Schaam gestehen kann! — daß eben diese Grundsätze mich vermogt hätten, die Preußen zu verlassen, und Schutz und Beystand bey der Nation der freyen Franken zu suchen. „Bravo!" sagte Laubadere, und reichte mir ein Glas Wein, „Du bist ein guter Kerl (bon garçon)! Betrage dich, wie es einen freyen Mann gebührt, und Du erlangst das französische Bürgerrecht — den besten Lohn, den die Republik dir geben kann!"

Das Frühstück war sehr frugal: Brod, Knoblauch und Wein war alles. „Nicht wahr," sagte der General, „du wunderst dich, daß ich so schlecht frühstücke! Eure Generale essen wohl besser, das weiß ich: die sind nicht mit einem Stück Brod zufrieden. — Der Obrist von der Reuterey, welcher ehemals in Preußen selbst und sonstwo gewesen war, versicherte, daß die Generale der Preu-

ßen und Oestreicher gar viel in Banketen aufgehen ließen, daß sie darin sogar etwas suchten, und er begleitete diese Bemerkungen mit einigen spitzigen Einfällen. Ich wollte und mußte doch auch was sagen, und führte das Beyspiel Friedrichs, des Zweyten, an, der allemal mäßig gelebt, und wenig auf die Vergnügungen der Tafel gewendet hätte. Ja, ja, Friedrich, der Zweyte, erwiederte Laubadere: ich weis es recht gut: allein wo habt Ihr nur noch Einen? Es ist ganz und gar keine Gleichheit unter Euch, fuhr er fort: eure Obern leben wie die Prinzen, und pflegen sich nach Herzenslust, aber die armen Soldaten müssen hungern bis zum Schwarzwerden. — Ich mogte dieser Aeußerung nicht weiter widersprechen, zuckte die Achseln, und — schwieg.

Laubadere und sein General-Adjutant Doxon (sprich Dosson) befragten mich sofort über die Beschaffenheit der Belagerung der Stadt Landau. Du bist, sagte Doxon, eben kein Dummkopf, das sieht und hört man Dir an: also kannst und mußt Du uns Auskunft geben, wie's draußen aussieht — was unsre Feinde im Schilde führen und was wir von ihnen zu erwarten haben. — Ich mag nicht wiederholen, was ich damals gesagt habe, aber ich kann heilig versichern, daß ich

kein Wort vorbrachte, welches für die Belagerer Nachtheil hätte haben können.

Doxon führte mich nachher auf den Kirchthurm, wo ich durch ein Fernrohr sehen mußte, um ihm die Stellung der feindlichen Lager und Batterien zu erklären. Er war mit dem, was ich ihm angab, zufrieden, und nahm mich mit in den Gasthof zum Lamm, wo wir noch eine Bouteille Wein ausleerten. Darauf ging es zum Repräsentanten Dentzel, bey welchem alle Gefangenen und Deserteurs eingeführt werden mußten.

Dieser seltsame Mann war ehemals mein Bekannter gewesen, und wenn ich nicht irre, so sind wir gar noch verwandt. Ich habe freilich die Genealogie meiner Familie nie studiert, und habe meine Tante nicht bey der Hand, welche sonst als ein lebendiges Repertorium von allen Vetter- und Basenschaften Auskunft zu geben weis; aber so, daß mein verstorbener Vater oft mit ihr deswegen zankte, und ihre Eitelkeit mit der Bemerkung demüthigte: daß es einem ehrlichen Kerl gleichviel gelten könnte und müßte, ob er mit dem großen Mogul, oder mit dem Scheerenschleifer Benotsacht verwandt sey. Ich erinnere mich aber doch noch dunkel, daß meine Tante von dem Hn. Vetter Dentzel gesprochen hat.

Genug, Dentzel hatte die Schule zu Dürkheim besucht, und hernach in Halle die Theologie studiert, sonst auch da recht lustig gelebt, und war einer von jenen Studenten, welche der Prorektor Pauli, dieser schreibselige Historiker, einmal aus der Kneipe zum Posthorn, wo es damals Buhldirnen gab, hatte holen und aufs Karzer sezzen lassen. Dentzel erinnerte sich nachher dieser Schnurre noch mit Lachen. In seinem Kandidatenstande suchte er Eingang bey Mamsell Sabinchen Michaelis, dem schönsten Mädchen in der ganzen Pfalz. Allein Mamsell Sabinchen trug damals die Nase höher, als daß ihr Dentzel hätte behagen können: sie gab der Liebeley eines Prinzen Gehör, und ward dadurch endlich eben so unglücklich, als sie vorher schön war. —

Wenn irgend einer unserer Herren Romanschreiber Lust hat, ein Magazin von Erfahrungen und Begebenheiten für unglückliche Frauenzimmer anzulegen, so erbiete ich mich, ihm das Leben der Mamsell Sabinchen Michaelis dazu zu liefern, welches gewiß keine unrechte Stelle darin behaupten würde.

Dentzel, der bey Sabinchen nicht ankommen konnte, ließ seiner satyrischen Laune freyen Lauf, und beleidigte durch allerley Sarkasmen auf das Mädchen, den Hofrath, ihren Vater, und den

Herrn Prinzen von Leiningen selbst. Dieß brachte ihn um alle Hoffnung, im Leiningischen je versorgt zu werden, und dieß um so mehr, da die dortigen Versorgungen ohnehin immer sehr anomalisch vor sich gingen. Er vettermichelte sich also in Landau bey verschiednen französischen Offizieren an, und erhielt die Feldpredigers-Stelle bey dem Regiment Deuxponts. Da er ein heller Kopf und lustiger Bruder war, so fiel es ihm leicht, dem trefflichen, äußerst humanen und liberalen Prinzen Maximilian von Pfalzzweybrück, welcher damals in Landau als Obrist stand, zu gefallen. Dieser Prinz war bey den Landauer Bürgern sehr beliebt, und sie bestrebten sich, ihm überall zu willfahren. Als er daher den Dentzel zur Oberpfarrstelle in Landau ihnen empfahl, erhielt er sie ohne Anstand. Er heurathete nachher die Tochter eines reichen Kaufmanns, und lebte, einige Zänkereyen mit seinem erzorthodoxen, intoleranten Kollegen abgerechnet, ganz ruhig und vergnügt bis auf den Ausbruch der Revolution.

Kaum hatte diese den Anfang genommen, so trat Dentzel sogleich auf ihre Seite, und verfocht die Rechte des Volks so stark und eifrig, daß man ihn als die höchste und stärkste Stütze des Patriotismus verehrte. Beym Ausbruche der Revolution hatte Ludwig XVI. in alle Departements

einige von seinen Kreaturen abgeschickt, welche man Königs-Kommissarien (commissaires royaux) nannte, und die starken Antheil an allen Verhandlungen zum Vortheile des Souveräns zu nehmen und zu bewirken wußten. Dentzel warf einst einen dieser Kommissäre, der zu sehr monarchisch jesuitisirte, vom Gemeinhause, und brachte es dahin, daß er die Stadt räumen mußte. Darüber entstanden Klagen gegen ihn, er aber zog sich mit Ehren aus der Sache, besonders da sich der damals schon sehr angesehene Kühl seiner annahm. Dentzel wurde daher in Landau angebetet von allen Patrioten, und was er angab, wurde gebilligt und ausgeführt. Um sich aber durch die Verwaltung seines geistlichen Amtes nicht zu schaden, gab er seine Pfarr-Selle auf, und hieß nun schlichtweg — Herr Dentzel.

Der erste Abgeordnete, den die Landauer nach Paris geschickt hatten, hatte da nicht so gehandelt, wie man es gewollt hatte: er wurde also abgerufen, und Dentzel statt Seiner auf die damalige Nationalversammlung abgesandt. Hier hatte er nun Gelegenheit, seinen Patriotismus zu zeigen, und that dieses auch mit einer solchen Freymüthigkeit und Uneigennützigkeit, daß man ihn schon im Jahr 1792 zu Missionen gebrauchte. So war er auch damals, als man über das Schicksal des unglück-

lichen Ludwigs Capet in der Versammlung stimmte, abwesend. Ich fragte ihn einmal, was er von der Hinrichtung dieses Fürsten hielte? Jezt, antwortete er, muß ich sie freilich billigen, indem sie geschehen ist: wäre ich aber am Tage der Verdammung des armen Teufels in Paris gewesen, er hätte eine Stimme für sich mehr gehabt: denn nimmermehr hätte ich auf seinen Tod gestimmt.

Robespierre und Marat schäzten Dentzel, und so war es ihm möglich, bey der Gründung der Republik seinen Einfluß mannhaft zu behaupten. Er erhielt daher auch 1793, im Jul, die Mission zur Rheinarmee.

Als ich zu ihm hereintrat, sah er mich eine Zeitlang starr an.

Wie heißt Du? fragte er endlich.

Ich: Ich heiße Laukhard.

Dentzel: Von Wendelsheim?

Ich: Allerdings.

Dentzel (mir die Hand reichend) Willkommen, Bruder, im Lande der Freyheit! Nun, das war doch ein gescheider Streich von dir, daß du deine Tyrannen verlassen hast! Komm, setze dich, und erzähle mir was neues!

Ich sezte mich, und Mamsell Lutz, die man bald näher kennen lernen wird, mußte mir ein Glas Likör herbey holen. Unser Gespräch betraf die

Preußen, die Universität Halle, Jena und Gießen, den Eulerkapper, den D. Bahrdt, dessen eifriger Anhänger er gewesen war, die Revolution in Frankreich, die Belagerung, den Magister Weitmaul und hundert andre ernsthafte Dinge und Possen. Der General Laubadere war unterdessen hinzu gekommen. Gleich beim Eintritt rief ihm Dentzel entgegen: „Hier, General, ist mein Landsmann Laukhard, ein lustiger Bruder (un luré gaillard), der mir sehr willkommen ist. Wir wollen einen tüchtigen citoyen François aus ihm machen. — Dentzel hatte den ersten Band meiner Lebensgeschichte gelesen, und spaßte da besonders über die Historie mit Thereschen, welche ihm schon von alten Zeiten her bekannt gewesen war. Er gestand mir, daß er auch einmal ein bissel in Therese geschossen oder nach Pfälzer Ausdruck, verschammerirt gewesen wäre u. s. w.

Die gute Aufnahme des Repräsentanten sezte mich in muntere Laune, und der Wein, den ich getrunken hatte, machte, daß ich ins Gelag hinein plauderte; und die Gesellschaft, welche aus Dentzel, dem General Laubadere, dem General Delmas (man spricht das s am Ende aus: einige schreiben unrecht Delmace) und der hübschen Bürgerin Lutz bestand, war mit mir zufrieden.

Ich blieb zum Essen bey Dentzel, und hatte das Vergnügen, den General Delmas, einen feurigen jungen Mann näher kennen zu lernen. Dieser hat eine sehr hübsche Frau, die Tochter des Löwenwirths aus Brundrut, der Residenz des ehemaligen Fürstbischofs zu Basel. Die Citoyenne Lutz ist oder war die Tochter eines Fleischers, der in dem Feldzuge von 1792 und 1793 sich viel Geld durch Lieferungen erworben hatte, damals aber schon todt war. Sie lag immer bey Dentzel, und vertrieb ihm, in Abwesenheit seiner Frau, welche er in Paris gelassen hatte, die Zeit, war aber doch auch gegen Andre nicht sehr hart oder spröde, besonders nicht gegen den Sekretär des Repräsentanten.

Dentzel scherzte sehr dreiste mit ihr, und ließ immer, nach Pfälzer Art, Einiges aus der Zotologie mit einfließen. Wir sprachen, wie sichs denken läßt, französisch, denn weder Laubadere noch Delmas verstanden deutsch. Da ich nun oft die Wörter: Monsieur und Mademoiselle hören ließ, so bestrafte man mich deswegen in Freundschaft, und sagte mir: ich müßte bloß mit Citoyen, oder Citoyenne anreden, und alles um mich her dutzen, wie ich denn auch von jedem, selbst von der Lutzen geduzt wurde.

Niemals habe ich meine Würde, als freygebohrner Mensch, lebhafter gefühlt, als damals, da ich — dem Namen nach — verloffener preußischer Soldat zwischen einem Repräsentanten der mächtigen franzósischen Nation, und zwischen zwey Divisions-Generalen saß, und diesen so ganz in allen Stücken gleich gehalten wurde. Die Gedanken und Gesinnungen, welche damals bey mir rege wurden, lassen sich errathen: wenigstens gaben sie mir einen neuen Beweis zu meinem alten Prinzip, daß die Neufranken so lange unüberwindlich seyn werden, als sie selbst es nur wollen. Ihr Gleichheitssystem ist ein Kitt, den nichts übertrifft! —

Freund Dentzel trug mir auf, ihn fleißig zu besuchen: aber das Unglück wollte bald, daß ich von dieser mir damals gewiß sehr schätzbaren Erlaubniß keinen öftern Gebrauch machen konnte. Als ich wegging, drückte er mir die Hand, und versprach mir, auf alle Art und Weise für mich zu sorgen. Ich wußte damals noch nicht, daß mich diese Verheißung dereinst der Guillotine nahe bringen könnte!

Zweytes Kapitel.

Meine Lage in Landau.

Ich wurde auf die Liste der ausländischen Deserteurs gesezt, und bekam mein Quartier auf dem ehemaligen Kaufhause (Douane), wo ich noch einige zwanzig Preußische, Oestreichische und Kondeische Ueberläufer antraf. Die Verpflegung, welche wir erhielten, war gut: denn man gab uns, wie den Voloutärs, gutes Brod, frisches Fleisch, Speck, gesalzene Butter, Käse, Linsen, Erbsen und noch obendrein täglich zehn Sous Papiergeld. Ein Sergeant Schmid, und ein Korporal hatten die Aufsicht, welche aber von keiner Bedeutung war, da beynahe ein jeder that, was er wollte.

Ich muß diese hottentottische Gesellschaft etwas näher beschreiben! In einem allmächtig-großen Gemache, wo wenigstens 100 Mann hätten logiren können, und wo Britschen (lits de camp) in vier Reihen angebracht waren, befanden sich ohngefähr damals vier Kriegsgefangne und etwan achtundzwanzig Deserteurs. Einer davon war mit einer Frau da, welche auch andern zu Dienste stand. Der Kerl hieß Bachmayer, und war von den Anspachischen Dragonern. Wer ihm nur zu

saufen gab, dem erlaubte er allen Umgang mit seinem Weibe. Die andern waren theils Franzosen von der Kondeischen Armee oder von Rohan; dann Polaken, Deutsche, Italiäner, meist Lumpenvolk, und Diebe. Nichts war vor diesem Gesindel sicher: sie stahlen einander selbst alles, und verübten alle nur möglichen Excesse. Viele waren mit ihren Pferden und Gewehren nach Landau gekommen, und hatten sie dort verkauft. Da sie nun auf diese Art viel Geld hatten, so soffen sie in einem weg, und machten den fürchterlichsten Spektakel, rauften und schlugen sich, wie unsinniges Vieh.

Wie mir bey diesen Bestien zu Muthe war, kann man leicht denken! Einige darunter waren mir besonders fatal. Zu diesen gehört ein gewisser Schiele, aus dem Anhältrischen, vorher Reuter unter dem Regiment des Herzogs von Weimar. Er war einige Tage vor mir nach Landau entwischt, und hatte dem General den Posten, den er verlassen hatte, verrathen, und ihn zum Ueberfall desselben vermogt, auch selbst den Führer dabey abgegeben. Der kommandirende Unteroffizier des Postens war ein schlechter Kerl, der die nöthige Wachsamkeit versäumt hatte: der Posten wurde also überrumpelt, und bis auf zwey Mann, welche die Franzosen gefangen nahmen, niedergehauen.

Schiele erhielt nun ein ansehnliches Geschenk in Papiergeld, eine Kapotte u. dgl. und betrug sich, wie wenn er eine Heldenthat ausgeführt hätte, auf die impertinenteste Art gegen jederman. Sein Geld hat er indeß nach und nach in Landau verhurt und versoffen, auch die Lustseuche, wie mehrere dieses Gesindels, hernach mit in Frankreich hineingeschleppt. Er ist im Herbst 1794 nach der Schweiz gegangen, nachdem er durch einen falschen Taufschein einen Paß, als ein Polake, erhalten hatte. Ich wünsche, daß er möge erkannt werden, um für seine abscheuliche Verrätherey noch jezt zu büßen. Wer mit so einem Schuft Mitleid hat, der ist selbst eben auch ein Schuft.

Ein andrer dieser Buben hieß Schwabe, ein Siebenbürger, der von den Oestreichischen Husaren, Leopold Toscana, weggelaufen war. Er hatte sich in Landau in einem Hause bekannt gemacht, und daselbst einen beträchtlichen Diebstahl begangen. Der General ließ ihn deswegen einstecken, und er mußte bis zum Abmarsch ins Innere von Frankreich gefangen sitzen. Eben so wurden Magerer und drey andere, welche nächtliche Diebstähle begangen hatten, bis zum Entsatz von Landau eingesperrt.

Die Frau des schon genannten Bachmayers hatte in der Stadt ein Hurenmensch aufgetrieben, welche von da an bey ihr zu schlafen pflegte, und

für 20 Sous Papiergeld zu haben war. Dieser Nickel trieb ihr schändliches Gewerbe auf die allerunverschämteste Art, sogar am hellen Tage. Zuweilen brachten die Deserteurs obendrein noch andre Menscher mit, und so war denn unser Kaufhaus nicht selten einem Bordel ähnlich. Die schändlichsten Zoten wurden ohne Aufhören gerissen, und die abscheulichsten Lieder gesungen, so daß das Zimmer, worauf wir waren, wirklich einer Räuberhöle gleich sah. Der Sergeant Schmid, welcher fast immer besoffen war, und der Korporal lachten zu jeder Unordnung, und halfen wohl noch gar mit, Lumpenstreiche ausführen.

Diese schöne Gesellschaft nahm gar noch täglich zu: denn täglich oder vielmehr nächtlich kamen immer einige Deserteurs an, so daß der Haufe dieses Gesindels, bey unserm Abmarsche von Landau, über 60 Mann stark war: und so wie sich die Anzahl der Deserteurs vermehrte, vermehrte sich auch die Unordnung. Der General selbst konnte sie nicht mehr leiden und sagte im allgemeinen: es sey eine foutuë canaille um die Ausreißer.

Um aber doch diese Leute zu beschäftigen, und durch Beschäftigung von schlechten Streichen abzuhalten, hatte der General befohlen, daß die deutschen Deserteurs, wenn sie wollten, in den Handmühlen mit arbeiten könnten. Es waren näm-

lich acht Handmühlen angelegt, welche täglich 16 Mann, 8 am Tage und 8 des Nachts, im Ganzen also 128 Mann beschäftigten. Jeder dieser Arbeiter oder Handmüller bekam für 12 Stunden, wovon er aber nur 6 Stunden mahlte, 50 Sous in Papier. Auf diese Art mußte der Proviant-Kommissär blos für die Arbeiter an den Handmühlen täglich 320 Livres oder 80 Rthr. in Papier auszahlen.

Es ist aber falsch, wenn man ausgesprengt, und sogar in öffentlichen Schriften nacherzählt hat: daß man die Deserteurs zu Landau gezwungen hätte, in den Handmühlen zu arbeiten. Gezwungen wurde keiner; aber wer kam, dem mußte Arbeit gegeben werden: denn das hatte der General ausdrücklich anbefohlen, um den Deserteurs Beschäftigung und zugleich Gelegenheit zu verschaffen, sich etwas nebenher zu verdienen: wer aber nicht kam, wurde auch nicht einmal ermahnt, zu kommen: denn es fanden sich immer Franzosen genug, welche aus purem Patriotismus gern arbeiteten und drehten. Es war überdieß auch leichte Arbeit, wobey man Taback rauchen und plaudern konnte. Ich selbst habe einigemal auch gedreht.

Bey der Bäckerey waren ebenfalls einige Deserteurs angestellt: als diese aber anfingen, das

Brod zu stehlen und zu verkaufen, so wurden sie alle davon entfernt.

Außer den 50 Sous erhielt noch jeder Arbeiter bey den Handmühlen, und in der Bäckerey täglich eine halbe Bouteille weißen Wein.

Da ich von der Lage der Deserteurs in Frankreich, so wie von der Behandlung der Kriegsgefangnen, noch mehr zu sagen habe, so verspare ich dieses bis auf eine schicklichere Gelegenheit. Genug, man sieht hieran schon, daß kein rechtlicher Franzose die Deserteurs achten konnte, noch weniger sie begünstigen.

Es gefiel mir in der Gesellschaft dieser Leute durchaus nicht; ich suchte daher anderen Aufenthalt. Da ich noch mit Gelde versehen war, so ging ich öfters in den Gasthof zum Lamme, wo ich immer französische Offiziere antraf, welche froh waren, einen Preußen aufzufinden, der ihre Sprache inne hatte. Unter andern ward mir ein Hauptmann aus Nantes, welcher etwas studiert haben mogte, und ein wenig Latein verstand, sehr gewogen, und bewies mir, bis zu meinem Abmarsch aus der Festung, viele Freundschaft.

In der Gesellschaft dieser Leute, und dann auch im Umgange mit den französischen Soldaten und Bürgern fing ich an, meine althistorischen und alls

gemeinen Ideen über die fränkischen Angelegenheiten nach Erfahrung und im Besondern zu rektifiziren und Manches besser einzusehen, als ich es vorher einzusehen im Stande war. Ich hatte zwar schon bey den Preußen Vieles kennen und vergleichen lernen, hatte manchen Irthum, der unsern Leuten anhing, und vielen noch anhängt, abgelegt, und Manches richtig abstrahirt; allein ich hatte doch noch nichts so selbst an Ort und Stelle mitangesehen, und war noch nicht bey Republikanern gewesen. Ich hielt es daher nun für meine Schuldigkeit, die Sache, so viel ich davon einsehen konnte, genau zu betrachten, und so tief in sie einzudringen, als es meine Kräfte gestatteten. Das habe ich denn, so lange ich mich bey den Franzosen, vom 26ten September 1793 bis den 4ten Februar 1795, aufgehalten habe, treulich gethan, und kein Tag ist mir vergangen, wo ich nicht einiges Bemerkungswürdige gesehen, gehört oder erfahren hätte. Wenn nun meine Leser bedenken, daß gerade in diese Zeit, die ich in Frankreich zubrachte, die wichtigsten Begebenheiten dieser Republik, sowohl im Innern als im Aeußern fallen, so werden sie gewiß keine Langeweile bey meiner Erzählung empfinden, welche ich auch so vollständig und so gründlich liefern werde, als es meine freilich sehr beschränkte Bemerkungsfähigkeit

zulassen wird. Der Erfolg muß mein Wort entscheiden. —

Die Offiziere klagten einhellig über die gar zu geringe Garnison der Stadt, und behaupteten, daß Cüstine's Verrätherey oder Sorglosigkeit daran Schuld wäre. Landau's Besatzung war damals nicht stärker, als acht Bataillons Infanterie, also höchstens 8000 Mann, wenn die Bataillons vollzählig gewesen wären. Aber das waren sie nicht. Die meisten Bataillons hielten kaum 500 Mann, und noch darunter. Zudem lagen sehr viel Leute in den Hospitälern. Die Kavallerie war für einen so wichtigen Platz auch gar nicht hinlänglich; daher denn auch keine Ausfälle geschehen konnten, wie vorher bey Maynz geschehen waren. Landau hat zur gewöhnlichen Besatzung in Kriegszeiten immer eine Mannschaft von 12 bis 14000 Mann Infanterie, und 1000 Mann Kavallerie nöthig: denn es ist eine Gränzfestung, welche in Kriegszeiten immer in Belagerungsfähigen Zustand gesezt und erhalten werden muß. Dieß war damals um so mehr der Fall, da die Oestreicher und Preußen, nach der Eroberung von Maynz, den Krieg gerade in diese Gegenden spielen wollten.

Mit Munition war Landau reichlich versehen: es hatte gutes neues Geschütz in Menge, und Pul-

ver in fünf Magazinen, womit man eine jahrlange Belagerung hätte überstehen können. Die Kanoniers der Stadt, d. i. diejenigen Bürger, welche seit 1790 auf Verordnung des Königes, oder vielmehr nach der Angabe des berüchtigten und berühmten Lafayette, im Artillerieweſen geübt waren, verrichteten die Denſte auf den Schanzen, Reduten u. ſ. w. Eben darum waren auch nur wenige Kanoniere von der Feldarmee in der Feſtung. Ich kann dieſen bürgerlichen Artilleriſten das Zeugniß geben, daß ſie ihr Handwerk recht tüchtig verſtanden.

Die ganze Bürgerſchaft war auch zu Kriegsdienſten organiſirt, und in Kompagnien abgetheilt. Jeder ſtreitbare Bürger war bewaffnet, und mußte, da die Beſatzung ſelbſt nicht ſtark genug war, die Poſten alle zu beſetzen, auf die Wache ziehen, und die Poſten auf dem Wall und andre von minderer Wichtigkeit verſorgen.

Dentzel hatte, als er einſah, daß Landau von den deutſchen Truppen bald ganz würde eingeſchloſſen werden, befohlen, daß jeder Bürger ſich wenigſtens auf ſechs Monate verproviantiren ſollte, und dieſes war auch ſo geſchehen, daß am 26ten Dezember 1793 noch nicht der geringſte Mangel in Landau merkbar war. Es iſt daher falſch, wenn ſogar der würdige Verfaſſer der neueſten

Geschichte der Staaten und der Menschheit schreibt *): daß Landau auf dem Punkt gestanden wäre, aus Mangel an Lebensmitteln sich ergeben zu müssen; — daß alles aufgezehrt gewesen sey; — daß die Einwohner Katzen und Mäuse gegessen hätten u. s. w. Landau konnte sich noch bis zum März 1794 halten, wie ich weiter unten deutlich beweisen werde.

Daß aber die Deutschen bey dem Allen doch einen groben Schnitzer begangen haben, ist gewiß: denn sie mußten die Einerndtung des Getraides 1793 zu hindern suchen; und sie hätten dieses auch gekonnt, wenn sie, statt oben bey Neustadt herumzuliegen, die Felder um Landau noch vor der Erndte furaschirt hätten. Einer Stadt, welche man belagern will, und das war mit Landau der Fall, muß man keine Zeit zur hinlänglichen Anschaffung der Lebensmittel gestatten. Aber wie viele Schnitzer sind nicht in diesem Kriege begangen worden! Man lese den politischen Thierkreis, und bewundere die Weisheit vieler unserer deutschen Kabinette!

Die Militär-Magazine waren schon seit langer Zeit, und insbesondere durch Deutzels Bemühungen trefflich versehen worden: Stroh und Heu

---

*) Jahrgang 1794, S. 57.

war in Ueberfluß da, aber gerade war dieses der entbehrlichste Artikel, weil wenig Kavallerie da war. Es fehlte aber auch nicht an Korn, Waizen und Gersten, nicht an Ochsen, Schafen, Speck, Pökelfleisch, gesalzner Butter, Käse und Zwieback: und so konnte der General in dieser Rücksicht wenigstens eine lange Zeit über ruhig seyn, und den Entsatz abwarten, da er sonst, wegen der zu schwachen Garnison nicht im Stande war, dem Feinde durch Ausfälle zu schaden.

Einsteus sprach man in Beyseyn des Laubadere von dem Verluste, welchen die Deutschen bey Maynz durch die häufigen Ausfälle der Franzosen erlitten hatten. Da sagte er voll Unwillen: ja, ich würde den Deutschen auch schon zu schaffen machen, so gut als d'Dyré, wenn ich nur eine doppelte Garnison hätte. Es ist nicht mein Fehler, daß die Leute ihre Schanzen da draußen so ruhig fortbauen können.

Drittes Kapitel.

Laubadere und Dentzel. Geheime Unterhandlung mit dem Leztern, in Bezug auf meine Mission.

Dentzel und der General Laubadere waren keine Freunde. Woher ihr gegenseitiger Haß ent-

standen war, weis ich nicht, aber so viel weis ich, daß sie einander haßten. Vielleicht war es dem Soldaten lästig, vom Bürgerlichen abzuhängen. Sie gingen zwar von Hause aus, wie man sagt, sehr freundlich miteinander um, und mußten dieses schon thun, da nach dem Gesetze ein General ohne den Repräsentanten, und der Repräsentant ohne den General nichts, gar nichts unternehmen darf. Daher waren sie täglich beysammen.

Laubadere ist ein stiller, gesezter Mann, welcher nicht viel Wesens macht, und unter andern auch niemals zu tief ins Glas guckt, ob er gleich den Wein nicht verachtet. Er kann aber eine hübsche Portion zu sich nehmen: und der irrt sehr, der da glaubt, bey einem Glase Wein, oder sonst in lustiger Gesellschaft etwas aus ihm herauszulocken. Er ist auch nicht mehr jung, und mag immer seine funfzig hinter sich haben. Außerdem sucht er nichts weniger, als mit Kenntnissen zu schimmern, und noch weniger bemüht er sich, witzig zu seyn. Er ist schlicht und recht, dabey ein tüchtiger Soldat, aber strenge, und sehr auf seiner Hut.

Dentzel hingegen ist ein feuriger, hitziger Kopf, der oft mehr schwazt, als er verantworten kann, und der selten überdenkt, mit wem er spricht oder zu schaffen hat. Er liebt den Wein sehr, und

trinkt nicht selten mehr als zuviel; und dann plaudert er ins Gelag hinein. Er hatte gegen das Kommando des Generals Laubadere protestirt, und wollte, daß Gillot es übernehmen sollte. Er sprach obendrein immer mit Herabwürdigung von Laubadere's militärischen Talenten, und versicherte jeden, wer es nur hören wollte, Delmas sey ein ganz andrer Mann! Er werde auch, fügte er hinzu, sobald Landau entsezt seyn werde, an den Konvent schreiben, und sich den General Delmas zum Kommendanten der Festung ausbitten. Laubadere sey im Grunde ein Bethbruder, ein Rosenkränzler, so sehr er auch öffentlich den Atheisten spielen wolle.

Diese Reden, welche Dentzel aller Orten hören ließ, wurden dem General hinterbracht; und nun läßt sich ihre Wirkung denken. Zur Aussöhnung dienten sie gewiß nicht.

Hiezu kam, daß Dentzel, so sehr er Patriot seyn wollte, so sehr er auch von Freyheit und Gleichheit sprach, im Grunde doch stolz und herrschsüchtig war. Das Gesetz will, daß alle Repräsentanten, wenn sie im Namen der Republik eine Verordnung ergehen lassen, sich im Namen der Nation Wir nennen sollen, doch ohne das von Gottes Gnaden dazu zu setzen. Niemand hat sich mit dem Wir wohl mehr gebrüstet, als

eben Dentzel. Ich habe mehr als 50 seiner gedruckten Verordnungen durchgelesen, welche für die dortige Gegend allemal deutsch und französisch zu haben waren, worin er sich gar viel zu gute that mit der Gewalt, welche ihm die Nation verliehen hatte.

Eben wegen dieser Herrschsucht widersezte sich Dentzel den Verordnungen und Einrichtungen des Generals Laubadere sehr oft, und traf selbst andere, welche dem General natürlich auch nicht gefallen wollten. Bey den Händeln der Bürgerschaft mit dem Militär, war Dentzel obendrein jedesmal auf Seiten der Bürger, Laubadere hingegen auf Seiten seiner Volontärs: die Bürger also waren dem Repräsentanten gewogen; die Soldaten dem General.

Außerdem hatte Dentzel, um die Garnison in den Stand zu setzen, die Belagerung aufs längste auszuhalten, die Subsistenz der Soldaten um etwas geschmälert, auch statt des bis dahin gewöhnlichen weißen Brodes gemischtes geben lassen, gebacken aus Waizen- Rocken- und Gerstenmehl. Wenn nun die Garnison sich über dieses oder jenes beschwerte: so schob Laubadere die Schuld allemal auf Dentzel, und dieser wurde auf die Art der Gegenstand des allgemeinen Hasses der Garnison.

So stand es mit Dentzel, als ich in Landau ankam, und meine Leser bescheiden sich schon von selbst, daß meine Mission viele Schwierigkeiten haben mußte. Ich fühlte dieß gleich selbst, und doch war ich dumm oder unbesonnen genug, einen Streich ausführen zu wollen, für Andere, der mir nicht gelingen, wenigstens nur äußerst schwer gelingen konnte, und Vortheile für mich aufzugeben, die ich weit leichter und gewisser hätte bewirken können. Pfui über mich und meine kurzsichtige Gutmüthigkeit! Wenn ich noch jezt daran denke, mögt' ich mir allemal vor die Stirn schlagen vor Aerger, daß ich die schickliche Gelegenheit, die ich damals auf mehr als eine Art in Händen hatte, mich bey der Republik zu insinuiren, und mein Glück zu machen, so fahren ließ, und einem Hirngespinste nachrann, welches mir weiter nichts als Gefahr und Noth gewirkt, und mich beynahe verrückt gemacht hat! Aber wie es geht! Wenn die Sache vorbey ist, dann erst sieht man ein, wie man sie zu seinem Vortheile hätte nutzen können. Doch, wer ändert das Vergangne! —

Ich besuchte Dentzel zwey Tage nach meiner Ankunft förmlich, und da führten wir folgendes Gespräch:

Dentzel. Ja, ich glaube beynahe selbst, daß Landau noch am Ende den Deutschen in die

Klauen fällt. Die Spitzbüberey bey uns ist gar zu groß!

Ich. Spitzbüberey? Doch wohl hier in Landau nicht?

Deutzel. Das will ich eben nicht behaupten: aber gesezt, daß unsre hiesige Garnison auch noch so ehrlich ist: so ist doch unsre Gefahr immer nicht klein.

Ich. Allerdings nicht, besonders wenn der Ersatz nicht bald kommen sollte.

Deutzel. Das ist eben der Teufel! Wenn Landau in den Händen der Republikaner bleiben soll, so muß es bald entsezt werden. Wir allein sind viel zu schwach, um uns mit Vortheil lange zu behaupten. — Aber glaubst du auch, Landsmann, daß wir auf Entsatz rechnen können?

Ich. Das mußt du besser verstehen, als ich.

Deutzel. Den Teufel kann ich verstehen! Weis ich denn, ob die Generale, welche uns entsetzen sollen, ehrliche Leute sind, oder nicht! Wie, wenn sie sich bestechen lassen? Eure deutschen Herren sind Vokativusse, und unsre Mosjehs haben so allerhand Gesinnungen, worauf man nicht fest bauen kann.

Ich. Das weis ich: es sind Euch gar viele schon untreu worden.

Dentzel: Das ist, leider, sehr wahr. Schau, da war Lafayette, Luckner Henriot, und besonders die Hollunken Custine und Dumouriez — alle die Kerls, und noch eine ganze Hetze ähnlicher Schufte sind abgefallen, und man hatte so sehr auf sie gerechnet!

Ich: Also, denkst du, das könnte auch hier so der Fall werden?

Dentzel: Ich fürchte es. Mir wenigstens kömmt es vor, unsre Armee müßte schon da seyn, wenn keine Schurkenstreiche vorgefallen wären.

Ich: Aber dann müßt du wenigstens für deine Sicherheit sorgen.

Dentzel: Ja, da sorgt sichs was weg, wie Ihr in Halle sagt: das Jahr ist lang! Doch es mag gehen, wie es will, ich bin ein ehrlicher Kerl: Ich scheere mich den Teufel drum, thue das Meinige, und damit Holla!

Ich: Alles gut: aber —

Dentzel: aber? Glaubst du denn, daß die Preußen mich hängen werden, wenn ich ihnen in die Hände falle?

Ich: Das wohl nicht: Aber du hast doch viel wider dich. Sieh, du bist ein Kind des deutschen Reichs. Du weist, daß nach dem Conclusum des Kaisers und des Reichsgerichts alle die als Verräther des Vaterlands erklärt sind, welche Deutsche

von Geburt sind, und doch im Dienste der Republik verbleiben. Dabey hast du einen sehr angesehnen Posten: du bist ein Mitglied jenes Konvents, welcher den König von Frankreich zum Tode verurtheilt, und alle Fürsten ohne Ausnahme für Verbrecher und Tyrannen erklärt hat. Du hast selbst in deinen Zetteln sehr ehrenrührig vom Könige in Preußen und von dem Kaiser gesprochen.

Dentzel (aufmerksam): Das ist wahr: Aber Landau kann mit Sturm nicht erobert werden: dazu ist es zu fest. Also muß doch erst kapitulirt werden, und dann erhalte ich meine Freyheit durch Akkord.

Ich: Wer steht dir dafür, daß man Landau nicht mit Sturm erobern werde? Und gesezt, es würde blos ausgehungert, so müßte die Garnison sich doch auf Discretion ergeben. Aber wir wollen einmal eine Kapitulation voraussetzen. Wird Laubadere, der dir nicht grün ist, dich auch darin einschließen? Und wenn er es thut, wird er nicht, vielleicht aus Haß gegen dich, dich in die Hände der Feinde fallen lassen? Oder können die Belagerer nicht gerade auf deine Auslieferung bestehen?

Dentzel: Du hast, meiner Seele, recht! Ich bin in einer hunzfottischen Lage!

Ich: Und gesezt auch, du kömmst frey durch: können deine Feinde nicht falsche Klagen wider dich

anbringen? Hat nicht schon Mancher unter der Guillotine bluten müssen, der es nicht verschuldet hatte? Ich dächte du sorgtest für deine Sicherheit!

Dentzel: Und würde ein Spitzbube, wie Dumouriez? nicht wahr?

Ich: Nein doch! Der ehrliche Mann sucht nur dann seine Sicherheit, wenn er der guten Sache nicht mehr nützen kann. Dann erst fügt er sich in die Zeit.

Dentzel: Das kann nicht seyn. Es gehe wie es will: ich bleibe der Republik getreu! Sie lebe, oder fort von der Welt!

Diese leztern Worte sprach Dentzel mit vielem Nachdruck und Feuer, und ich fand für rathsam, an mich zu halten, für dießmal nämlich: denn gleich den folgenden Tag hatte ich folgende Unterredung mit ihm von neuem.

Dentzel: Freilich, wenn ich so recht Geld hätte, so eine 20 oder 30, 000 Thaler: Mordsakkerment, ich gäbe meinen Posten auf, sezte mich nach London oder nach Berlin, oder sonst wohin, lebte frey, und kümmerte mich um die ganze Welt nicht weiter! Es ist doch nur Hurzfötterey in der Welt!

Ich: Hast du etwan Verdruß gehabt?

Dentzel: Tüchtig! Heute habe ich mich schon mit dem Teufel und seiner Großmutter herum ge-

zankt — da mit dem General und dort mit dem Großmaul, dem Märe: Die Kerls wollen alles besser wissen!

Ich: Du sprachst zuvor von vielem Gelde: ich dächte die Zeitumstände machten es dir leicht, so viel zu bekommen, als du nur mägst.

Dentzel: Wie so?

Ich: Gestern schienest du zu glauben, daß Landau in die Hände der Deutschen fallen werde.

Dentzel: Das glaube ich auch heute noch.

Ich: Je nun, wenn es denn nicht zu retten ist, so muß man's hingeben, und das zur rechten Zeit, um einem Bombardement und Blutvergießen vorzubeugen.

Dentzel: Was gewinne aber ich dabey? Ich als Deutscher? Als erklärter Rebell?

Ich: Sieh an, wenn du izt Anstalt machtest, daß die Preußen Landau kriegten, so könntest du deine Sicherheit und deinen Vortheil so hoch treiben, als du wolltest.

Dentzel: Woher weißt du das? (sehr nachdenklich) Und dann die Mittel und Wege dazu! Und dann ehrlich!

Ich: Landsmann, bin ich sicher vor dir? Darf ich reden?

Dentzel: Was du willst, Landsmann! Ich verspreche dir bey allem, was dir und mir heilig ist, ich werde dich nicht verrathen.

Jezt hielt ich dafür, daß es Zeit wäre, näher zu rücken. Ich gab ihm also ein Oktavblatt mit Folgendem:

„Wenn es geschehen kann, daß Mittel
„ausfindig gemacht werden, wie die Fe-
„stung Landau, ohne gewaltsames
„Beschießen und Menschenblut,
„den gegenwärtigen Belagerern überliefert
„werde: so sollen die Angeber der gedachten
„Mittel das Recht haben, eine ehrenvolle
„Kapitulation nicht nur vorzuschlagen, son-
„dern auch neben einer vollkommenen Si-
„cherheit ihrer Personen, einer, der Größe
„dieses Dienstes angemeßnen Belohnung in
„Gelde gewärtig seyn."

Dentzel (stuzt gewaltig): Hat das der Kronprinz von Preußen geschrieben?

Ich: Wie du siehst: in meiner Gegenwart hat er's geschrieben.

Dentzel (vergleicht den Zettel mit einem andern Auffoderungs-Billet von der nämlichen Hand): Richtig! Richtig! Aber wahrlich, das ist zu arg!

Ich (mit forschendem Blicke): Nun, was denkst du dabey?

Deutzel (finster): Daß die Deutschen Vokative sind, und mich zum Schurkenstreich verleiten wollen. Aber, bey Gott, Laukhard: zum Verräther bin ich noch zu ehrlich: denn auch ich schwur Tod oder Freyheit, und eins von beyden muß mir werden, wie meinen Brüdern! Sonst hol' uns alle der Teufel!

Ich (verlegen): Sehr edel und großmüthig!

Deutzel (mich starr in die Augen fassend): Und doch konntest du dich brauchen lassen, mich zum Gegentheil bereden zu wollen? Laukhard, Laukhard, du bist, wie ich merke, noch immer der alte Unbesonnene, der gutmüthig und schwach genug ist, sich ohne weiteres Nachdenken, wie ein unmündiges Kind, zu allem beschwatzen und verleiten zu lassen! So warst du sonst, und so, wie ich merke, bist du noch jezt: und eben darum will ich mein gegebnes Wort für dießmal dir halten und schweigen. Aber — merke dir's wohl! — Du bist verlohren, wenn du dich noch einmal unterstehst, bey mir oder jemanden anders das Mindeste zu wagen, was nur von Ferne einer Verrätherey ähnlich sieht. Ich rathe dir, sey auf deiner Hut! von nun an werde ich auf alle deine Schritte und Tritte, auf alle deine Worte und Handlungen Acht geben lassen; und versiehst du es im mindesten, so bist

du geliefert. Dieß merke dir und geh! Du wirst mir verächtlich! Geh, geh!

Ich (entschlossen): Verächtlich? Ich bitte dich, Repräsentant, ließ das Billet noch einmal, und du wirst sehen, daß du dich übereilst! Höre nur noch etwas gelassen zu! Sieh, wie du selbst einsiehst, und neben dir jeder Einsichtige: Eure Besatzung ist zu schwach, sich mit Vortheil gegen die Belagerer länger zu behaupten. So weit die Preußen und Oestreicher jezt vorgedrungen sind, und so wenig Ihr auf die Ehrlichkeit Eurer Generale, und den Ernst und die Bereitwilligkeit Eurer Nation, wie es scheint, rechnen könnt, um Entsatz mit Sicherheit zu erwarten, so sicher mußt du einsehen, daß Landau den Preußen gewiß in die Hände fallen wird. Fällt es durch Sturm oder Bombardement, dann wehe dir, wehe der Besatzung! Zum Sturm und Bombardement hat der Kronprinz von Preußen Beruf und Mittel: und dennoch wünscht dieser menschenfreundliche Prinz, das auf friedlichem Unterhandlungswege an sich zu bringen, was am Ende unwidersprechlich seine werden muß; und dieß wünscht er ohne die Häuser der Landauer einzuäschern, oder Menschenblut zu vergießen. Repräsentant, kann ein Fürst je edler, je menschenfreundlicher denken? Und, sieh, zu diesem guten Werke wirst du — du, dessen Pflicht es

ist, für das Beßte der Landauer Bürger und Soldaten zu sorgen, und im Fall der Noth aus dieser Noth eine Tugend der Schonung und Erhaltung zu machen, Du, sag ich, wirst zu diesem guten Werke mitaufgefodert! — Ich thue das nun; und blos darum willst du mich verächtlich finden? Bey Gott, Repräsentant, Menschenrechte zu retten, kann dir nicht heiliger — Verrätherey zu verabscheuen, kann dir nicht pflichtiger seyn, als mir! Hätte ich nicht Alles nach meiner eignen Ueberzeugung gerade so gefunden, wie ich es dir hier zergliederte: wahrlich, ich stände nicht vor dir! Geirrt kann ich haben, aber zum Verräther an deiner Nation durch dich zu werden — o Dentzel, wenn ich dazu fähig wäre, dann lieber todt als lebendig!

Dentzel: Alles gut, Laukhard: aber meine Pflicht und Ehre gebieten mir, das Aeußerste abzuwarten; und gehts dann nicht anders: wohlan ich schwur auf Tod! Genug, du würdest mich sehr verkennen, wenn du mich auf irgend einen Fall einer Verrätherey fähig halten wolltest: und damit ist es alle! Von nun an besuchst du mich nicht weiter, gehst und bist — ich rathe es dir wohlbedächtig — forthin ganz auf deiner Hut!

Der Ton und die Miene, womit Dentzel das alles sagte, überraschte meine Erwartung sehr, und brachte mich nicht wenig außer Fassung. Ich be-

dachte, wen ich vor mir hatte, schwieg endlich und ging. Aber von nun an war guter Rath theuer! Dentzel hatte das eigenhändige Billet des Kronprinzen von Preußen in Händen: Dentzel war nichts weniger als verschwiegen, und Wein war sein Lieblingstrank. Wie leicht war es nun möglich, ein Wörtchen fallen zu lassen, das mir meinen Kopf hätte kosten können! Den Beleg dazu hatte er in Händen. Er konnte, wenn er mir sein Wort nicht halten wollte, diesen sogar benutzen, seine Treue und Anhänglichkeit für die Republik zu beweisen, und sich beym National-Convent festeres Zutrauen und entschiedenes Uebergewicht über seine Gegner, vorzüglich über Laubadere, zu verschaffen. Das alles ließ sich als möglich denken: ich dachte es ohne Unterlaß, und meine Seele schwebte auf der Folter der Furcht ohne Aufhören. — Und doch achtet man das Alles jezt wie für nichts.

Da ich, wie die Folge zeigen wird, so lange ich in Frankreich war, mehr denn einmal, als der Verrätherey verdächtig, vor Gericht gefodert, auch zweymal förmlich deswegen eingezogen, am Ende aber noch immer mit dem Leben davon gekommen bin: so muß man Dentzeln das Verdienst lassen, daß er, troz allen seinen Schwächen, dennoch Mann genug gewesen ist, der Französischen Nation

eben so treu zu dienen, als einem Unvorsichtigen Wort zu halten, und dadurch dessen Leben zu retten. Daß Deutzel, in dieser Rücksicht, sich ein sehr großes Verdienst um mich erworben hat, wird die Folge erst ausweisen.

Viertes Kapitel.

Aufstand wider Deutzel. Gefahr für mich.

Es war an einem Sonntage Nachmittag, etwan vierzehn Tage nach meiner Ankunft in Landau, als in allen Straßen ein gräßliches Geschrey ertönte. Aux armes Volontaires! schrie man, Aux armes! On va nous trahir. C'est Deutzel, qui veut nous livrer aux prussiens! — Dieses Zetergeschrey hörte man in allen Straßen der Stadt, und ehe man sichs versah, stand die ganze Garnison unter den Waffen.

Laubadere erschien auf dem Paradeplatze, gerade vor dem Kaufhause, und hielt eine Rede an die Soldaten, worin er sie versicherte: daß er sein Leben eher verlieren, als etwas Böses wider sein Vaterland unternehmen würde. Dabey sagte er ganz deutlich, daß unter denen, in deren Hän-

den viel Gewalt wäre (entre les mains desquels se trouve un grand pouvoir), Spitzbuben und Schufte wären, welche man, wie alte Schweine, abfehlen müsse, (qu il faut égorger comme de vieux porcs). Mit diesen Worten zielte der General ganz sichtbar auf den Repräsentanten.

Woher der erste Lärmen seinen Ursprung genommen hatte, weis ich nicht genau anzugeben. So viel ist sicher, daß Dentzel auf dem Conseil de défense gewesen war, und da gesagt hatte, daß er nur schwache Hoffnung zum Entsatz hätte, und daß Landau wohl noch fürchterlich fallen könnte. Delmas und Laubadere waren zugegen. Ersterer gab Dentzeln Beyfall, und lachte. Laubadere ward böse, und sagte: Nur Uebelgesinnte könnten an der Wohlfahrt und Rettung des Vaterlandes zweifeln! Darauf fuhr Dentzel auf, und versicherte, daß vielleicht der am wenigsten Hoffnung zur Erhaltung der Republik hegte, der sie jezt für unbezwinglich ausgäbe. — Sie waren darauf fortgegangen, jeder aber mogte wohl noch dieses und jenes zu Andern gesagt haben, worüber denn der Spektakel ausbrach.

Ob Dentzel meine Angabe von der Gefahr für ihn und die Landauer, im Falle einer gewaltsamen Eroberung, vielleicht nach meinem Abschiede, ernstlicher überlegt, und durch die lebhafte

Vorstellung derselben, wie durch den Glauben an die Unmöglichkeit des Entsatzes, wegen der Unzuverlässigkeit der Generale, nachher bewogen seyn mag, den erwähnten Vortrag auf dem Conseil zu thun, ohne auch nur aus der Ferne an die versprochne Belohnung im Gelde zu denken, kann ich eben so wenig sagen, als ob er vielleicht im Rausche, oder in ungeprüften Vertrauen den Antrag des Kronprinzen und meine Unterhandlung dabey, wenn gleich mit Tadel oder Misbilligung, schon vorher irgend einem, z. B. seinem Freunde, dem General Delmas — denn dieser lachte nur auf dem Conseil, als Laubadere donnerte — oder jemanden anders, ja, gar vielleicht mehrern entdeckt habe; ob ferner diese, seine Offenheit im Rausche, oder sein Zutrauen misbraucht, seinen Tadel oder seine Verachtung des Kronprinzlichen Antrags verschwiegen oder verdreht, und durch falsche Hinterbringung den Laubadere noch ärger gegen ihn aufgebracht haben mögen, so daß dieser den Volontärs ein bedeutendes Wort darüber zufließen ließ, und dadurch den Aufstand zuerst veranlaßte: das alles ist mir ein Räthsel. Etwas von allem diesem muß durchaus vorgefallen seyn: das beweiset der Aufstand, und die Gefahr darin für Dentzel und für mich. Daß aber dieses Etwas noch im Dunkel, selbst in Frankreich, liege,

ist wieder aus dem Erfolge klar. Denn Dentzel wurde bald nach dem Entsatz von Landau, eben wegen Landau *), von neuem förmlich eingezogen, und mußte nachher sehr lange, auch noch nach dem Tode des Robespierre, in Paris gefangen sitzen. Da also diese Begebenheit noch in Frankreich selbst unbekannt, wenigstens nicht als gewiß entschieden ist — sonst hätte Robespierre Dentzels Kopf wohl schwerlich verschont —: so würde ich wirklich zu weit gehen, wenn ich weitere Conjekturen zur Entfaltung dieser verwickelten Sache wagen wollte.

Ich wenigstens habe Dentzel als einen würdigen Repräsentanten, und als Mann von Pflicht und Ehre gefunden: und dieß mein Bekenntniß muß, da ich weder von dem einen, noch dem andern jezt mehr etwas zu fürchten oder zu hoffen habe, seine Feinde und Ankläger besänftigen, wenn sie sonst Lust haben, gerecht und unpartheyisch gegen ihn weiterhin sich zu zeigen. Uebrigens lasse ich alles Andere dahin gestellt seyn, und erzähle blos

---

*) In dem Namen-Verzeichnisse der vielen Deputirten, welche im Jahre 1794 zu Paris gefangen saßen, und erst im Herbste eben des Jahres aus dem Gefängnisse entlassen wurden, stand bey Dentzels Namen: detenu pour l'affaire de Landau.

noch die Folgen, welche aus meiner Mission schon in Landau für Dentzel und für mich entstanden sind, und was für Einfluß sie auf die Belagerer gehabt hat.

Die Volontärs also liefen wie rasend in ganzen Haufen hin nach dem Hause des Repräsentanten, und foderten mit den ärgsten Flüchen und Drohungen, daß er erscheinen sollte. Dentzel erschien am Fenster, und wollte die Menge durch Zureden und Vertheidigung seiner Unschuld besänftigen, aber er hatte kaum angefangen, als mehr, denn 20 Gewehre gegen ihn losbrannten, doch, ohne ihn zu treffen. Dentzel entfloh hierauf, und verbarg sich, wie ich nachgehends gehört habe, in ein leeres Weinfaß im Keller.

Laubadere war bald von der Gefahr, worin Dentzel sich befand, unterrichtet. Weil er nun in schwere Verantwortung verfallen wäre, wenn die rasenden Soldaten dem Dentzel den Garaus gemacht hätten, so eilte er herbey, und haranguirte die Volontärs, welche immer schrieen: à bas le foutu mâtin! à bas le foutu traitre! Endlich nach vielem Schreien, Schimpfen und Sakramentiren, war Laubadere so glücklich, die wüthenden Leute — sie waren alle vom zweyten Bataillon la Correze — zu besänftigen, so daß sie abzogen, und Dentzels Wohnung ruhig ließen. Es wurde aber diesem, damit er bey einem neuen

Tumulte sicher seyn könnte, eine Schutzwache von zwölf Mann gegeben.

Die Volontärs gingen indeß noch nicht nach ihren Quartieren, sondern schickten eine starke Deputation aus ihrem Mittel an den General, welche fodern mußte: Man sollte Dentzel außer aller Aktivität setzen, und sobald es geschehen könnte, bey dem Heilsausschuß, als einen Feind und Verräther des Vaterlands und der Republik angeben. Laubadere, um sie zu beruhigen, bewilligte alles, und von dieser Zeit an, — wo Dentzel in Arrest gerieth — hat er einige Wochen lang ein unumschränktes Ansehen in Landau behauptet. Die ganze folgende Nacht war fürchterlich unruhig: kein Mensch unterstand sich, auf der Straße zu erscheinen, oder herumzugehen.

Wie mir bey dieser Sache ums Herz war, mögen sich die Leser vorstellen. Ich ging indeß doch ins Lamm zu den Offizieren, und fragte, warum denn der Repräsentant so verfolgt würde? Warum? — Er steckt mit den Preußen unter einer Decke, der sacre bougre! Er will die Stadt verrathen, und uns alle dem Feinde in die Hände spielen. Er hat sogar seine Spionen hier! Aber wenn wir diese herauskriegen, so soll auch kein Fetzen an ihnen ganz bleiben. — Das war freilich kein tröstliches Avertissement für meine Wenigkeit!

Ich legte mich erst späte nieder, und schlief noch weniger. Ohngefähr um zwey Uhr nach Mitternacht kam der Gemeinde-Bote und foderte mich aufs Rathhaus oder Gemeinhaus. Ich erschrack anfangs nicht wenig, faßte mich jedoch bald, und fragte: was man mit mir wollte? Das weis ich nicht, erwiederte der Gemeinde-Bote: ich soll dich hier nur abholen. Ich folgte dem Menschen bis in die Gerichtsstube.

Man hielt da gerade einen sogenannten Sicherheits- oder Kriegsrath (Conseil de défense), wobey der General Laubadere auch gegenwärtig war, aber kein Wort hören ließ. Man foderte mich sofort vor die Schranken, und legte mir folgende Fragen vor: „Ob und seit wann ich Dentzel kennte? Ob ich ehedem starken Umgang mit ihm gehabt — Ob ich seit dem Anfange der Revolution an ihn geschrieben — Ob ich Briefe von ihm erhalten hätte? Ob mich der preußische General Mannstein — ich begreife noch immer nicht recht, wie man hier auf den General Mannstein gekommen ist! Mannstein war, so viel ich mich entsinne, damals nicht bey Landau, wenigstens habe ich ihn nicht gesehen, und er hat überhaupt eben nicht gar großen Einfluß bey der Preußischen Armee gehabt, besonders nachdem das, was zwis

schen ihm und den Franzosen bey St: Menehoud vorgefallen war, zu sehr bekannt ward — also: ob der General Mannstein mich an Dentzel geschickt, und ihm durch mich eine Summe Geldes für die Uebergabe von Landau habe bieten lassen? Ob Dentzel nicht gegen mich über die Republik räsonnirt, und gesagt habe, daß sie zu Grund gehen müßte? Diese, und wohl noch zwanzig andre Fragen beantwortete ich so freymüthig und befriedigend für das Conseil de défense, daß es beschloß, mich auf der Stelle frey zu lassen — weil es an mir keinen Verdacht einer Falschheit oder Subornation finde. — Wer war froher, als ich, daß ich den Klauen einer Inquisition entgangen war, wobey ich, wie ich schon gemerkt hatte, gar leicht meinen besten Kopf hätte verlieren können. Ich ging nach meinem Quartier und legte mich schlafen.

Früh gegen 10 Uhr ließ Laubadere mich holen. Er war allein und sehr freundlich gegen mich. Nachdem er mich hatte niedersetzen und einen Becher Wein trinken lassen, redete er mich so an:

Citoyen, Du bist zwar diese Nacht für unverdächtig erklärt, und in Freyheit gesezt worden: Aber du darfst eben nicht denken, daß nun alles aufs Reine sey.

Ich: Wie denn so? Hat jemand noch was gegen mich einzuwenden?

Er: Ich und noch mehrere sind überzeugt, daß du ein Emissär der Preußen bist, der hieher kam, um Dentzel zu bestechen.

Ich: Ey, setzt doch einmal an! Wenn du das so sicher weißt, warum hast du denn diese Nacht auf dem Conseil de défense geschwiegen?

Er: Närrischer Kopf, das hab' ich deinetwegen gethan! Ich wollte dich nicht in Gefahr bringen: aber hier mußt du mir bekennen.

Ich: Was hast du denn für ein Recht, mich so zu Rede zu stellen?

Er: Wenn du mir hier nicht bekennst, so laß ich dich wieder aufs Conseil fodern. Dentzel ist ein schlechter Mensch (malheureux).

Ich: Was geht das mich an?

Er: Gegen dich ist er auch ein Verräther.

Ich: So?

Er: Ja, gegen dich! Er hat eben heute ausgesagt, daß du von den Feinden, und namentlich vom General Mannstein, (ich holte wieder ganz frey Odem) an ihn geschickt seyst, und ihm allerley Vorschläge zur Uebergabe gethan habest.

Ich: Wenn Dentzel das gesagt hat, so ist er ein Lügner.

Er: Das kannst du so hinsagen? — Gut: Ich werde ihn mit dir konfrontiren lassen. — Doch nein, du daurest mich: du bist ein leichtsinniger,

unbesonnener Mensch, oder vielleicht aus Unkunde für deine Tyrannen eingenommen. Kurz, dir kann ich es nicht verdenken, wenn du dich durch Anlagen verrätherischer Absichten an der Republik versündigt hast. Also gestehe mir nur frey, wie weit du mit Dentzel gekommen bist, und ich verspreche dir, daß du keine Gefahr laufen sollst.

Ich: General, mache mir den Kopf nicht warm, oder komm sofort aufs Conseil, und bringe deine Aussage da an!

Er: Citoyen, besinne dich: du willst aufs Conseil? Ich bitte dich um deines eignen Kopfs willen, bekenne mir, was an der Sache ist, und du bist sicher! Denn kömmst du nochmals vors Conseil, so wirst du arretirt, und es geht an deine Gurgel.

Ich: Ich fürchte nichts! Komm, ich gehe aufs Conseil, und wenn du mich nicht hinbringen läßt, so gehe ich allein hin, und erzähle, wie du mich behandelst. Verstehst du mich, General? Du bist Dentzels Feind: den willst du stürzen, und mich vielleicht zum Werkzeuge deiner Absicht gebrauchen. Aber ich sage dir, du kömmst schief bey mir an. Dentzel ist unschuldig, wenigstens weis ich nichts, das ihm zur Last fallen könnte.

Er: Also hältst du ihn wirklich für unschuldig?

Ich: Allerdings! Ich bitte dich nochmals, General, laß mich in Ruhe, oder ich muß mir beym Conseil Ruhe schaffen.

Laubadere schien wirklich von meiner Unschuld überzeugt zu seyn, wenigstens sagte er mir endlich, daß er mich nur für verdächtig gehalten, und mich darum sondirt habe. Er hätte geglaubt, mich auf die Probe stellen zu müssen: ob ich und Dentzel oder vielleicht neben uns, noch andre Uebelgesinnte etwas Arges gegen Landau im Schilde führten. Nun aber sey er vor der Hand von meiner Ehrlichkeit überzeugt: ich sollte jezt nur gehen, mich aber um zwölf Uhr unfehlbar bey ihm zum Essen einfinden.

Bey diesem sehr frugalen Mittagsmale lernte ich den Kriegskommissär von Landau näher kennen, einen schon ältlichen Mann und ehemaligen Freund des großen Voltaire. Er war aus Genf, und hatte vor Zeiten da advocirt, war aber bey der lezten Genfer aristokratischen Revolution genöthiget worden, sich zu entfernen. Es war mir besonders lieb, mit einem Manne zu sprechen, der mir vom alten Philosophen, den ich schon längst verehrt hatte, und dessen Dictionnaire philosophique mein symbolisches Buch ist, allerley Anekdoten erzählte. Ich habe nachher noch mehrmalen mit diesem Manne, welcher Fatio hieß, zu thun gehabt, und allemal

etwas Intereſſantes von ihm erfahren. Unter anderm einmal Folgendes:

Ein vornehmer Bankier aus Genf, Namens Rilliet, Vetter der reichen Gebrüder Rilliet zu Paris, welcher in ſeiner Jugend viele Geſchäfte, beſonders in Frankreich und Italien gemacht, und ſeine beſte Zeit auf Reiſen verlebt hatte, heurathete ohngefähr im Jahr 1786 ein armes Fräulein von Planta. Rilliet that dieß, um durch den Adel ſeiner Frau ſich mitzuadeln: denn in dem damals ariſtokratiſchen Genf war die erztolle Gewohnheit, daß die Männer ſich nach ihren adelichen Weibern auch adelich ſchrieben. So hätte denn dieſer Herr Bankier Rilliet, forthin Hr. Rilliet von Planta geheißen. Allein gleich in der Hochzeitnacht merkte er, daß ſeine Jungfer Braut nichts weniger als Jungfer war. Er machte ihr ſeine Entdekung bekannt, und ſie geſtand ihm mit Thränen, daß es an dem ſey, und daß ihr eigner Bruder, — der Obriſt Planta, damals in franzöſiſchen Dienſten, ſie in Beſançon zur Mutter gemacht habe. — Rilliet trennte ſich von ihr, und verſprach ihr jährlich 8000 Livres. Dieſe Summe war aber der Mutter und dem Bruder nicht hinlänglich. Sie ſteckten ſich alſo hinter die vornehmen Genfer, und dieſe brachten es dahin, daß zwar die Scheidung vor ſich ging; daß aber Rilliet, der ein

großer Pinsel seyn mußte, noch obendrein aus dem Rathe, dessen Mitglied er war, gestoßen, und zu einer weit größern, jährlichen Summe für seine — disgustirte Braut verdammt wurde. Ueberhaupt war der Kommissär sehr übel zu sprechen auf die faden Genfer und ihre noch fadere, lächerliche Wirthschaft.

Als er merkte, daß ich orthographisch französisch schrieb, trug er mir auf, die Bons oder die Brod- Fleisch- Oehl- und andere Zettel für die Subsistenz der Deserteurs in Zukunft zu besorgen, statt des Maroufles, des Sergeanten Schmid, welcher weder lesen noch schreiben konnte. Für diese Bemühung erhielt ich alle 4 Tage eine Mundportion mehr, als die Andern, wie auch alle 5 Tage 40 Sous Zulage in Papier.

Ich muß dem General Laubadere nachsagen, daß er von diesem für mich gefährlichen Tage an, mich besonders gut leiden konnte, und daß er mir oft gestand, er habe mir durch seinen ungegründeten Verdacht Unrecht gethan. — Du lieber Gott! — Doch Practor non judicat interiora.

Fünftes Kapitel.

Fernere Begebenheiten in Landau.

Von dieser Zeit an ließ der Kronprinz von Preußen, der auf meine Vermittelung vielleicht mehr rechnete, als meine beschriebene Lage sie zuließ, Landau beynahe täglich durch Trompeter zur Uebergabe auffodern, erhielt aber immer die Antwort: daß man Entsatz erwarte und das Aeußerste daran wagen wolle, diese wichtige Festung dem Freystaate zu erhalten.

Deutzel saß indessen immer in Arrest; aber nachdem die Leute kaltblütiger geworden waren, fingen schon Viele unter den Bürgern und Soldaten an, ihn für unschuldig zu erkennen, und das harte Verfahren wider ihn auf den Haß zu schieben, womit Laubadere ihn verfolgte. Laubadere verlangte demnach, daß man die Sache nach Paris schicken sollte: allein das Conseil de défense wendete dawider ein, daß dieses nicht anginge, weil die Briefschaften vom Feinde aufgefangen werden könnten, wodurch denn dieser nothwendig von Landau's ganzer innern Lage unterrichtet wer-

den müßte. Denzels Sache blieb also noch einige Zeit liegen.

Zu Anfange des Oktobers brachten die patrouillirenden Reuter einen Menschen ein, welcher etwan vier Monate vorher vom 21ten Regimente desertirt war. Sie hatten ihn in den Weinbergen angetroffen, wohin er sich, wie er sagte, begeben hatte, um wieder zu seinen Republikanern zurück zu kehren, und dieß aus Reue über seine Desertion. Aber alle diese Ausflüchte halfen ihm nichts. Laubadere ließ Gericht über ihn halten, und er wurde, so sehr sich auch Delmas und der Obrist von der Reuterey (einer der solidesten, vortrefflichsten Männer, die Frankreich alle haben mag) dawider sezten, kurz hernach am deutschen Thore todtgeschossen. Laubadere sagte ganz kaltblütig: sie sollten ihm erst ein anderes Gesetz machen, dann wollte er dem Deserteur Pardon geben. Durch diesen Zug von gesetzlicher Gerechtigkeitsliebe hat sich aber der brave General weder bey der Garnison, noch bey der Landauer Bürgerschaft beliebt gemacht.

Laubadere verlohr das Zutrauen der Landauer Bürger durch folgenden Vorfall noch mehr. Da er muthmaßen konnte, daß die Belagerung noch lange anhalten dürfte, so wollte er ein Gesetz in Ausübung bringen, welches einen General autorisirt, aus einer blokirten Stadt alle die zu entfernen,

welche bey der Belagerung unnütz sind. Er ließ daher dieses Gesetz abdrucken, und anschlagen und ermahnte die, welche sich unfähig fühlten, dem Vaterlande bey dem damaligen Zustande zu dienen, auszuwandern. Er ging noch weiter: er ließ durch einen Offizier, und durch einen Municipalbeamten von Haus zu Haus alle die aufschreiben, welche, seiner Instruction gemäß, auswandern sollten. Hiedurch aber entspann sich ein gefährlicher Aufstand: denn da sollten alte Männer, Weiber, Kinder, hochhaubige Mamsellen und Damen auswandern, und ihre Häuser, nebst Haab und Gut, im Stiche lassen. Ganz Landau kam darüber in Harnisch, und Laubadere mußte nachgeben. Das Gesetz, welches auf diese Art die Leute aus ihren Häusern jagt, ist hernach auch ganz und gar kassirt worden. Es war im Grunde auch unausführbar, und konnte zu dem gefährlichsten Aufstande, ja, zu Conspirationen mit dem Feinde Anlaß geben.

Dentzel, wie ich oben berichtete, hatte den Laubadere einen Bethbruder geheißen. Folgender Zug scheint das Gegentheil darzuthun. Er hieß mit dem Vornamen Joseph Marie *).

---

*) Man weiß, daß der Name der allerseligsten Jungfrau generis communis ist, und folglich Männern und Weibern beygelegt wird.

Um diese Zeit änderte er denselben, und nannte sich Maurice Leonor. Er wollte, wie er sagte, die Namen eines alten und dummen Hahnreys, und einer jungen jüdischen Hure nicht weiterhin führen*). Im Lamm zu Landau erzählte man mir diese Schnurre; und ich nahm mich — nicht sowohl um die Jungferschaft der Maria zu retten: denn an dieser liegt mir, unter uns gesagt, eben so wenig, als dem Papst Sixtus V. an der Jungferschaft der Königin Elisabeth lag**)! — sondern um den Lamm-Mamsellen zu hofiren, welche sich über diese Aeußerung zu entrüsten schienen, — des Jungfern-Blümchens der armen Marie an, wie auch der gehörnten Stirn des lieben Josephs, und suchte darzuthun, daß man den guten Leutchen zu nahe träte. Nun aber ging auch das Gespötte erst recht und allgemein los, und ich merkte, daß ich in einer Gesellschaft von Leuten war, vor denen jeder Kirchen-Christ ein Kreuz schlagen muß. Alles was kirchlich heilig heißt, wurde spöttisch

---

*) Zürnen Sie nicht, meine frommen Leser, daß ich diese, und weiterhin ähnliche Ausdrücke wiederhole! Eine Schrift, worin Beyträge zur neuern französischen Geschichte vorkommen, kann ohne dergleichen nicht bleiben. Berichteten doch auch die Evangelisten die Lästerungen der Juden auf Christum.

**) Virginem esse, parum curo: esse vero reginam Angliae — doleo.

herumgeholt, und insbesondere bekam die Historie unsers Herrn und Heilandes von Einigen gewaltige Stöße. „Was! rief endlich ein Offizier, Maria keine Hure? Sie war noch mehr: sie war eine Ehebrecherin von der allerseltsamsten Art: ich will es beweisen! Nicht wahr, Kameraden, Maria war Christi Mutter; Christi Vater war Gott der Vater. Maria war also Gott des Vaters Frau. Maria empfing Christum durch die Ueberschattung des heiligen Geistes. Der heilige Geist kam also Gott dem Vater, als Maria's Mann, ins Gehege, und sezte ihm Hörner auf. Der heilige Geist ist folglich ein Ehebrecher, Maria eine Ehebrecherin; und was ist nun Christus? —"

Seht Kameraden, fuhr er fort, solche abgeschmackte Fratzen trugen uns bisher unsre Pfaffen als Glaubens-Artikel, und Bedingungen unserer Seligkeit vor, und nannten die Heiden blind, wegen ihrer mythologischen Lehren über Jupiter und andere Götter und Göttinnen! — Versteht mich aber recht, Kameraden! Was ich jezt sagte, ist eine chikanirende Widerlegung der abgeschmackten und den gesunden Menschenverstand ewig chikanirenden Hauptlehre unserer Pfaffen und Pfaffenrey. Sonst ist und bleibt Christus eins der ehrwürdigen Muster für alle Retter der Vernunft, der wahren Moral und Religion, und vorzüglich der

Rechte der Menschheit und der Toleranz vor den Eingriffen der schmutzig interessirten und Mosaisch-herrschsüchtigen Pfaffen. Die Schriftgelehrten und die Pharisäer, überhaupt die Pfaffen jener Zeit, waren dem edlen Christus, wie ihr wißt, unausstehlich. Wo er nur konnte, stellte er sie an den Pranger als Heuchler, übertünchte Gräber u. dgl. Von Anbetung im Tempel zu Jerusalem, oder auf dem Berge zu Samarien wollte er nichts wissen, nur von Anbetung des Vaters aller Menschen im Geist und nach der Wahrheit. Die Scheidewand zwischen Juden und Heiden lehrte er zerstöhren; und nach seiner Vorschrift sollte nur Eine Heerde und Ein Schaafstall seyn. Alle Menschen, ohne Unterschied des Standes und der Geburt sollten Brüder seyn, wie Alle nur Eines Vaters Kinder wären — Gottes. — Seht Kameraden, dahin muß es in Frankreich erst noch kommen, wenn wir wahre Christen seyn wollen. *) Bisher waren wir Pfaffen- und Kirchen-Christen, ich meyne getaufte Büttel der Vernunft und der Menschheit.

---

*) Was hier der Offizier behauptete, sah der National-Convent, durch die Kabalen und Faktionen der Priester aufmerksam gemacht, endlich auch ein: und daher der damals in Frankreich bald erfolgende Einsturz des päpstlichen Kirchensystems. In Landau war die lezte Messe den 27sten December, 1793. Statt sich darüber zu ängstigen, erschallte Spott und Jubel. So locker sizt dem Volke sein — Pfaffe! Und doch will man durch ihn sich sichern!

Aber hört weiter, Kameraden! Sind wir erst wahre Christen, das ist, vernünftige Menschen, und sehen wir ein, daß die Hauptsittengesetze, welche Christus vortrug, Sittengesetze der allgemeinen Vernunft, oder der moralischen Harmonie sind, die wir, wie Christus, durch unsere besondere Vernunft auffinden und als verbindlich anerkennen, und bemühen wir uns ernstlich, sie durch den Einfluß unseres Willens auszuüben, um das im Kleinen zu werden, was Gott im Großen ist, thätig, weise, gütig und gerecht, und dieß soweit unsere Kräfte zureichen, zum Besten des Einzelnen und des Ganzen: o dann können wir alle Pfaffen und Kirchen und Kirchenlehren entbehren, und uns kann es gleichviel seyn, ob Christus dieß oder jenes war: denn der Werth seiner Lehre hängt nicht von seiner Person, sondern von der Uebereinstimmung mit der Vernunft ab. u. s. w."

Vorträge von dieser Art über Moral, Religion, Menschen-Rechte, Staat, Politik u. dgl. hört man in den Gasthöfen und Schenken Frankreichs jezt beynahe ohne Unterlaß: und wo solche Vorträge auf solche Art gehört werden, da höre ich lieber zu, als daß ich sie durch Dreinreden oder Widersprechen stöhren sollte. Ich schwieg also gleich, und ließ Joseph und Maria fahren, sobald ich merkte, daß meine Apologie wenig fruchten würde.

Da ich eben auch keine Luſt hatte, meinen eignen Glauben, den Lamm-Mamſellen zu Gefallen, zum Scheine weiter zu widerlegen: ſo ließ ich alles gehen, wie es ging, und hörte den theils gröbern, theils feinern Sarkasmen Manches dieſer Spötter nicht ohne Theilnahme und ganz gelaſſen zu: Denn die Verſpottung der heiligen Fratzen halte ich ſchon lange für eine Art von Genugthuung — dafür, daß man die Denk- und Preßfreyheit urſprünglich und hauptſächlich um ihrentwillen beſchränkt und verfolgt hat.

Ueberhaupt merkte ich nicht nur hier, ſondern faſt in allen Städten Frankreichs, in welchen ich geweſen bin, ein Ideen-Commerz, das mich oft in Erſtaunen ſezte. Die mehrſten hatte man, wie die Meiſten, die ich darüber befragte, mich verſicherten, ſchon vor der Revolution in Geheim für ſich geſammelt, und dieß um ſo gieriger, je ſtrenger man die Bücher verboth, worin ſie vorkamen. Und ſo iſt es auch hier wahr; daß jedes Bücherverboth mehr ſchadet, als nützet. Läßt man jedes Buch ſeinen Weg ungehindert wandern: ſo wird der geringſte Theil des Publikums es ſeiner Aufmerkſamkeit kaum werth halten; im umgekehrten Falle — der größte. Ueberdieß, enthält ein Buch Irrthümer, auch gefährliche, und cirkulirt es frey und frank: ſo kommen dieſe deſto eher und

freymüthiger zur Sprache zum pro und Contra, und die Wahrheit behält am Ende die Oberhand.

Das Ideen = Commerz der Franzosen hat selbst durch den Krieg unendlich gewonnen. Denn, auch von dem weckenden Geiste der Revolution abgesehen, giebt es jezt kein Kriegsheer weiter, worin die Köpfe von jeder Art so komplicirt und vereint wären, als in ihrem. Ueberall ungehinderte Mittheilung der Grundsätze, Gedanken und Erfahrungen unter den vielen Hunderttausenden von verschiedenen Gewerben, aus Landleuten, Bürgern, Kaufleuten, Gelehrten, Künstlern u. s. w. Fürwahr Robespierre ist durch sein allgemeines Aufgebot — in gewisser Rücksicht — der Prometheus von Frankreich geworden! —

Hier zugleich ein Wort von dem katholischen Pfarrer in Landau! Er hieß Ackermann und ist ein heller Kopf und warmer Freund seines Vaterlands. Ehedem hatten die Augustiner, welche in Landau eingeklostert waren, und eine Mission Franziskaner, woraus Herr Jäger in seinem Lexikon ein Franziskaner = Kloster gemacht hat, nebst einigen Stiftsgeistlichen die Seelsorge für die katholischen Schäflein. Bey der Revolution fiel alles das weg, und die Landauer fanden, daß für ihre ohnehin schwache katholische Gemeinde Ein Geistlicher zureichte. Herr Ackermann erhielt diese

Stelle, und trug kein Bedenken, den Nationals-Eid abzulegen. Viele orthodoxen Katholiken nahmen ihm das anfänglich freilich sehr übel. Ackermann indeß fing an, seine Gemeinde über Moral, Religion, Kirchendienst und Patriotismus gehörig zu unterrichten, und Er ist es, dem die Landauer ihre bessere Einsicht verdanken. Er schrieb auch eine patriotische Zeitung, voll Bescheidenheit und Wahrheitsliebe; und seine Abhandlung über die Bedrückung der Franzosen unter der vorigen Regierung *) kann Niemand lesen, ohne die innigste Rührung und ohne Verabscheuung aller Tyranney und Tyrannen. Ich habe den Pastor Ackermann einigemal bey meinem Freunde Brion gesprochen, und wurde allemal entzückt über die guten, gesunden Urtheile, welche er über die Begebenheiten der Zeit fällte. Ein Mann, wie er, konnte das Papstthum ruhig fallen sehen, und bleiben, was er war — Mann von selbstständigem Werthe.

Das Papiergeld hatte damals in Landau wenig Werth. Der Repräsentant hatte zwar anschlagen und befehlen lassen, daß das Assignatengeld, oder wie man es damals gewöhnlich nannte, das Rauschegeld, im Gegensatz des Klingegel-

*) Landau, 1793.

des, so wie das Numerär- oder das baare Geld seinen Kurs haben sollte: aber daran kehrten sich die Landauer wenig: zwey Sous in Münze wurden 10, ja endlich gar 20 Sous in Papier gleich gehalten. Die Bouteille Wein, die man für 5 oder 6 Sous Geld haben konnte, kostete in den gewöhnlichen Weinhäusern schon 50, ja gar 60 Sous Papier. Dentzel wollte dieses Unwesen mit der Schärfe abschaffen, aber gerade, als er daran wollte, erregte sich der Aufstand, wodurch er ausser Aktivität gesezt wurde. Der General hatte das Herz dazu auch nicht; also blieb alles, bis zum Entsatz der Stadt, wonach denn freilich, sehr wahrscheinlich auch dort, das sogenannte Maximum, oder die allgemeine Taxe aller Waaren und aller Lebensmittel gegolten hat.

Der General unterhielt immer einige Leute, welche ihm beständig, wenigstens wöchentlich einmal, Nachricht von dem Zustande der Armee überbringen mußten. Daß diese nicht allemal erfreulich ausgefallen seyn wird, wissen die, welche sich der Begebenheiten der französischen Armeen von jener Zeit erinnern. Wie aber die Spione, lauter Landauer Bürger, immer so ungehindert durch die Belagerer schleichen konnten, begreife ich noch jezt nicht ganz. Die Stadt war enge eingeschlossen, also müssen die feindlichen Posten sehr geschlum-

mert, oder die Leute ganz besondere Schlupfwinkel gewußt, oder sonst Um- und Auswege gefunden haben.

Einmal habe ich in Landau einem sonderbaren Schauspiele beygewohnt. Als die Nachricht von der Hinrichtung der Marie Antoinette, Gemalin Ludwigs XVI, und von der des Generals Custine, der Laubadere's und Dentzels abgesagter Feind war, in Landau ankam, ließ sie der General sofort durch Abfeurung von 48 Kanonen feierlich bekannt machen. Darauf wurde ein großes Feuer auf dem Marktplatze angezündet, und der Schinder mußte die Bildnisse der Königin und des Custine hineinwerfen. Hierauf hielt Laubadere eine Rede, worin er auf die sacrée garce fürchterlich loszog, welche durch ihre Herrschsucht und ihre Hetzereyen am Wiener Hofe Frankreich und ganz Europa ins Unglück gestürzt habe. Endlich dankte er dem Genius der Republik, daß diese Pest nun durch das Beil der Gerechtigkeit (la glaive de la loi) vernichtet sey u. s. w. Die Volontärs applaudirten ihm wie rasend, und sangen zum Beschlusse ihre Camagnole,*) welches ein skan-

*) In den pieces fugitives et républicaines, wie auch in dem Parnasse républicain findet man eine Menge skandalöser Lieder auf den König, die Königin, die Emigranten, die Priester und die treulosen Generale. Ich kenne nichts Beißenders,

baldses Lied auf die Königin ist, durch alle Straßen. In ganz Frankreich hieß man die Königin schon lange nicht anders als Madame Veto; und daher heißt es in der Camagnole:

Madame Veto a mal au cû:
C'est la Fayette, qui l'a foutue
De son con tout brulè;
Fayette en porte la clé.
Dansons la Camagnole
Vive le son
Du Canon! *) u. s. w.

Ueberhaupt sind die Franzosen auf die Königin Antoinette weit mehr aufgebracht, als auf sonst jemanden, selbst den verabscheuungswürdigsten Egalité, sonst Herzog von Orleans, nicht ausgenommen. Sie sehen diese Dame, als die Hauptursache alles Unglücks und alles Elendes an, welches über ihre Nation gekommen ist; ja, sie nennen ihren Namen nicht, ohne auszuspuken und ohne die heftigsten Verwünschungen gegen ihr Andenken auszustoßen.

---

als diesen kaustischen Zuchtspiegel für recht Viele von denen, welche sich Götter der Erde dünken.

*) Was man in Frankreich und am Rheine und wo es nur Neufranken giebt, öffentlich singt und nachsingt, ist die Camagnole. Also —

Ich sprach lange nachher einmal in Dijon über die Standhaftigkeit, mit welcher diese Prinzessin gestorben ist, und rühmte es wenigstens, daß sie ohne Aengstlichkeit und ohne Troz auf der Blutbühne erschienen sey, auch alle Schmähungen des Pariser Pöbels, ohne ihre Miene zu verändern, männlich verschmerzt habe. Ist das wohl lobenswerth? erwiderte mir ein Chirurgus: Starb nicht auch Mandrin mit der größten Standhaftigkeit sogar auf dem Rade? Ich leugne gar nicht, fuhr er fort, daß Antoinette einen großen Geist gehabt hat: sie war ja die Tochter der berüchtigten Marie Therese! Aber eben deswegen war sie für Frankreich desto schlimmer und gefährlicher: denn Größe ist nicht immer Güte. Genug wir sind froh, daß sie nicht mehr ist.

Die französische Zeitung, welche Doxon, der General-Adjutant, aus der Straßburger und Pariser französischen Zeitung in Landau auch französisch herausgab, war immer voll Invektiven auf die Könige und die Aristokraten. Mitunter lieferte er auch Verse von seinem eiguen Machwerk, die aber sehr elend und abgeschmackt ausfielen. Diese Zeitung hörte zu meiner Zeit schon auf: denn die von Paris und Strasburg kamen nicht mehr durch.

Auf dem Gemeinhause waren alle Wände beklebt mit Dekreten und Verordnungen, täglichen

Nachrichten u. dgl. Diese Zettel wurden von Zeit zu Zeit abgerissen, und es fand sich, daß manche, wenn sie oben das Bedürfniß aufs Häuschen zu gehen spührten, im Herabgehen einen Zettel von der Wand abrissen. Es wurde also öffentlich durch den Ausrufer angesagt, daß wer künftig auf der Straße oder auf dem Gemeinhause einen angeschlagenen Zettel abreiße, eine achttägige Arreststrafe zu gewarten habe. Herrmann, ein Zuckerbecker und Mitglied der Municipalität, wurde darüber ertappt, und nun nicht nur auf acht Tage eingesteckt, sondern auch seines Amtes entsezt.

Zur Zeit des Terrorismus oder des Schreckenssystems in Frankreich wurde die Abreißung der angeschlagnen Zettel allemal mit dem Tode bestraft, indem man das als ein Zeichen des Misfallens an der Verfassung, und als ein Signal zur Meuterey ansah. In Landau war man damals nicht so strenge. Ueberhaupt konnte man ziemlich laut sagen, was man an der neuen Verfassung zu tadeln fand. Einige thaten dieß auch freymüthig genug, weil sie schon als gewiß voraussezten, daß die zu schwach besezte Stadt in die Hände der Preußen fallen würde. Die öffentliche Meynung war und blieb indeß immer für die Republik. Landau zählte nur wenig Aristokraten.

Den Rektor der Landauer lateinischen Schule habe ich auch kennen lernen. Der Mensch war ein wahrer Ignoraut, und hieß Schuch. Wie ich den Rektor fand, so fand ich auch den Konrektor und die ganze Schule. Wahrscheinlich ist jezt auch dieses Gymnasium, so wie alle andre in Frankreich aufgehoben. Aber wenn es für manche höhere Schulanstalt Schade war, daß man sie kassirte, so war es das gewiß nicht für die Landauer.

Sechstes Kapitel.

Französisches Militär.

Ich war nach der überstandnen Gefahr ziemlich ruhig, und suchte die Zeit so gut, als ich konnte, hinzubringen. Da man mit niemanden in der Welt eher Bekanntschaft machen und Freundschaft und Umgang errichten kann, als mit den gutmüthigen, jovialischen und offnen Franzosen, so war es auch sehr leicht, Viele von der damaligen Landauer Garnison näher kennen zu lernen.

Ich hatte noch immer allerley Vorurtheile gegen die französischen Volontärs mitgebracht, wel-

ehe ich hier aber bald und gerne ablegte: denn ich fand diese Leute weit besser, als ich sie mir vorher gedacht hatte. Man weis ja, wie sauber man die französischen Ohnehosen (Sansculottes) und ihre Ohnehosenschaft (Sansculotterie) beschrieben hat, und hier und da noch beschreibt! Die von der französischen Nation organisirte Militz erschien überall wie ein Haufen roher Buben, der nicht besser wäre, als ein Haufen Luftgesindel und Zigeuner. Pfui der Lügen und der Schande! — Ich hatte zwar von den Volontärs nicht mehr so arge und kindische Vorstellungen, als Herr von Göchhausen und Consorten: ich dachte mir aber doch ganz andre Leute unter ihnen, als ich nachher wirklich fand.

Freilich waren sie nicht so nach der Schnur gezogen und geübt, wie die Preußen; sie marschierten nicht so nach und auf der Linie; sie konnten kein Minutenfeuer machen, und preßten sich nicht in ihre Röckchen ein, wie diese. Dagegen aber verstanden sie ihren Dienst hinlänglich und hatten, was allen unsern Lohnsoldaten fehlt, eine unbegränzte Anhänglichkeit für ihre Sache. Ich habe fast von allen gehört, daß sie wüßten, wofür sie kämpften, und daß ihnen der Proceß ihrer Nation lieber und theurer sey, als ihr Leben. Das einzige Wort: „Es lebe die Republik!" ist bey den Volontärs allemal das Erste, und das Lezte; und alle ihre Gesinnungen

und Anstrengungen erhalten von dieser Haupt-Idee Leben und Feuer. Freyheit oder Tod ist ihre einzige und ewige Alternative.

Ich erkundigte mich sehr genau nach der Art, wie man diese meist sehr jungen Leute unter das Gewehr gebracht hatte, und fand, daß obgleich Mehrere auf den Befehl ihrer Vorgesezten mitmußten, doch die Allermeisten ganz freywillig zugelaufen waren. Ihrer Begierde, dem Vaterlande zu dienen, konnten die abgeschmackten Beschreibungen und Mährchen nicht Einhalt thun, welche das Gesindel der Aristokraten in ganz Frankreich verbreitet hatte. Man hatte nämlich mit Fleiß ausgesprengt, daß der Feind so und so vielmal stärker wäre, als er wirklich war, und daß weder die Preußen noch die Oestreicher von Weichen wüßten, auch nicht von Pardon. —

Daß sie im Jahre 1792 aus Frankreich so eilig abzogen waren, schrieb man dem elenden Wetter und dem Mangel an Lebensmitteln allein zu: sonst würden die Preußen die Armee der Franken bey St. Menehould gänzlich zernichtet haben. Jezt aber — fuhren die Aristokraten fort — haben wir weiter nichts, als das allerschrecklichste Schicksal zu erwarten. Ludwig Capet ist hingerichtet, und die ganze Welt rüstet sich, seinen Tod zu rächen. Preußen und Oestreich, Holland und England,

Spanien und Sardinien, Rußland, und das ganze deutsche Reich, ja, alle andre Fürsten in ganz Europa, vielleicht auch gar der Großtürk fallen uns auf den Hals, und werden den Untergang unsrer ganzen Nation beschleunigen — sobald wir uns ihnen ferner widersetzen. Es ist aber den Großen von Europa blos darum zu thun, Ruhe und Wohlstand in Frankreich wieder herzustellen, und die Mörder des Königs zur Verantwortung und Strafe zu ziehen. Der Nationalkonvent sieht das ein, und weiß, daß er auf jeden Fall verlohren ist: und eben deßwegen will er mit Gewalt, daß wir uns rüsten, und gegen den unbezwinglichen und fürchterlichen Feind ziehen sollen. Wenn wir dieß thun, so sind wir und der Konvent verlohren: thun wir es aber nicht, je nun, so muß der Konvent nachgeben, und wir — wir haben Frieden und Ruhe!

Das war der Inhalt aller aristokratischen Predigten in Frankreich im Jahre 1793. Aber die Idee von einer gesetzmäßigen Freyheit, und einer edlen Unabhängigkeit ohne das Joch einer willkührlichen Herrschaft oder Despotie war schon damals so tief in die Gemüther eingedrungen, daß bey dem Aufgebot im Herbste eben des Jahres, Alles zulief, so sehr, daß man endlich gar genöthigt war, recht sehr Viele wieder nach Hause zu schicken.

Dieser Umstand ist in mancher Rücksicht wichtig. Denn es giebt gewisse deutsche Politikaster, welche die Bereitwilligkeit der Franzosen, gegen den Feind zu dienen, dem Zwange und der Guillotine zuschreiben, und eben dieses Mordinstrument zur Quelle des Republikanismus in Frankreich angeben. Aber abgerechnet, daß nur ein Schildaischer oder Schirachisirender Politiker dafür halten kann, daß ein feines, großes Volk sich aus Furcht vor der Guillotine, von einer kleinen, sehr kleinen Anzahl Bürger, deren Autorität sich lediglich auf den Begriff von Wahl und Freyheit stüzt, und nicht den geringsten herkömmlichen religiösen oder politischen Grund hat, bewegen lassen solle, seine Kinder den grausamsten, aufs äußerste erbitterten Feinden entgegen zu stellen, und dieß ganz gegen seine Neigung: dieses unsinnige, politische Geschwäz abgerechnet, so ist ja gewiß, daß bey dem Aufgebote von 1793 noch nicht die allergeringste Spur von Gewalt sichtbar war, geschweige denn, daß man denen, die nicht mitziehen wollten, mit der Guillotine gedroht hätte. Die jungen Franzosen waren ihrem Gesetze gehorsam, welches befiehlt, daß jeder Franzose gehalten ist, die Waffen zu ergreifen, wenn sein Vaterland leidet und es ihn dazu auffodert. Die aufgebotene Klasse ging auch ohne Murren. Woher sonst ihre Tapferkeit, ihre Siege!

Und wenn man ja noch an Zwang denken will, so überlege man nur, daß junge Mädchen — nicht Eine oder Zehne, denn die könnte man allenfalls ins Register der Närrinnen bringen, sondern mehrere Hunderte — sich erboten, mit ins Feld zu ziehen, daß Viele wirklich mitgezogen sind, und daß sie nachher, als es dem Frauenzimmer verboten wurde, Kriegsdienste zu leisten, ihr Geschlecht sehr sorgfältig verbargen, blos deswegen, damit sie der Ehre, für ihr Vaterland zu fechten, nicht beraubt werden mögten.

Hat man die Mädchen vielleicht auch mit der Guillotine bedroht? Das einfältige Gewäsche wäre überhaupt gar keiner Antwort werth, wenn nicht Männer, die doch für einsichtig gehalten werden wollen, Fratzen von der Art fleißig wiederholten, und dadurch der öffentlichen Meynung, so viel nämlich an ihnen ist, eine falsche Richtung beybrächten, und hiedurch den Krieg verlängern hälfen.

Und eben diese Männer sollten sich wirklich schämen, da sie doch wissen müssen, wenigstens wissen sollten, wenn ihr ganzes Studium nicht gerade so viel werth seyn soll, als eine taube Nuß, daß ehemals der bloße Republikanismus in Griechenland, zu Karthago, in der Schweiz, in Holland und in Amerika, die seltsamsten Wunder gethan hat. Weswegen lernen wir Geschichte? Vielleicht, daß

wir wissen mögen, quo anno ante Christum natum Minos Gesetze gegeben, und Miltiades die Perser geschlagen hat? Nein, wahrlich, wer mir nicht sagen kann, was die Gesetze des Minos bewirkt und was für Ursachen und Folgen die Siege des Miltiades gehabt haben, der mag meinetwegen auch vergessen, daß Minos und Miltiades je in der Welt waren.

Ich wenigstens habe sehr viele französische Soldaten gekannt, — ich ward, wie man dereinst sehen wird, selbst noch einer — und habe das an ihnen gefunden, was jene edlen Vertheidiger Griechenlands auch an sich hatten, nämlich warme Liebe zu ihrem Vaterlande, eine Liebe, die der Deutsche deswegen nicht kennt, weil er als Deutscher kein Vaterland mehr hat. Der Enthusiasmus für ein Phantom verraucht bald, aber der Enthusiasmus für ein wahres Gut dauert, so lange dieses Gut selbst dauert, und wird durch die Bemühungen derer, die uns das Gut entreißen wollen, nur noch mehr angefacht. Ein bestrittenes Gut, das uns interessirt, lernen wir eben durch das Bestreiten besser kennen und inniger lieben.

Man hatte mir die Subordination der Franzosen auf der häßlichsten Seite geschildert, und die Sanseulottes als die undisciplinirtesten Truppen ausgeschrieen: Aber ich sah sehr oft das Gegentheil.

Die Kriegsgesetze der Franzosen, welche in einem kleinen Buche, Côde militaire genannt, enthalten sind, sind so strenge und so kategorisch, als die Preußischen nimmer seyn können. Freilich steht nicht auf dem Titel: daß sie nur Unteroffiziere und gemeine Soldaten verbinden sollen: denn die französischen Kriegsgesetze gehen alle ihre Kriegsleute an, und werden — nach ihrem Gesetz der Gleichheit — ohne Ansehn der Person am Obristen wie am Gemeinen ausgeübt. Bey dem allem fodern die Gesetze ihres Côde militaire die strengste Befolgung; und wer dawider sündiget, kann seine Strafe sich schon vorher selbst diktiren: denn Ausnahmen und Begnadigung, oder Rücksicht auf vorhergegangne schlechte oder gute Aufführung, oder sonstige Milderungsmittel finden durchaus nicht statt. Mit einem Worte, das Gesetz, und nur das Gesetz, ist die Disciplin der Französischen Krieger, und nicht der absolute, oft sehr eigensinnige Wille des Offiziers: und der Neufränkische Krieger gehorcht willig und ohne Murren.

Ich habe die Franzosen und die Preußen, und mehrere andre deutschen Soldaten sehen Dienste thun. Erstere verrichteten, was sie zu thun hatten, allemal mit Lust, und unterzogen sich dem beschwerlichsten Dienste, ohne nur zu klagen. Hingegen die deutschen Miethlinge oder Lohnsoldaten werden

gar leicht unzufrieden, und verwünschen den Tag, an dem sie zum Dienste gekommen sind, sobald sie nur von harten Strapatzen oder von Mangel gedrückt werden. Ganz Europa ist in Bewunderung und Erstaunen gerathen, als die so verächtlich dargestellten Franzosen in den Jahren 1793, 94, 95 Dinge ausführten, wozu eine eiserne Geduld, und ein unbezwinglicher, durch den heißesten Enthusiasmus angefeuerter Muth nöthig ist. Sollten dieses Leute thun können, welche die Disciplin verachten, und ohne Subordination in den Tag hineinleben?

Da der französische Soldat keinesweges von dem Eigensinne der Vorgesezten abhängt, so giebt es auch da keine Offiziere, welche man nach der Bedeutung, die diese Worte bey den Deutschen haben, in gute und schlimme Offiziere eintheilen könnte. Der Franzose weis nicht, was ein Gifter, Giftmichel oder ein Männchen wie ein Braten ist. Denn Schimpfen und Schlagen sind bey ihnen unerhörte Dinge. Sündigt der Soldat, so kann ihn sein Vorgesezter strafen, aber nur in gewissen leichten Fällen. Zu schweren Fällen muß schon das Kriegsrecht oder die Cour martiale, der Volksrepräsentant, oder wohl gar das Tribunal militaire, wie eins zu Auxonne gewesen ist, entscheiden. Der Offizier hat hier nicht mehr

Recht, als der Gemeine: sein Zeugniß gilt gerade nicht mehr und nicht weniger, als die Aussage jedes andern Bürgers.

Die Strafen der Soldaten oder der Volontärs sind zwar weder Prügel noch Gassenlaufen, auch nicht andre hin und wieder übliche läppische Bestrafungen, ich meyne Eselreiten, Gewehre tragen, Pfahlstehen und dergleichen; sie sind aber doch streuge, und dem Verbrechen angemessen, als Arrest bey Wasser und Brod, oder Wegjagung mit Infamie, oder Tod. Alle militärischen Verbrechen beziehen sich nur auf drey Punkte: auf Nachlässigkeit im Dienste, auf Verletzung der Subordination und auf Verrätherey. Dahin gehört auch die Desertion, ein Einverständniß mit dem Feinde und dergleichen. Alle andre Verbrechen z. B. Diebstahl, Duell, Schlägerey, Mord, Nothzüchtigung u. dgl. werden nach den gemeinen oder bürgerlichen Gesetzen geahndet.

Ich war recht gern in der Gesellschaft der Landauer Volontärs — Soldaten wollten sie nicht mehr heißen — und lernte alle Tage durch Erfahrung einsehen, daß sehr Viele in Deutschland eine unerträglich schiefe Idee von ihnen gefaßt haben. Ihre Gespräche betrafen fast immer politische Gegenstände, und wechselseitige Aufmunterung zur Tapferkeit und zur Vertheidigung des Vaterlands. So

sehr sie auch in ihren Meynungen über die innere Verfassung und Regierung Frankreichs, und über die Debatten und Faktionen des National-Convents von einander abwichen, so sehr stimmten doch Alle darin überein, daß erst das Vaterland gerettet werden müßte, und daß der kein ehrlicher Franzose sey, der etwas anders wolle, als Freyheit, oder Tod.

Ich sondirte sie oft über ihre Gedanken von den deutschen Soldaten, und fand, daß sie sich von uns keine so weggeworfne Vorstellung machten, als sehr Viele unter uns sich von ihnen zu machen gewohnt sind. Doch schlossen sie immer, wenn sie etwas Gutes von uns gesagt hatten, damit, daß es Schade sey, daß wir für Tyranney, und Despotismus ins Feld zögen, und für Menschenrechte und Freyheit wenig Sinn zu haben schienen.

Ganz anders machten es in dieser Rücksicht die ersten Emigrirten. Diese Messeigneurs und Messieurs sprachen von den deutschen Truppen so wegwerfend, daß ich mich wundere, wie es möglich gewesen ist, daß man nur daran denken konnte, diesen verächtlichen Haufen wieder zu seinen alten Rechten zu verhelfen. In Koblenz behaupteten Viele, und das ganz öffentlich, daß ihr Bouillé die ganze Armee der Alliirten kommandiren müßte; daß der Herzog von Braunschweig sich

nicht dazu schicke; daß es der Ehre des französischen Namens zuwider sey, wenn die Elite de la noblesse Françoise sich von einem pauvre diable de Prince Allemand sollte kommandiren lassen, und daß sie nicht unter einem Fürsten dienen würden, der niemals l'honneur d'approcher le roi de France gehabt hätte. —

Das Exerzieren lernt der eine Franzose von dem andern, ohne daß Schimpfen, Fluchen, Stoßen oder Stockprügel die Fehlenden noch mehr verwirren oder in Furcht setzen sollten. Die Nation hat ein Exerzierbüchelchen drucken lassen und an die streitenden Nationalen vertheilet. *) Hierin finden sie alles, was ihnen zu ihrer militärischen Belehrung dienen kann. Aengstliche Kleinigkeiten, die entweder zur bloßen Parade, oder zur taktischen Pedanterie gehören, aber im Kriege wegfallen, und nie etwas entscheiden, sind nicht darin. Es ist zum Erstaunen, wenn man in Frankreichs

*) Es heißt: Instruction concernant l'exercice, les manoeuvres et le service militaire de l'infanterie nationale Parisienne, ou méthode facile pour apprendre en peu de temps l'exercice et le commandement, sans le sécours d'auçun maître. Quatrième edition, considérablement augmentée. A Paris, chez Guillot, 1790. So hieß die Ausgabe, welche ich gesehen habe. Ohne Zweifel ist sie seit 1790 noch öfterer von neuem erschienen.

Städten und Dörfern junge Leute, ja, Kinder, haufenweise sich in der Soldaterey üben sieht. Die öffentlichen Anstalten zur Anbildung junger Krieger, unter der Aufsicht von Invaliden zu Paris, sind berühmt und ermunternd.

Was der Patriotismus nicht ganz aufregt oder vollendet, das ersezt die Ehrbegierde, welche durch die jedesmalige öffentliche Bekanntmachung einer jeden patriotischen Handlung, zumal im Felde, angefeuert und unterhalten wird. Die Belohnung der Verstümmelten und Invaliden machet der Französischen Nation wahre Ehre, und den beweibten und bekinderten Soldaten einen Muth, wie ihn kein göldnes oder silbernes Verdienst-Zeichen bewirkt.

Ihre Feld- und Schlachtgesänge stimmen mit ihrem Republikanismus und dem Zwecke ihres Krieges treffend und eingreifend überein, und sind voller Kraft und Feuer, und beleben den Muth bis zum Enthusiasmus. Sie sind Producte ihrer besten und eindringendesten Dichter; und mit der Musik und Melodie dazu, von Meistern in der Kunst, verhält es sich eben so.

Um das Interesse ihrer Armeen an ihrem National-Proceß, durch Unkunde in dem jedesmaligen Gange desselben, nicht erkalten zu lassen, schickt ihnen die Regierung alle Nachrichten von

merkwürdigen Vorfällen, alle Verhandlungen und Dekrete jedesmal unentgeldlich zu. Auch hat fast jede Armee ihre Schriftsteller und Novellisten, welche die Begebenheiten des Tages aus den vielen Französischen Zeitungen, Journalen und Flugblättern zweckmäßig ausheben, und sie wöchentlich zur Unterhaltung und Belehrung der Kämpfer herausgeben. Zur Abwechselung fügen sie kleine moralische Aufsätze — über Schonung des Bürgers und Landmanns in feindlichen Landen — über humane Behandlung der besiegten oder sich ergebenden feindlichen Soldaten — über die Pflicht des Harrens und Duldens in harten Kämpfen mit der Natur, oder über die Pflicht der tapfern Vaterlandsliebe im Kampfe mit dem Feinde u. dgl. sehr oft hinzu: auch kommen Gedichte, Bitten und Warnungen der Generale, Belohnungen und Bestrafungen, nebst Anekdoten von edlen und tapfern Handlungen ihrer Kameraden bey ihrer und andern Armeen vor: und das alles erhalten die Bataillons ohne die mindeste Ausgabe.

Und diese psychologisch = politische Maschinerie ist der Schlüssel zu den Riesen = Thaten eines Volkes, das von so manchem deutschen Feder = Buben und Schwächling anfänglich gar arg und übertrieben beschimpft und verachtet ward, vor welchem

aber jezt Könige und Fürsten Respekt zu hegen, endlich theuer genug gelernt haben.

So viel ich weis, liefere ich hier Manches, worüber unsere meisten deutschen Zeitungsschreiber und Schriftsteller bisher ein tiefes Stillschweigen zu beobachten, für gut fanden. Dieß Stillschweigen könnte der Glaubwürdigkeit meiner Nachrichten bey den Nachbetern aller derer Abbruch thun, welchen daran liegt, das tausendfache Gute, Vernünftige und Zweckmäßige der Franzosen zu vertuschen, und nur das Entgegengesezte mit recht grellen und schreyenden Farben ans Licht zu stellen, und dieß so darum, weil — im Lande der Pucklichten jeder gerade Mann die Pucklichen mehr in Abstich bringt. *) — Ich muß also meine cordaten Leser um Verzeihung bitten, wenn ich meine Nachrichten hier und da, wo ich — um der Incordaten willen, ich meyne die Unbeschnittenen an Herz und Kopf — es nöthig finde, mit Belegen unwidersprechlich erhärte.

---

*) Was für modifizirenden Einfluß der Nationalstolz — auch der stockblinde und stockdumme — bey ähnlichen Concurrenzen ebenfalls äußere, lehrt Zimmermanns Meisterstück vom Nationalstolz.

Den ersten Beleg nehme ich aus dem Bulletin Nationale, N. 5. *) Hier nimmt der National-Convent die sechs Kinder des braven Richers, eines Kanoniers, der in der Vendee von den Rebellen gemordet war, im Namen der Republik auf, und befiehlt dem Wohlfahrts-Ausschuß, eine Pension anzugeben, welche man diesen Kindern und deren Mutter bewilligen könne. Zugleich erhält der Ausschuß des öffentlichen Unterrichts den Auftrag, in dem Auszuge aus den Jahrbüchern der Republik — der bekanntlich der Jugend in Frankreich als eine National-Moral in Beyspielen zum Unterrichte für die Nachahmung dient, — die Züge von Aufopferung und Civism aufzustellen, durch welche die lezten Augenblicke des Richers und dessen Sohns glänzend und rühmlich geworden wären. — Auch dieser Sohn, fügt das Dekret hinzu, ist in dem Vendee-Kriege ermordet, weil er dem Charette, der ihm das Leben schenken wollte, sobald er nur ausriefe: Es lebe der König! zur Antwort gab: Meinen Vater habt ihr ermordet, weil er die Republik ver-

---

*) Séance du troisième jour de la troisième décade du quatrième mois de l'an second de la République une et indivisible. Man sieht, daß dieß Weitschweifige daher rührt, daß man zu der Zeit mit dem neuen Kalender und den Namen der Monate noch nicht aufs Reine war.

theidigen half: ich werde den Glanz von einem so schönen Tode nicht verdunkeln: ich verabscheue alle Tyrannen, und bete an die Freyheit: Es lebe die Republik!

Den zweyten Beleg enthält der Argus révolutionnaire *) worin General Hoche, im 11ten Stück des II. Jahres der Republik, bekannt macht: daß der Bürger Adraste, Sergeant am zweyten Bataillon des 58ten Regiments, die Bataillonsfahne, welche er vor dem Feinde liegen sah, troz der Todesgefahr bey dem verdoppelten feindlichen Feuer, dennoch muthvoll gerettet habe — aber auch ehrenvoll von seinen Kameraden belohnt sey. Cet exemple, sezt Hoche hinzu, dans une armée républicaine doit trouver beaucoup d'imitateurs.

---

*) — de l'armée de la Moselle, rédigé par de vrais Sans - Culottes de l'armée républicaine. — Zum Motto hatte er: Frapper les préjugés, eclairer l'homme dont ils environ: nent, le berceau, voilà le prémier dévoir des amis de la patrie et de la raison. Der Argus kam zu jener Zeit in Saarbrück heraus; und daher die vielen Druckfehler, die man darin antrifft. Auch kann die Eile und der Kriegsspektakel Schuld mit daran gewesen seyn. Unterhaltend ist er übrigens auf alle Fälle — wenn man nicht schirachisirt.

Unter der Rubrik: Mention honorable in dem second supplément au Bulletin — (Séance du 20me Nivose, Lit. R.) — wird an dem Bürger Payen es gelobt, daß er dem Vaterlande einen Dukaten, einen Reichsthaler und sechs Livres geschenkt habe, als eine Beute vom Feinde.

In dem vorhin erwähnten Stücke des Argus sagt der Verfaßer: Das, was trösten muß in der Gefangenschaft, ist, daß die Republik das Eigenthum und die Familie aller derer in Schutz nimmt, welche den Posten der Ehre behaupten, oder für die Vertheidigung der Freyheit erliegen, oder im Dienste der braven Vertheidiger derselben zu Schaden kommen.

In eben demselben Blatte schreibt der Verfasser, unter der Aufschrift: Argus à ses Camerades: „Argus vous le dit dans l'amerture de son ame, mes Camerades, il y en a beaucoup parmi vous, qui ne sont point Républicains, et qui sons indignes du nom de Sans-culottes. *) — Hierauf fährt er fort: „Euer Brod hat man zu 25 Sous taxirt, und Ihr verkanft es zu 6 Livres. Daß man

---

*) Il faut, sagt Bürger Gregoire in seinem Rapport sur les inscriptions des monuments publics, que tout ce, qui est beau, tout ce, qui est bon, entre dans la définition du Sans-culottisme.

es so wohlfeil taxirte, geschah zum Vortheil der Armen. — Und die Armen überall sind die nicht unsere Brüder? Sind sie es nicht, die Interesse für uns haben müssen? — Sind sie nicht die Sans-Culotten, mit denen wir unser Brod zu theilen haben? Ist es nicht unsere Pflicht, jene zu Saarbrück zu trösten in der Dienstbarkeit, worin sie von den Reichen und von ihren kleinen Despoten gehalten werden?

Argus fodert seine Kameraden auf, diejenigen unter ihnen anzuzeigen, welche sich nicht betragen wie freye Menschen, und die nichts seyn können, als Aristokraten, oder schlechte Miethlinge, bestochen von der Aristokratie, um Unordnung anzustiften.

Der gute Soldat ist nicht der, welcher die Republik bestiehlt; auch nicht der, welcher den Lebensunterhalt dem Armen verkümmert, oder plündert, oder es danach macht, daß man ihn einstecken muß. Der gute Soldat ist der, welcher strenge auf die Gesetze hält, welcher fest steht auf seinem Posten, und von nichts weis, als daß er sich schlage für die Freyheit. Dieser nur wird Lorbeer davon tragen: dieser nur kann sich freuen des süßen Bewußtseyns, Gutes gethan zu haben; und er wird die Erkänntlichkeit der Republik verdienen."

Wer bewundert hier nicht den feinen Geiſt der militäriſchen Politik unter den Neufranken! — Feldprediger, hier iſt Stoff und Muſter für Euch! — Jetzt noch ein Beyſpiel von ihrer militäriſchen Poeſie!

Couplets à l'ordre du 2. Nivoſe dans l'armée de la Moſelle.

(Air: Du ſerin qui t'a fait envie.)

1.

Vous, ſur qui la France inſultée
Fonde ſon eſpoir et ſes voeux,
Guerriers François, brillante armée,
Volons enfin loin de ces lieux!
Les ennemis de la patrie
Oſeroient-ils donc nous braver?
Combattons l'ariſtocratie,
La détruire, c'eſt nous ſauver! — (bis.)

2.

L'Aquilon envain dans nos plaines
Souffle la neige et les glaçons:
Pour ſecouer d'indignes chaines
Que nous importent les ſaiſons.
Ne craignons pas que la victoire
S'arrête à l'aſpect des hivers:
„Tous les mois ſont bons pour la gloire,
„Et les lauriers ſont toujours verds. — (bis.)

3.

Guerriers! la mort eſt-elle à craindre
A qui combat pour ſes foyers?
Le héros ſe croit-il à plaindre,
Quand il tombe ſur ſes lauriers?
„Mourir c'eſt rendre à la Nature
„Un bien qu'elle nous a prêté,
„Et quand on meurt ſur ſon armure,
„C'eſt naître à l'immortalité! — (bis.)

Wie klug richtet ſich hier Argus nach der Jahreszeit! Er ſucht durch große, moraliſche Empfindungen gegen ſtarke, phyſiſche abzuhärten. Und nun das Ende vom Liede! „Sterben, ſagt er, iſt der Natur ein Gut zurückgeben, welches ſie uns geliehen hat; und wenn man auf ſeinen Waffen ſtirbt, das iſt gebohren werden zur Unſterblichkeit!“ — So politiſch-leer, wie dies Lied iſt, ſind die wenigſten. Le Brun hat einige geliefert, welche Feuer und Flamme ſpeyen. Man kennt ſie in Deutſchland ſchon ziemlich.

Wenn daher auf dem zerſchoßnen Schiffe, Le Vengeur, die Mannſchaft an nichts weniger als an ihre Rettung denkt, wenn ſie unter dem anhaltenden Kanonendonner der Engländer, mit allgemeinem Jubelgeſchrey, dieſen noch einmal die volle Ladung giebt, allgemein vive la Nation

jauchzt, untersinkt, im Untersinken noch die Mastbäume erklettert, und unaufhörlich die Schlacht-Hymne zum Anfeuern ihrer übrigen fechtenden Brüder anstimmt, bis der Abgrund das Schiff und sie verschlingt; wenn zwölfhunderttausend Krieger vom Ruf der Freyheit aufgeboten und vereinigt, allen Gefahren Troz bieten, alle Hindernisse überwinden, voll ungestümen Muthes und voll Geduld gegen die Beschwerden des Hungers, des Durstes, der Nacktheit, der Witterung und der Jahreszeit ausdauern, durch Flüsse schwimmen, Städte mit Sturm erobern, Festungen und mit Schnee und Eis bedeckte Berge erklimmen, über gefällter Brüder Haufen siegringend und unerschrocken andringen, mit ihrem Bajonette alle Lagen- Verschanzungen- und Redouten-Vortheile des Feindes zernichten, durch kriegerischen Gesang und ermunternden gegenseitigen Zuspruch sich anfeuern, den Feind erschüttern, in Staunen setzen, dem Vaterlande ihr Leben entschlossen opfern, und sterbend auf dem Schlachtfelde die Republik noch mit dem letzten Hauche segnen; wenn alle auf Erholung und Winterquartier Verzicht thun, wenn der Enthusiasmus der Nation sogar Weiber haufenweise verkleidet ins Schlachtfeld eilen macht, wenn auch der Tagelöhner zur Rettung des Vaterlandes das Seine gern und zuvorkommend hin-

giebt; kurz, wenn diese Heroen, *) dieß eine einzige Volk, von den fürchterlichsten Mächten Europens angegriffen, und von Verräthern so oft hintergangen, dennoch gegen sie alle, wie gegen Natur und Kunst siegreich dasteht: dann wissen wir jezt, wodurch! —

Um aber dieses näher zu wissen — denn von diesem Wissen hängen, in gar mancher Rücksicht, die Maaßregeln für Europens Ruhe in der Zukunft ab — will ich noch etwas anführen, was uns in den Stand setzen kann, das Verhältniß der Streitkräfte in Europa und deren Organisation richtig abzumessen, und dann vom Scheine aufs Wahre zurückkommen. Das Etwas, was ich meyne, ist die Einleitung zu der Déscription de quelques corps composant les armées Françoises. Hier heißt es:

„Die Energie, der Muth und die Ausdauer, womit die französischen Truppen einen Krieg füh-

---

*) „Was würde aus der Menschheit, wenn nicht von Zeit zu Zeit Heldengeister aufträten, um ihr einen neuen Schwung zu geben, ihr aufzuhelfen, sie zu erfrischen! Gerade durch diese Heroen wird das Leben der Sittlichkeit immer wieder neugeboren. — Menschen, die ein inneres Freyheitsgefühl göttlich über ihr Zeitalter erhebt, sind das wahre, eigentliche Salz der Erde; und was ihr Beruf von ihnen fodert, halte ich für wohlgethan, wenn auch Zeitgenossen und Nachwelt sie Tyrannen, Schwärmer, Bösewichter schelten. Ohne sie würde die Menschheit stinkend." So Jakobi im II. Th. des Woldemar S. 215.

ren, welcher noch kein Beyspiel in der Geschichte hat, müssen einen jeden, der gegen die Angelegenheiten dieser Unterwelt nicht völlig gleichgültig ist, nachdenken machen, und selbst die Neugier aller derer erregen, welche an demselben, wenn sich dieß voraussetzen ließe, nicht den mindesten Antheil nehmen könnten.

Wie viele Dinge hat man bis jezt, aufs Wort, als unentbehrlich für eine Armee gehalten, um dieselbe siegen zu machen, deren die französischen Heere seit vier *) Jahren entbehrt haben: und welche Heere haben je mehrere Lorbeere geerntet?

Die strenge Mannszucht, welche Friedrich, der Zweyte, bey seinen Truppen einführte, hat viele Nachahmer gemacht, und unzählige Anhänger gefunden. Getäuscht durch den Schein, meynte man, daß eine bis zum unmenschlichsten Zwang getriebene Strenge Automaten unüberwindlich oder sieghaft machen würde: aber man würde zu Friedrichs Zeit von seinen Fortschritten ganz anders geurtheilt haben, wenn man die Auflösung des Räthsels gewußt hätte **); und der gegenwärtige Krieg ist sehr geschickt, ein Vorurtheil zu vernichten, das allgemein aus jedem Soldaten ein Opfer

---

*) Jezt sieben.

**) Vielleicht Bestechung feindlicher Generale. Im innern Frankreich hält man sie für gewiß.

macht, welches den Stockschlägen einer ganzen Stufenreihe von Vorgesezten gewidmet ist.

Ueberall fodert man, daß die Armeen agiren sollen, aber überall ist der Soldat ein passives Geschöpf, welches sich weder bewegen noch handeln kann. Im Schooße des Friedens und in Besatzungen gewöhnt man ihn, sich unter den Stock zu erniedrigen; und ist es Krieg, so verlangt man, daß er gegen das Schimpfliche einer Niederlage empfindlich sey, deren Schande nie auf ihn zurückfällt. Die Subordination lastet unaufhörlich auf den Soldaten: man gönnt ihm nicht einen Augenblick Erholung, nicht eine einzige Minute, wo die Schnellkraft seiner Seele sich wieder beleben könnte. *)

---

*) An Zeit dazu fehlt es den meisten deutschen Soldaten nicht; aber zur Erholung gehört auch Geld. Der deutsche Soldat habe indeß auch dieses, man behandle ihn auch schonend und nach Ehre: wird darum die Sache seines Fürsten zu seiner eignen werden? Wird er patriotisch-enthusiastisch kämpfen, wie der National-Franzose? Zumal wenn er Ausländer ist, oder für militärisches Ehrgefühl zu roh oder zu stumpf? Oder wenn er gar den Krieg seines Herrn nicht für gerecht hält, und ihn selbst für einen Usurpator oder Despoten? — Aber auch hievon abgesehen, wird der, nach diesem Winke behandelte, Soldat, sobald er Ausländer oder von der Hefe des Volks ist, nicht Weichling, nicht stolz und insultirend gegen den Bürger und Landmann werden? — Ueberhaupt der jetzige Krieg hat, von Seiten der Franzosen, die bisherige militarische Organisation und Machinerie so verrückt, daß man sich schon genöthigt sehen wird, andere Grundsätze für beyde, wie überhaupt für jeden Krieg, in der Zukunft humaner oder moralischer zu befolgen.

Und doch verlangt man mit Menschen, welche so sehr herabgewürdiget sind, Truppen zu besiegen, die unter der Mannschaft, woraus sie bestehen, keinen andern Unterschied, als den der Verrichtungen, die ihnen übertragen sind, keine Mannszucht, als welche ihnen die Pflicht der Stufe, auf der sie stehen, und keine Unterwürfigkeit kennen, als welche ihnen das Gesetz und der Vortheil des Dienstes auflegt. Wenn man einen Menschen herabwürdiget, so wird man ihn nie dahin bringen, daß er große Dinge ausführe; aber wenn man ihm zeigt, daß er dieser Ehre würdig sey, dann wird man das Verlangen danach in ihm rege machen.

Die Menschen sind das, wozu man sie macht. Diejenigen, welche sich ihrer bedienen, müssen es verstehen, sie so zu bilden, wie sie seyn müssen, um das zu leisten, was man von ihnen verlangt. Man muß aber nicht erwarten, sie dahin zu bringen, daß sie Vorschläge, die ihnen keine vortheilhafte Aussicht für sie und die Ihrigen darbieten, wider Leute werden ausführen helfen, die sich eine Lebensweise verschafft haben, die sie gut finden, und bey der sie ein Recht zu haben glauben, sie gegen jeden zu vertheidigen, welcher als erklärter Feind sie ihnen streitig zu machen sucht.

Zwischen Fürsten ist der Krieg ein Hazardspiel, wobey der lezte Thaler entscheidet: zwischen einem

Fürsten und einer Nation ist es der Löwe im Garne: die Maus ist nur nicht immer gleich da, um die Maschen zu zerfressen. Man vergißt es zuweilen, daß man nichts vermag, wenn man von der allgemeinen Einstimmung, welche den Willen Aller nach einem und demselben Ziele eilen macht, nicht unterstüzt wird. In diesem Zustande des Irrthums handeln wollen, heißt, sich Unfällen, oder höchstens einem schnell vorübergehenden Erfolge aussstellen. Dieß beweißt die Erfahrung aller Zeiten. Fürsten errichten Heere: aber welche Anstrengung und Kosten verursacht ihnen dieses! Wie viel verschiedene Triebwerke müssen sie anbringen, wie viel verschiedene Plane überdenken, um nur eine einzige elende Legion auszuheben! Auf wie vielerley Privatinteresse müssen sie schonende Rücksicht nehmen, indem sie die Rekruten ausheben! Wie viel Zeit verläuft, ehe diese Neugeworbenen im Felde erscheinen können! Das Uebel ist nicht groß, wenn es ein Fürst ist, gegen den man Krieg führt: führt man ihn aber gegen eine Nation, so steht diese auf und marschirt: und es ist leicht einzusehen, auf wessen Seite der Vortheil seyn werde. Es ist wahr: eine Nation, welche auf diese Weise sich erhebt, hat nicht den einnehmenden Anblick, den ein gedientes Regiment giebt, wenn es in Parade geordnet steht, wo alle Soldaten wie in Einem Tiegel

geschmolzen und in Einer Forme gegossen scheinen.

Diese strenge Einförmigkeit überrascht gewiß, sie ist aber, wie man jezt sieht, zum Siege nicht unumgänglich nöthig. Die Nationalgarden, wenn sie gleich unregelmäßig gekleidet sind, sind nicht minder tapfere Truppen, als die Linientruppen, bey welchen jene Regelmäßigkeit genauer beobachtet wird. Von gleichem Geiste beseelt, fechten diese verschiedene Truppen mit gleicher Tapferkeit, trotzen dem Tode mit gleichem Muthe, und ertragen gleiche Arbeiten und gleiche Beschwerlichkeiten — der Eine, wie der Andere. —

Es ist nicht leicht, von den Nationalgarden eine richtige Beschreibung zu machen, oder dieselben unter eine gewisse Klasse zu bringen. Man kann aber versichert seyn, daß sie sich gut schlagen, wenn auch unter ihnen sich solche finden, die blos mit einem Wamms, und Kamisol, einem Leinwandkittel, oder einem Anzuge von allerhand Farben — bekleidet sind." —

Was diese Einleitung zum weitern Entwickeln, Vergleichen und Entscheiden alles enthalte, wird der aufmerksame Leser, zumal vom militärischen Fache, ohne mein Erinnern selbst leicht bemerken. Dilettantische Leser, welche die Benennung, Abtheilung, Kleidung, Bewaffnung und Verrichtung

des Neufränkischen Militärs gern näher kennen mögten, finden sie in dieser Schrift ziemlich ausführlich, wenn gleich seit 1794 Manches auch abgeändert ist. Ich kann mich nicht weiter darauf einlassen.

Das frohe muntere Wesen des französischen Militärs ist zum Erstaunen. Außer dem Dienste sind sie fast immer guter Dinge. Mittheilend sind sie recht brüderlich; und die vielen Freywilligen von reicher Abkunft, die sich selbst beköstigen, helfen den Minderbegüterten überall durch. Wo ihrer 6, 8, 10 oder Mehrere einquartiert sind, da ist der Wirth für seinen Haustisch meist geborgen. Sie geben ihre Portionen alle zum Zukochen hin; und so mäßig und genügsam sie bey Tische gewöhnlich sind, erhält der Wirth das Uebrige, oder er und die Seinen müssen es gleich mitverzehren helfen. Und schon dieß macht, daß die gemeinen Leute die Franzosen fast überall lieber sehen, als die Truppen der stark-appetitischen Deutschen.

Seit ihrem Aufenthalte in den Rheingegenden findet man jezt, auf ihren Betrieb, beynahe in jeder Schenke ein Billiard, Klavier u. dgl. So eifrig sie aber in irgend einem Spiele, oder sonstiger Unterhaltung zum Erholen begriffen seyn mögen, so schnell liegt und steht auch alles, sobald nur ein Trommelschlag sie auffodert. Sie scheinen schon ganz dazu gewöhnt zu seyn, mit eben der

heitern Hurtigkeit sich zum Schlagen anzuschicken, womit sie sich zum Spielen anschicken. Wer das alles so selbst mitansieht, und vorher dem Militärwesen anderer Truppen auch zugesehen hat, kann sich vor Erstaunen in diese seltsamen Menschen anfänglich gar nicht finden. Aber mit solchen Menschen stürmt man die Hölle! — Doch es ist Zeit, daß ich einlenke.

Siebentes Kapitel.

Fortsetzung meiner Geschichte zu Landau. Beschreibung der Klubbs oder der Volksgesellschaften in Frankreich.

Daß es in der ganzen Welt gute Menschen giebt, ist ein sehr tröstlicher Gedanke, vorzüglich für den, der des Beystandes guter Menschen bedarf; und wie Viele sind wohl, die dieses Beystandes nicht bedürften! Ich habe die Wahrheit dieses Satzes sehr oft erfahren, und durchaus mehr rechtschaffene, und gute Menschen gefunden, als schlechte. Aber um Andre gut zu finden, muß man, wie Hr. Bispink sagt, erst selbst gut seyn. Bey kaltem Blute und ruhiger Ueberlegung, wozu ich aber, ich muß es gestehen, nur sehr selten aufgelegt bin, finde ich, daß der Mensch immer Mensch d. i. nicht ganz gut,

aber doch mehr gut als schlecht ist. In Stunden, wo ich mit meiner Lage ganz zufrieden bin, welche aber auch nur höchst selten bey mir eintreten, sehe ich alle erschaffne Wesen für gut, für unverbesserlich an; aber im Paroxismus des Unmuths scheint mir die ganze Welt eine Hölle zu seyn. Vielleicht geht das meinen Lesern auch so!

In Landau machte ich mit einem jungen muntern Manne Bekanntschaft, welcher Korporal bey den Stadtkanonierern war. Er war ein Sohn des Büchsenmachers Brion, der in Paris gebohren, sich aber in Landau verheurathet hatte, und da zur Zeit der Revolution die Oberaufsicht über die dasigen Zeughäuser bekommen hatte. Der junge Mann führte mich in seine Familie ein, und da fand ich lauter Leute, welche mir baß behagten. Bürger Brion der ältere war ein trefflicher Mann, ein angesehner und reicher Bürger, und ein heller Kopf, der sogar sich, ohne studiert zu haben, mit der Litteratur abgegeben hatte. Er war ehemals der Liebling des humanen Pfalzgrafen Maximilan von Zweybrücken. Seine Frau war eine gute lustige Frau, welche sich gern mit mir abgab, und gern von meinen Begebenheiten erzählen hörte. Die Tochter dieser Leute, ein hübsches Mädchen von 19 Jahren, war allemal froh, wenn ich kam, denn ich tischte dann und wann allerhand Histörchen auf.

Brion fand deswegen Geschmack an mir, weil ich, wie er sagte, die Revolution in Frankreich aus dem rechten Gesichtspunkte ansähe, und nicht in den Tag hinein räsonnirte. Er hatte sich viele hieher gehörige Schriften angekauft, welche er mir mittheilte, und woraus ich Vieles lernte. Unter andern besaß er die in sechs starken Bänden zu Strasburg herausgekommene Geschichte der Neufränkischen Freyheit, welche alle Dekrete der Assemblée nationale und alle Begebenheiten bis zum 22ten September 1792 enthält, und zur genauen Kenntniß der damaligen Begebenheiten unumgänglich nöthig ist. Es wundert mich, daß ich dieses Werk noch nicht in Deutschland gesehen habe: es klärt immer weit mehr und richtigar auf, als die schiefen Nachrichten des Hn. Girtanners.

Mit Vergnügen las ich auch die Wochenschrift, welche der unglückliche Eulogius Schneider, von welchem ich weiter unten mehr sagen werde, unter dem Titel Argos herausgegeben hatte, und wovon Brion etwan 20 Stück besitzen mogte. Dieser Argos ist lesenswerth; aber gewiß für Aristokraten unverdaulich. *) Schneider hat das ganze Wesen der Grundsätze des ächten Republi-

*) Man muß diesen Argos mit dem obigen Argus nicht verwechseln.

kanismus darin auseinander gesezt, aber eben deswegen ist er ein neuer Beweis geworden, daß man recht gut denken, und dennoch recht schlecht handeln könne.

Diese und andere Schriften von eben der Art gaben den Stoff zu meiner Unterhaltung mit Brion her; und unsere gewöhnlichen Gespräche waren, wie auch der Zeit-Ton sie angab, politischen Inhalts. Man kann dieß schon abnehmen aus unserem Gespräche über das Manifest des Herzogs von Braunschweig, welches im vorigen Bande S. 23. u. ff. angeführt ist. *)

*) Brion lebt noch, und meine Lebensgeschichte ist in seinen Händen. Ist also an dem erwähnten Gespräche nur das Mindeste erdichtet: so fodre ich ihn auf, dieß öffentlich zu rügen. So gewiß bin ich, daß auch kein Wort darin erdichtet ist. Brion wird vielmehr zu wenig als zuviel wiederholet finden; aber Brion bescheidet sich, daß ich nicht mehr bey ihm in Landau bin. Dieß wolle sich der Leipziger Hr. Recensent vom III. Bande meiner Lebensgeschichte nur so nebenher bemerken, wegen des so etwas insinuirenden Winkelzugs über eben dieß Gespräch, im 94sten Stück der Neuen Leipziger gelehrten Anzeigen vom J. 1796 S. 800. — S. 803. sagt er: „Wenn alle Anekdoten den Gehalt haben, den eine von Leipzig, S. 477. erzählte (hat) — nicht S. 477, sondern 475 u. 476 — so verliert die Zuverlässigkeit der Nachrichten des Verfassers sehr.“ — Sonderbar! Diese Anekdote über den Kurfürsten von Cölln war ganz eine Nebensache, in einer Anmerkung unten, und trug ihren Credit gleich an sich, durch das eingeschobene — wie man in Halle jezt erzählt. Also — Relata referebam, und dieß nach der Relation dreyer nicht unbedeutender Herren aus Leipzig, die ich im Stillen

Ich trug noch immer meine preußische Uniform. Brion gab mir einen dunkelblauen Rock, und eine rothe scharlachne Weste: dazu kaufte ich mir lederne gelbe Beinkleider, neue Schuhe, und einen eckigen Hut, und sahe nun, indem ich auch die Kokarde trug, aus, wie ein Citoyen François. Ich wollte, da ich noch Geld hatte, dem braven Manne wenigstens vier Laubthaler geben — der Rock war noch ganz neu — aber er nahm auch keinen Heller.

Durch eben diesen Brion kam ich noch in Bekanntschaft mit mehr andern Bürgern, welche

---

noch immer verehre, als Männer von Kopf und Herz. — Dann sah auch der Inhalt der Anekdote dem offnen und launigen Maximilian nicht ungleich, noch weniger der Wahrheit der Geschichte überhaupt. — Bey kalter, unbefangener Ueberlegung wird der Herr Recensent sich denn doch wohl bescheiden, daß er hier offenbar zuviel anwinkte, indem er von der Beschaffenheit einer Nebensache auf die Beschaffenheit einer Hauptsache rutschte. Für die Wahrheit meiner Hauptberichte sind Zeugen genug da, und noch am Leben, wenn auch der Gang der Sache für sie nicht schon spräche; und für meine Wahrhaftigkeit kann ich freilich nicht unbedingten Glauben fodern, und überlasse das Urtheil darüber sehr gern meinen Lesern, zum voraus versichert, daß sie, wie die Augenzeugen meiner Erzählungen, finden werden: — ich erzähle eher zu wenig, als zuviel. — Es könnte leicht seyn, daß kompetente Richter, die den Gegenstand meiner Erzählungen und mich genauer kennen, das vielleicht in den Urtheilen des Recensenten fänden, was er an meinen vorgiebt gefunden zu haben — eine Härte in gewissen Anariffen, wie er meine freymüthigen, aber Thatsachen angemeßnen, Urtheile zu benennen beliebt hat. Doch vielleicht zu einer andern Zeit mehr davon, jedoch mit dem Suum cuique!

Brions Freunde waren, und gerade dachten wie er. Besonders war ein gewisser Kaufmann Delisle darunter, ein gewaltig scharfer Republikaner, so wie der Stadtmüller Mohrmann. Delisle versicherte, daß er an dem Tage, wo die Preußen nach Landau kommen würden, erst sein Haus in Brand stecken, und dann sich erschießen wolle. Eben dieses betheuerte nebst Andern auch der Apotheker Hoffmann, dessen Sohn ehedem in Halle Theologie studiert hatte.

Brion nahm mich einigemal mit in den Klubb, oder in die Société populaire, welche damals in Landau noch jedem offen stand. Von diesen französischen Klubbs muß ich meine Leser etwas umständlich unterhalten: denn das ist nothwendig, um von der Lage der Dinge in Frankreich, und ihrer Veränderung richtig urtheilen zu können: und wenn ich Sachen von Wichtigkeit, die ich genau habe kennen lernen, nicht auch genau erklären wollte, wozu sollte dann mein Buch dienen? dann wäre es ja nicht mehr werth, als irgend ein schaler Roman, z. B. das Heimweh von Stilling.

Bey dem Anfange der Revolution gab es gleich durch ganz Frankreich viele Anhänger des neuen Systems, aber es gab auch Viele, welche den treuen Freunden dieses neuen Systems Angst

und Bange machten. Sogar die Herren Geistliche predigten öffentlich, daß das Ding keinen Bestand haben würde, und die Herren Freunde der cy-devant-Herren verkündigten den nahen Ausbruch einer Gegenrevolution, welche dem ganzen Wesen ein Ende machen würde. Die National-Versammlung war selbst getheilt, und die redlichen Anhänger des neuen Systems sahen ein, daß alle Bemühungen, dem Staate eine bessere Form zu geben, fruchtlos seyn würden, wenn die öffentliche Meynung sich nicht bestimmt zeigte, um daraus abzunehmen, was man von der Nation erwarten könne. Sie autorisirte daher im Jahr 1790 die Volksversammlungen, das heißt: sie erlaubte und ermahnte sogar, daß diejenigen, welche zum Besten des Vaterlandes berathschlagen wollten, an bestimmten Tagen zusammenkommen, und einander ihre Gedanken mittheilen mögten, welche dann, wenn sie wichtig genug wären, allemal sollten in Betrachtung gezogen werden, wenn man sie der Versammlung zu Paris selbst vorlegen würde. Diese Konventikel hießen gleich anfangs Sociétés populaires, oder auf Englisch-Deutsch — Klubbs. Sie waren völlig frey, und jeder konnte Antheil daran nehmen, sogar Fremde und Ausländer. Damit aber eine Ordnung darin erhalten würde, wählten die ordentlichen Mitglieder derselben, d. i.

diejenigen, welche ihre Namen in das Buch der Sociétés hatten eintragen lassen, alle Monate einen Vorsteher. Dieser Vorsteher mußte bey jedesmaliger Zusammenkunft die Berichte von Allem abstatten, was in dem ganzen Reiche vorgefallen war, und besonders mußte er die neuen Gesetze und Verordnungen erklären, und seine Meynung darüber sagen. Ohne seine Erlaubniß durfte niemand im Klubb reden; wer aber reden wollte, foderte das Wort, und er mußte es ihm gestatten.

In dieser Volksversammlung liegt der wahre Keim des Republikanismus, welcher sich in ganz Frankreich so schnell verbreitet hat. Die Ehrbegierde der Präsidenten spornte sie an, sich mit der Lage der Dinge, und besonders mit dem Unterschiede des Despotismus und der Freyheit bekannt zu machen, und die Neugierde trieb Jung und Alt in die Versammlungen, um sich da erzählen und belehren zu lassen. So voll der Saal in Landau auch beständig war, so war doch alles äußerst still: Alles war auf das, was der jedesmalige Redner vorbrachte, erpicht: sogar die Frauenzimmer hörten in aller Stille zu, wenn sie gleich sonst, auch bey den rührendsten Auftritten in der Emilia Galotti oder in Romeo und Julie kaum eine Minute schweigen können.

Die pfiffigern Aristokraten fanden gar bald, daß diese Sociétés populaires endlich einmal das Grab des Königthums werden mögten, und sezten sich dawider: aber die Assemblée nationale unterstüzte sie mit allem Ansehn und Nachdruck. Zu Mâcon, einem Städtchen nicht gar weit von Lyon, hatte ein Bürger im Klubb gesagt, daß man dem Könige die Gewalt nehmen müßte, die Verordnungen der Nation zu sanktionniren: die Nation könne allein Gesetze machen, und dazu werde die Sanktion des Oberbeamten derselben, oder des Königs gar nicht erfodert. — Der Maire der Stadt, ein steifer Aristokrat, vernahm dieses, und verbot fürfernerhin die Zusammenkunft: Aber die Klubbisten versammelten sich dennoch. Da ergrimmte der Maire, und er und andere Aristokraten entschlossen sich, die Versammlung mit Gewalt zu stöhren. Er bewaffnete also seinen Anhang, und drang in den Saal der Societät ein. Es floß Blut von beyden Seiten, und mehr als 30 Bürger mußten ihren Geist in diesem Bürgerspektakel aufgeben: selbst der Maire wurde todtgeschlagen. Aehnliche Vorfälle hat es in Frankreich mehr gegeben und selbst die scheuslichen Auftritte in Avignon, von denen ich weiterhin reden werde, haben unter andern ihren Grund in der Stöhrung der Volkssocietäten.

Pfeilschnell verbreiteten sich die bessern Grundsätze von Freyheit von einem Ende des Reichs bis zum andern, und wurden jedem begreiflich. Auch religiöse Gegenstände wurden in solchen Gesellschaften verhandelt, und ich selbst habe den Pfarrer Ackermann in Landau einst eine ganz herrliche Rede halten hören über die Gewalt des Papstes. Er bewies auf die allerfaßlichste Art, daß der Bischof zu Rom weiter nichts sey, als — Bischof zu Rom, und daß es eine große Thorheit sey, einem Bischof zu Rom, als Lehrer, die ganze Christenheit zu überlassen, weil doch der Papst nicht im Stande sey, jeden Christen zu unterrichten. Eine noch ärgere Narrheit aber sey es, ihn zum Herrn der ganzen Christenheit zu machen.

Die Societäten verbanden sich nach und nach unter sich selbst z. B. die société zu Lyon schrieb nach Vienne, nach Challons, nach Châlons, nach Mâcon u. s. w. theilte den dortigen sociétés ihre Meynungen mit, und diese ließen die zu Lyon — ihre Gedanken wieder wißen. So formirte sich der Gemeinsinn und die brüderliche Einigkeit unter allen Franzosen. Sie wurden mit einander genauer bekannt, und suchten es einander in Patriotismus zuvor zu thun.

Die National-Versammlung begünstigte diese Societäten nach allen Kräften: denn sie sah den

handgreiflichen Vortheil, welchen sie stifteten. Daher schrieb die Assemblée nationale hin und wieder an die Klubbs und nahm ihre Briefe mit Beyfall auf; ja, man erlaubte den Abgesandten dieser Gesellschaften, in der Assemblee aufzutreten, und von den Gesinnungen ihrer Mitbürger Bericht zu erstatten. Viele dieser Reden sind in den Zeitungen und Bulletins gedruckt worden, und manche davon sind, ihrer Naivetät wegen, des Aufbewahrens würdig.

Ludwig XVI. oder vielmehr sein unsinniger, aristokratischer Anhang merkte bald, daß er keine grössern Feinde hatte, als eben die in den 1000 und 1000 Klubbs befindlichen Patrioten. Um sie zu stören, sollte ein Gesetz gemacht werden, vermöge dessen die Klubbs sich monatlich nur einmal, und zwar unter der Aufsicht eines commissaire royal versammeln sollten; und wo ein solcher commissaire royal nicht existirte, sollten auch keine Klubbs weiter gehalten werden. Hätte Antoinettens Faktion dieses durchsetzen können, so wäre die fränkische Freyheit auf einmal gescheitert. Aber die Göttin Eleutheria wachte, und das schändliche Beginnen, der Nation ihre Freyheit zu rauben, laut ihre Meynung zu sagen, ging zu Grunde.

Die commissaires royaux waren Königliche Kreaturen: der König ernannte sie allemal selbst, und sie waren eben darum da, um das Interesse desselben

ben zu unterstützen. Und nun diese — sollten die Volkssocietäten dirigiren! Sie maaßten sich dieses Recht hin und wieder auch an. Sogar in Landau selbst, und in Weißenburg hatte der Maire wegen des Klubbs einen so hitzigen Streit mit dem Königs-Kommissar, daß dieser den Maire gegen alles Recht gefangen nehmen ließ, aber dabey auch selbst in Gefahr gerieth, vom Volke auf der Straße ermordet zu werden.

Mir fällt hier ein Zug ein von der Impertinenz dieser sogenannten Commissaires royaux, welchen ich nicht übergehen mag, wegen des Beweises, daß Despotie immer bleibt, was sie einmal ist. Die Kommissärs waren, wie sichs versteht, lauter geborne Franzmänner, und lauter Adliche. Freilich hatten die Distrikte im Elsas und in Deutschlotharingen ganz billig gefodert, daß man ihnen Deutsche Kommissäre geben mögte. Allein da dem Könige das Recht ausschließlich zustand, diese Leute zu ernennen, so schickte er, wie natürlich, Franzosen. Da nun die Franzosen nicht deutsch konnten, so würden sie im Elsaß, sowohl auf den Gerichtsstuben, als in den Klubbs, die sie doch dirigiren sollten, nicht verstanden worden seyn, und überhaupt eine traurige Figur gespielt haben. Die Kommissäre foderten daher, daß man alles auf Französisch verhandeln und in den Klubbs nie anders als

Französisch reden sollte. Das hieß nun mit einem Worte: dem Kommissär im Klubb Alles unterwerfen: denn da verstand der Zehnte kein Wort französisch.

Man darf sich nämlich nicht einbilden, als sey die französische Sprache im Elsaß und in dem deutschen Theil von Lotharingen sehr gemein: auf den Dörfern versteht fast Niemand ein Wort davon. Alle Beamten, die dieser Sprache unerfahren waren, sollten demnach entfernet, und Sprachkundige an ihre Stellen gesezt werden u. s. w. Rühl, welcher damals — das Unwesen fiel im Jahr 1791 vor — großes Ansehen im Elsaß und in Paris schon hatte, stellte der National-Versammlung das Ding von der rechten Seite vor, und diese beschloß, daß künftig die gewöhnliche Landessprache, also im Elsaß die Deutsche, bey Gerichtssachen gebraucht werden sollte; und daß in den Klubbs daselbst auch Deutsch gesprochen werden dürfte: wollten die Kommissäre Theil daran nehmen, so mögten sie erst selbst Deutsch lernen. —

Indessen wurden die Volkssocietäten von Tag zu Tag angesehner, und schon schien der nicht mehr ein recht guter Bürger zu seyn, der nicht dazu gehörte, oder seinen Namen nicht einschreiben ließ. Da aber eben diese Societäten es sich gleichsam zur Regel machten, das Ansehn der Assemblee

von der antiroyalistischen Parthey — man weiß, daß damals zwey Faktionen in der National-Versammlung waren — aus allen Kräften zu unterstützen: so war es natürlich, daß man von nun an keinen mehr einnahm, der nicht für einen braven Patrioten d. i. für einen Gönner und Freund der neuen Einrichtung bekannt war. Jede Societät formirte sich also aus eigner Autorität Gesetze, welche alle diejenigen, die eintreten wollten, zu befolgen versprechen mußten. Die Societäten wurden dadurch engere Verbindungen, und wer sich dazu bekannte, unterzog sich der Vertheidigung aller Einrichtungen der Assemblée nationale.

Die Royalisten stifteten gegenseitig jezt auch Volkssocietäten. Da nämlich kein Gesetz da war, welches nur eine einzige Societät in einem Distrikt, in einer Stadt oder in einem Dorfe erlaubt oder vorgeschrieben gehabt hätte, so konnten sich außer der schon errichteten Gesellschaft noch andere hervorthun. Im Jahre 1792 und 1793 gab es der royalistisch-gesinnten Gesellschaften mehrere, besonders in Marseille, Toulon, Lyon und Nantes, wie überhaupt in Städten, deren Hauptbewohner sich mit der Fabricirung oder mit dem Verhandeln der Waaren für den Luxus der Großen und des Adels abgaben, und folglich ihr kaufmännisches Interesse dem edlern National-In-

teresse vorzogen. Hier, wie in dem ganzen Département de la Vendée, als dem Hauptsitze der pfäffischen Dummheit und Entmannung, wurden durch die antirepublikanischen Gesellschaften die ächten republikanischen lange gänzlich unterdrückt und vernichtet. Freilich bekannten sich die königlichgesinnten Gesellschaften nicht öffentlich zur Aufrechthaltung des Despotismus, und der päpstlichen Kircherey: sie sagten blos, daß sie Ordnung und Ruhe erhalten, und einer gänzlichen Anarchie entgegen arbeiten wollten: im Grunde aber arbeiteten sie gegen die Dekrete der National-Versammlung wirklich.

Die Emigrirten, welche im Jahre 1791 sich auf den Gränzen von Frankreich so zahlreich verbreitet hatten, unterhielten mit diesen königlichgesinnten Gesellschaften immer einen Briefwechsel, und ermunterten die, wie sie sagten, redlichgesinnten Franzosen, doch ja das Uuthier der Anarchie — sie meynten aber die National-Versammlung — nieder zu stoßen, und die Gesetzmäßigkeit d. i. das Königthum oder vielmehr den alten Despotismus, wieder herzustellen. In den Jahren 1793 und 1794 sind sehr viele hingerichtet worden, bey denen man Briefe von der Art gefunden hat.

Da endlich so viele Faktionen in Frankreich herrschten: so war es wirklich das Werk eines festen Patriotismus, der doch noch den bessern Theil der Nation beseelte, daß nicht Alles zu Grunde gieng, zumal, als die auswärtigen Feinde mit auftraten. Ein kräftiges Mittel, ob es gleich ein kaustisches Mittel war, war die Surveillance, woraus der Jakobinismus und Terrorismus, und Robespierre's Tyranney entsprungen ist.

Achtes Kapitel.

Surveillance. Ursprung und Macht des Jakobinismus.

Es gehört zwar nicht eigentlich in meine Biographie, daß ich meinen Lesern über Dinge, wie die sind, von denen das gegenwärtige Kapitel handeln soll, Unterricht gebe: allein ich will auch meine Leser von meinen Schicksalen nicht allein unterhalten: der Hauptzweck meiner Schreiberey ist, daß ich ihnen die Erfahrungen und Bemerkungen, die ich in Frankreich gemacht habe, mittheile; und dahin gehören Belehrungen von dieser Art zuerst.

Der Wetteifer der Volkssocietäten und der Königlichgesinnten hat in Frankreich die Surveillance gestiftet. Man versteht unter surveillance oder Wachsamkeit, oder Aufsicht, die Gewalt oder das Recht eines jeden französischen Bürgers, auf Alles Acht zu haben, was dem Wohl des Staates zuwider ist.

In Paris war die vornehmste Volks-Gesellschaft, und sie wurde, weil sie ihre Zusammenkünfte aux Jacobins, oder in dem ehemaligen Kloster der Jakobinermönche hielt, Jakobiner-Klubb (Assemblée des Jacobins, auch Jacobins schlichtweg) genannt. In diese Gesellschaft traten gleich anfangs lauter warme Patrioten, und machten durch ihre thätige Bearbeitung und Verbreitung des Republikanismus beynahe mehr Aufsehen, als selbst die National-Versammlung, deren viele Glieder an dem Jakobiner-Klubb Theil nahmen. Ihr Hauptgrundsatz war: Renoncer à sa liberté, c'est renoncer à sa qualité d'homme, aux droits de l'humanité, même à ses devoirs *).

Die National-Versammlung war gleich bey ihrer Entstehung ein gelähmter oder paralytischer

---

*) Rousseau du contrat social, chap. IV. pag. 19. nach der neuen, niedlichen und sehr wohlfeilen Ausgabe bey Gerhard Fleischer, 1796.

Körper, ohne Geist und ohne Leben. Hundert Fak-
tionen entzweyten die Mitglieder, und der König
oder sein Anhang, arbeiteten dem Interesse des
Volks, und der Freyheit, welches doch die Ge-
genstände der Assemblée und ihrer Verrichtungen
waren, wenigstens seyn sollten, beständig entgegen.
Die ehrlichen, oder wenn man anders will, die für
das Volk redlich gesinnten Glieder der Versamm-
lung, so wie viele andre Verfechter der Freyheit sa-
hen endlich ein, daß sie durch die Assemblée unmög-
lich erhalten, geschüzt und befördert werden könnte,
und suchten eben darum das Heil des Volkes in den
Volkssocietäten allein: das Volk sollte und mußte,
wie die Erfahrung zeigte, sich durch Gemeinsinn
und thätiges Mitwirken selbst retten.

Eine Menge kleiner Schriften, welche im Jahr
1792 noch vor dem fürchterlichen 10ten August in
Frankreich erschienen, und an allen Ecken und En-
den zerstreut wurden, belehrten das Volk, daß es
in seiner Assemblée nationale kein Heil zu suchen
habe, und daß die Constitution geändert werden
müsse, weil es unmöglich sey, daß das
Volk unter einem Könige frey sey oder
werde. Soweit hatte es der starre und verkehrte
Anhang des Königs gebracht!

Von dieser Zeit an behaupteten die Jakobiner
öffentlich, daß man keinen König mehr haben

müsse: und ein Feind der königlichen Herrschaft hieß von da an — Jakobiner.

Die Sociétés populaires im ganzen Reiche, d. i. die ächten Logen der Freyheit, machten jezt gemeinschaftliche Sache mit den Jakobinern zu Paris, und nahmen Alle, dieselben Gesinnungen an. Endlich kam der schreckliche Tag, der 10te August 1792, wo das Königthum gestürzt, und endlich am 22ten September die Republik errichtet wurde. Die gräßlichen Scenen, welche überall dabey vorfielen, waren zum Theil in dem Plan der Jakobiner, einmal, um die Hauptfeinde der National-Rettung wegzuschaffen, und dann, um Andere von ähnlichen Versuchen zurückzuschrecken.

Um diese Zeit fiel das ganze Ansehn der National-Versammlung übern Haufen, und die Jakobiner waren jezt durch ganz Frankreich allmächtig. Man maßte sich zwar dieser Gewalt nicht öffentlich und erklärt an, doch geschah Alles, was damals ausgeführt wurde, durch die Betreibung der Volkssocietäten, bis endlich eine Convention nationale 1793 zu Stande kam, die aber bis zum Messidor 1794 von den Jakobinern ganz und gar regiert wurde, als von den Meistern und Herren der öffentlichen Meynung.

In allen Städten und an allen Orten, wo Volksklubbs gehalten wurden, hatten diese die Auf-

ficht auf alle ihre Mitbürger; und es war hinreichend, bey einem solchen Klubb in Verdacht des Aristokratismus zu gerathen und Güter, Freyheit und Leben zu verlieren, wenn man ihn nicht besuchte, oder Mäßigung gegen Verdächtige empfahl.

Frankreich lag damals allerdings in einer fürchterlichen Krise. Von Außen standen mächtige Feinde, welche dem neuen und erst aufzurichtenden Gebäude mit Gewalt den Sturz drohten: im Lande waren konvulsivische Auftritte zwischen Royalisten, Moderantisten und Jakobinern. Siegte Eine Parthey, so mußten die andern nothwendig unterliegen und zu Grunde gehen.

Endlich siegten die Jakobiner völlig. Selbst die Beschuldigung der Feinde, daß nur sie die Herstellung der vorigen Regierung hinderten, dieute ihnen zu mehrerer Begründung ihres Ansehns. Jezt galten sie als die Einzigen Retter des Volks und des Vaterlands. Dümouriezs Treulosigkeit endlich, nebst dem nun sich immer mehr entwickelnden Aufstand in der Vendée, und vollends der Abfall von Toulon und Lyon bestätigten ihren Sieg aufs vollkommenste. Freyheit oder Tod war von da an das Losungswort durchs ganze Reich: Jeder Tag gab neue Beweise, wie

sehr dieser Grundsatz die Herzen der Franzosen beseelte!

Ob Frankreichs Nation damals, als der Jakobinismus Alles bändigte, frey war, ist eine Frage, die kaum der Antwort würdig ist; um aber doch Einigen meiner Leser durch eine richtige Vorstellung derselben vielleicht ein Vorurtheil zu benehmen, will ich sie lösen.

Die Nation war unter der Gewalt des Jakobinismus nichts weniger als frey: das fällt von selbst in die Augen, und ich werde weiter unten Thatsachen hin und wieder anführen, worans dieses sonnenklar erhellen wird. Allein im Jakobinismus lag doch der Grund, und zwar der einzige Grund zur entschiedenen Entjochung und zur ernsthaften Begründung einer gesetzlichen Freyheit für Frankreich.

Frankreichs Freyheit war durch die Despotie der Könige, durch den Stolz und den Uebermuth des Adels und der Geistlichkeit längst zu Grunde gegangen, und vernichtet worden. Der Anhang dieses alten Systems war noch sehr stark, und diesem allein arbeitete der Jakobinismus entgegen, und zwar so glücklich, daß er ihn völlig unterdrückte. Erst mußte der alte Schaden ausgeschnitten oder vielmehr ausgebrannt werden: erst mußten die alten Beulen, die alten Geschwüre des

Staatskörpers gereinigt und geheilt werden, ehe man eben diesem Staatskörper eine ungehinderte Wirksamkeit gestatten konnte.

Aber nachdem dieses geschehen war, mußten jene violenten Mittel, die man bey der Vor-Kur angewandt hatte, auch aufhören. Bey wildem Fleisch ist lapis infernalis oder Höllenstein nothwendig: wer aber auf das frischanwachsende, gesunde, und die Wunde zuheilende Fleisch noch kaustische Mittel bringen wollte, wäre ein eingemachter Narr, oder Tyrann.

Daß der Jakobinismus an schrecklichen Auftritten Schuld war, ist außer allem Zweifel: ich selbst habe Scenen gesehen, und von andern, die ich nicht gesehen habe, Folgen wahrgenommen, bey deren Andenken mir die Haut noch schaudert. Also war der Jakobinismus allerdings ein Uebel, ein schreckliches Uebel: aber war er ein nothwendiges Uebel?

Um diese Frage mit Unpartheilichkeit zu beantworten, muß man kaltblütig zu Werke gehen; und wer dieses thut, dem werden folgende Betrachtungen von selbst einfallen.

Frankreich war durch die Regierung an den Rand des Verderbens gebracht, und seinem Untergange nahe: dieß konnte der Hof nicht läugnen. Die Nation, oder vielmehr der bessere Theil

derselben, machte Foderungen an die Regierung, um sich zu retten: die Foderungen wurden angenommen, gestattet, sanktionirt, aber — nicht gehalten. Die Gesetze, welche man zum Vortheil des Volks gemacht hatte, waren ohne Kraft, und der König selbst trat sie mit Füßen. Auf den Gränzen standen Feinde, welche die Herstellung der Despotie und die gänzliche Vernichtung aller Volksfreyheiten drohten. Fremde Fürsten insultirten die Nation mit ihren Manifesten, und die eignen Generale der Nation waren Meineidige. Wo sollte Rettung herkommen? Ja, die innern Bewegungen ließen befürchten, daß das Blut derer bald fließen würde, welche bisher Freyheit und Volksglück gewünscht hatten. Hier nun war es nöthig, daß diejenigen, welche Muth genug hatten, sich öffentlich als die Anführer der Volksfreunde darzustellen, sich anstrengten, durch heftige Anstalten und strenges Verfahren den Geist der Nation zu erforschen, ihn bestimmt zu fixiren und zu beleben: und nach diesen wirklich wahren und einleuchtenden Grundsätzen hat Frankreich eigentlich dem Jakobinismus seine Rettung und seine Existenz, als Republik, zu verdanken.

Wäre freilich durch Gesetze und in rechtlicher Form das zu erhalten gewesen, was man durch Strenge und Schrecken zu erzwingen suchen mußte,

so wäre der Jakobinismus, oder wie man ihn seit 1794 auch heißt, der Terrorismus, eben so abscheulich, als die Bartholomäusnacht. Aber bey der schrecklichen Alternative, entweder wieder ins alte Joch des Despotismus, der Pfafferey und der Tyranney des Adels noch sklavischer als zuvor zurückgeworfen zu werden, oder frey zu werden und zu bleiben, findet der Menschenfreund tausend Gründe, das Schreckenssystem zu rechtfertigen und zu entschuldigen, ohne jedoch die fürchterlichen Excesse gutzuheißen, welche so häufig vorgefallen sind, ob er sich gleich auch hiebey erinnert, daß wenn man eine Saite zu sehr spannt, man sich eben nicht wundern darf, wenn sie zerspringt, und dem unvorsichtigen Spanner ins Auge schlägt. —

Es ist nun, glaube ich, sehr sichtbar, daß der Ursprung des Jakobinismus nicht sowohl in der ersten französischen Konstitution, noch überhaupt in den billigen Foderungen der Nation als vielmehr in den Bemühungen der Feinde, die Freyheit der Nation niederzudrücken, in den Angriffen der Ausländer, in den Wirkungen des aristokratischen Anhangs in Frankreich, und in der Untreue und der Verrätherey der französischen Generale, besonders des Dümouriez, zu suchen sey. Hätte man der ersten Konstitution nicht solche schreckliche

und gewaltthätige Mittel entgegen gesezt, so würde nimmermehr ein Jakobinismus entstanden seyn.

Nach den jezt angeführten Gründen ist es ebenfalls gar schwer, über den wahren Charakter und das wahre Verdienst oder Misverdienst eines Marat, Robespierre und andrer Terroristen zu urtheilen. Sie mögen aber gewesen seyn, was sie wollen: man muß ihnen das immer lassen, daß sie eine der Hauptursachen gewesen sind, daß die Republik Frankreich noch besteht.

Als ich von Landau näher ins Innere von Frankreich kam, war eben der Jakobinismus oder Terrorismus in seiner größten Wirksamkeit, und die ganze Nation lag in den gräßlichsten Konvulsionen. Aber diese Konvulsionen wurden von einsichtigen Männern regiert, und zu heilsamen Zwecken geleitet. Die Nation sah ein, daß ihre Rettung nur auf diese Art möglich war, und autorisirte sie gleichfalls dadurch, daß sie die Verfahrungsart der Jacobiner herrschend werden ließ. Hätte die Nation dieß nicht gewollt: wie hätte eine Handvoll Menschen es wagen dürfen, sich die strengste Aufsicht über mehr als zwanzig Millionen ihres Gleichen anzumaßen, zumal zu einer Zeit, wo Alles auf das Recht und Unrecht einer Anmaßung oder Anmaßlichkeit aufmerksam war! — Also war damals dennoch nichts weniger, als

Anarchie in Frankreich, wie man in Deutschland so dreist und frech ausgesprengt hat.

Ich werde, was ich vom 27ten Dezember 1793 bis auf den Tod des Robespierre im Thermidor 1794 in mehrern Städten und Provinzen Frankreichs, besonders in Auxonne, Dijon, Lyon, Valence, Vienne, Montpellier, Grénoble, Mâcon, Avignon, und sonstwo gesehen und erfahren habe, treulich mittheilen; folglich ist es nicht nöthig, daß ich hier im Allgemeinen angebe, wie sich der Jakobinismus gezeigt und geäußert habe. Eins will ich doch anführen, damit ichs nachher nicht etwan vergesse, welches leicht geschehen könnte, da ich nicht nach einem schriftlichen Schema arbeite, sondern so, wie mir die Dinge, nach einer gewissen Ordnung im Kopfe, und nach kleinen Hauptbemerkungen wieder einfallen, hinschreibe. Es besteht darin, daß die antipatriotischen Zusammenkünfte nach dem Sturz des Königthums (royauté) sogleich abgeschafft, und bey Todesstrafe verboten wurden. Die Glieder dieser aristokratischen Klubbs wurden sofort eingesteckt, und sehr viele von ihnen sind hingerichtet. In Strasburg war so eine Gesellschaft, welche sich den Namen der Gesellschaft für das Beste des Vaterlandes gab (pour le bien de la patrie). Ihre Devise war eine Kokarde mit den Worten: Wohl

des Vaterlands (Bien de la Patrie): aber im Grunde war ihr Zweck die Wiederherstellung des Königthums, der Pfafferey, des Adels und aller Ingredienzen des französischen Despotismus. Die Mitglieder dieser Gesellschaft sind alle auf die Anklage des bekannten Eulogius Schneider hingerichtet worden.

Die Volkssocietäten, oder die Klubbs der Jakobiner — denn das ist nun eins — waren vom Konvent autorisirt, auf alle Bürger Acht zu geben (de surveiller les citoyens). Es wurden daher in allen Distrikten gewisse comités de surveillance festgesezt, welche aus den einsichtsvollsten und strengsten Jakobinern bestanden, und auf Alles Acht haben mußten, was in Rücksicht der öffentlichen Gesinnungen bemerkbar wurde. Von der Art, wie diese surveillances ihr Amt geübt haben, werde ich mehrere Thatsachen weiterhin anführen.

Neuntes Kapitel.

Bombardement von Landau.

Es ist nun Zeit, daß ich wieder zu den Begebenheiten zurück komme, wovon ich in Landau Zeuge war.

Der Kronprinz von Preußen hatte sich einmal vorgesezt, Landau wegzunehmen, es mögte kosten was es wolle; und nachdem er den General Laubadere fast täglich um die Uebergabe angegangen war, aber in der Güte seinen Zweck nicht erreichen konnte, entschloß er sich, Anstalten zum gewaltsamen Angriff dieses Platzes zu machen. Worauf er hiebey weiter rechnen mogte, läßt sich denken.

Laubadere wurde sehr bald von diesen thätigen Anstalten unterrichtet, und suchte sich, so gut er konnte, in Vertheidigungsstand zu setzen. Er ließ die Kasematten bewohnbar machen, um seine Garnison da zu sichern gegen das feindliche Feuer, und dann mußte das Pflaster in der ganzen Stadt aufgerissen werden, um die Wirkung der Bomben unschädlicher zu machen, und zu hemmen.

An einem Sonntage früh hörte man in der Ferne ein gewaltiges Kanonenfeuer: die Franzosen

versuchten damals schon, durch die Linien, welche kurz vorher von den Oestreichern waren erobert worden, durchzubrechen, um Landau zu entsetzen. Um nun der Garnison Schreck einzujagen, und sie zu verhindern, einen bey solcher Gelegenheit sehr rathsamen Ausfall zu wagen, ließ der Kronprinz einige Haubitzen aus einer an der Ostseite von Landau angelegten Batterie, in die Stadt werfen. Die Haubitzen thaten sofort ihre Wirkung, und schlugen einige Häuser zu Schaden; auch wurde eine alte Frau, ein Kanonier und ein Pferd getödtet.

Da die Landauer so was niemals erfahren hatten, so fuhren sie gar mächtig zusammen, und glaubten nun, der jüngste Tag sey vorhanden. Aber der General ließ in allen Straßen ausrufen, daß er gewiß wisse, daß die Preußen für dieses Mal das Bombardiren nicht fortsetzen würden: denn sie hätten noch keine hinreichende Munition dazu: dieses sey ihm durch zuverlässige Spionen hinterbracht worden. Er hatte sich auch nicht geirrt: denn gegen Mittag hörte das Bombardiren von Seiten der Preußen schon auf.

Da aber doch das Schießen bey den Weißenburger Linien noch immer fort gehört wurde, so entschloß sich der General Delmas, einen Ausfall zu wagen. Man sagte, Laubadere habe

ihn dazu aufgefodert, wenigstens muß es auf seine Erlaubniß geschehen seyn: denn er war ja Commandeur, und nicht Delmas. Dieser nahm also zwey Bataillons, la Montagne und la Correze, und marschierte durch ein Auslaßthor aus der Festung, um die Preußen, auf der Seite nach Weißenburg zu, zu delogiren. Allein dieser Ausfall misglückte gar garstig: denn die Preußen schossen ihm ohngefähr acht Mann todt, verwundeten mehrere, und zwangen ihn, spornstreichs wieder nach Landau zurück zu kehren.

Dieser mislungene Versuch gefiel dem Obristen von der Reuterey am wenigsten. Er behauptete, daß man aus Mangel an hinlänglicher Kavallerie bey Tage keinen Ausfall wagen müßte, und stellte dem General Laubadere recht lebhaft die Gefahr vor, worin sich die beyden Bataillons befunden hätten, niedergemacht, oder doch gefangen genommen zu werden, wenn die Preußen nur klüger gewesen wären, und sie eine kleine Strecke weiter hätten vormarschieren lassen. Du bist verantlich, fuhr er fort, wenn künftig wieder so ein Schnitzer gemacht wird, besonders da der Repräsentant außer Aktivität gesezt ist. Jezt handelst Du nur nach deiner Einsicht; aber gieb Acht, daß du immer so handelst, wie du es verantworten kannst. Der Obrist stellte ihm dabey auch dieß vor, daß es bey

den jetzigen bedenklichen Zeiten besser seyn würde, wenn man den Repräsentanten wieder in Mitwirkung sezte, zumal da die Beschuldigung gegen ihn gar nicht bewiesen sey. — Laubadere gab hierauf nach, und noch denselben Abend wurde Dentzel seines Arrestes entlassen, und war wieder nach wie vor Repräsentant.

Ich sah Dentzel einige Tage nachher auf dem Wall. Er grüßte mich freundlich, und sprach mir unbefangen zu; aber über unsre Sache wurde von jezt an auch kein Wort mehr erwähnt.

Nun blieb es noch einige Zeit ganz ruhig in Landau. Die Bürger machten indeß ihre Häuser bombenfest, d. i. sie trugen Mist auf die Böden, damit die Bomben, welche etwan durchs Dach fallen könnten, da liegen bleiben und platzen mögten, ohne weiter durchzudringen, und das ganze Haus zu beschädigen.

Endlich erhielt der Kronprinz so viel Belagerungs-Geschütz, daß er Landau einige Tage ziemlich heftig beschießen konnte. Den 27sten October, an einem Sonntage Nachmittag, hatte er, unter scharfer Bedeckung von drey Bataillons, hinter Nußdorf, eine Viertelstunde von Landau, eine Batterie errichten, und alles zum Beschießen der Festung in Stand setzen lassen. Montags frühe, den 28ten, um Halbsieben fing das Feuer schon an,

und währte, wiewohl mit einigen Pausen, bis den 31ten um 8 Uhr des Abends.

Gleich am ersten Tage that das Feuer viel Schaden: einige Häuser geriethen in Brand, aber durch die guten Anstalten gegen das Feuer wurde die Brunst jedesmal sehr bald gelöschet. Den 29ten fingen die Preußen das Bombardement schon des Nachts vor ein Uhr an, zündeten an zwey Stätten, aber ohne merklichen Erfolg: die Besatzung dagegen ließ ihr Geschütz die Nacht über schweigen, bis den Morgen um 6 Uhr, wo sie rasch antwortete, und um 7 Uhr den Preußen einen Pulverkasten in die Luft sprengte, wobey, wie ich jezt höre, drey Mann erschlagen, und zehn Mann, nebst einem Offizier, verwundet worden sind. Den 30ten zündeten die Preußen an vier Stellen von neuem; aber auch dieß entschied nichts. Den 31ten zündeten sie hier und da wieder, bis sie endlich des Abends um 8 Uhr das Bombardiren einstellten, und um 10 Uhr die Batterie vom Geschütz und die Transcheen von der Mannschaft leer gemacht, und sich in ihr Lager zurückgezogen hatten. Ueberhaupt ist zwar Landau bey diesem Bombardement sehr beschädiget worden; aber deswegen würden die Preußen es doch nicht erhalten haben, gesezt auch, sie hätten das Bombardiren mehrere Wochen auf diese Art fortgesezt.

Die preußischen Batterien waren nur auf der Nordseite angelegt, und könnten daher die Stadt nur auf einer Seite ängstigen. Zudem mußten die Kononenkugeln, so wie die Bomben und Haubitzen alle im Bogen geschossen werden. Ans Bresche-Schießen war vollends gar nicht zu denken, und das Fort nebst dem Hornwerk, diese Hauptwerker der Festung, litten beynahe gar nichts. Also war es blos darauf angesehen, die Stadt in Brand zu stecken, um vielleicht die Einwohner zu bewegen, den General zur Uebergabe zu zwingen. Kurz, man mogte denken, es sollte bey Landau gehen, wie es bey Longwy und Verdun das Jahr zuvor gegangen war.

Wirklich waren die Landauer, welchen dergleichen Spektakel ganz neu waren, sehr bestürzt, und Viele hielten sich für verloren. Einige sprachen gleich anfangs ganz laut von der Uebergabe und hielten es für rathsamer, das Städtchen den Deutschen zu überlassen, als zuzugeben, daß die Preußen es zusammenschössen.

Dentzel, welcher jezt wieder in vollem Ansehn stand, ließ die Bürger, wenigstens die vornehmsten oder angesehensten derselben aufs Gemeinhaus fodern. Landau, sagte er, ist eine Gränzfestung, ist der Schlüssel zum Elsaß, und ein Eigenthum der Republik. Wir müssen nun, da an

Landau so viel liegt, dafür sorgen, daß dieser Platz erhalten werde. Ein Gesetz befiehlt, daß der, welcher bey Belagerungen von Uebergabe spricht, und dadurch Verzweiflung unter seine Mitbürger verbreitet, mit dem Tode bestraft werde, und Ihr mögt Euch darauf verlassen, daß ich jeden, der gegen dieses Gesetz sündiget, nach aller vorgeschriebnen Strenge behandeln werde. — Diese Rede, welcher ein öffentlicher Anschlag auf allen Straßen folgte, und der dasselbe besagte, stellte die unvorsichtigen Reden von Uebergabe u. dgl. zur Ruhe.

Laubadere hatte seine Volontärs und alle Pferde nach den Kasematten bringen lassen, er selbst aber war in seinem Quartier geblieben, und ging ganz unbefangen auf den Straßen herum. Dentzel bezog ein bombenfestes Gewölbe auf dem Wall.

Wenn es abscheulich ist, sich bey einer Belagerung auswärts zu befinden, so ist es gewiß noch fürchterlicher, in einer Stadt zu seyn, die eben beschossen wird. Nirgends ist man beynahe sicher, wenigstens ist es gefährlich, auf der Straße, oder in Gemächern zu seyn, die nicht bombenfest gemacht sind: denn man kann nicht wissen, wo eine Kugel oder eine Haubitze hinfällt. Das Kaufhaus, worauf wir lagen, wurde stark beschädigt, und eben darum ließ uns der General in die Pfarrkirche zie-

hen, welche vorher fest gemacht war. Hiehin wurden nun auch die Hand-Mühlen gebracht.

Diese Kirche war völlig leer, und die Bilder, welche ehemals zur öffentlichen Verehrung gedient hatten, waren alle in die Sakristey gebracht worden. Die Volontärs, welche mit den Deserteurs an den Handmühlen arbeiteten, witterten die Heiligen-Bilder aus, und warfen sie nach und nach in das Feuer, welches sie wegen der Kälte in der Kirche Tag und Nacht zum Wärmen für sich und die Arbeiter unterhielten. Da wurde denn der heil. Stephan, der heilige Joseph, eine Mutter Gottes und einige heil. Engel zum großen Aergerniß einiger Kaiserlichen Deserteurs dem Vulkan aufgeopfert. Die Volontärs machten jedesmal die spöttischsten Anmerkungen, wenn so ein Heiligen-Klotz zu brennen anfing. Die Kaiserlichen Deserteurs vergaßen dagegen nicht zu bemerken, daß der liebe Gott unmöglich einem Volk Glück und Segen geben könne, das so der Heiligen spotte, und ihre geweihten Bilder so beschimpfe und zerstöre.

Ueberhaupt müssen die gutkatholischen, auch manche gutprotestantischen Christen an der göttlichen Regierung bey der neuern französischen Geschichte ganz irre geworden seyn. Sonst that der liebe Gott und besonders seine Heiligen unzählige Wunder; ja, Himmel und Erde wurde oft um einer nichts-

würdigen Kleinigkeit willen in Bewegung gesezt. Ein Prophet wurde von losen Buben Kahlkopf gescholten: fluchs kommen zwey Bären und zerreißen zwey und vierzig von diesen Spöttern. Jerobeam, der König, wollte einen fanatischen Propheten einstecken lassen, aber seine Hand verdörrte plötzlich. Wegen einer kleinen Lüge fiel Ananias und sein Weib todt danieder; ja eine ganze Stadt ging in Indien unter, weil die Einwohner dem heil. Xaverius den Eingang verwehrthatten.

Aber in Frankreich — du lieber Gott! da wurden die lieben Heiligen aufs ärgste gemißhandelt! Ihre Lieblinge, die Mönche und Nonnen, wurden fortgejagt, ihre Kirchen wurden zerstöhrt, ihre Bilder, sogar die, wobey sie sonst vorzüglich Wunder gethan hatten, wurden zerschlagen, und sie — sie saßen im Himmel ruhig, und konnten das Unwesen so unbekümmert mit ansehen, ohne Feuer, Pech und Schwefel auf die Gottesschänder herabzuschleudern! Da nun doch wohl keine Revolution im Himmel vorgefallen seyn wird, wonach der bisherige Schlendrian darin abgeändert seyn mögte: so muß jeder gute Christ stutzen und an seiner eignen Religion zu zweifeln anfangen. — Mir ist das Ding freilich nicht aufgefallen: denn ich war

schon lange über alles das hinaus: aber nicht alle Menschen sind solche Bösewichter, wie ich! —

Der oben genannte Bürger Brion hatte zwey Häuser, deren eins er selbst bewohnte, das andre aber hatte vorher einer seiner Verwandten bewohnt, der aber aus guten royalistischen Gesinnungen schon lange ausgewandert war. Da nun die Municipalität befahl, daß in jedem Hause wenigstens zwey Personen bleiben und die Hausthür immer offen lassen sollten, damit, wenn Feuer darin entstände, man es sowohl sogleich erfahren, als auch löschen helfen könnte: so erbot ich mich mit einem gefangenen kaiserlichen Reuter, Namens Schneider, von Annaberg in Sachsen, einem kreuzbraven jungen Menschen, in diesem leeren Hause des Nachts zu bleiben. Brion nahm dieses Anerbieten an, und versorgte uns mit Essen und Trinken aufs reichlichste. Ich habe hernach bis zu meinem Abmarsch aus Landau immer in diesem Hause geschlafen.

Gleich am zweyten Abend des Bombardements ging Schneider, um aus einem nahen Keller unter einem Hause, welches schon oft gebrannt hatte, und wirklich noch brannte, Wein zu holen. Er kam zurück und hatte Wein genug; allein er klagte auch heftig über sein Schienbein, welches ihm durch ein Stück von einer zersprungnen Haubitze verlezt

war. Früh konnte er schon nicht mehr gehen, und litt die heftigsten Schmerzen. Ich holte ihm bey dem Kommissär einen Spitalzettel, und er wurde ins Lazareth gebracht, wo er so lange lag, bis er völlig kurirt war. Er ist nachher noch vor dem Entsatz von Landau ausgeliefert worden.

Während des Bombardements in Landau verbrannten ein Strohmagazin, worin auch Heu und andre Dinge waren, drey Häuser, einige Scheunen und einige Ställe: aber sehr viele Gebäude sind beschädigt worden. Ums Leben kamen ohngefähr 20 Menschen, ohne die, welche verwundet wurden. Unter den Todten war auch ein Preußischer Kriegsgefangner, dem eine Kanonenkugel auf dem Wall die Eingeweide herausgerissen hatte.

Das fürchterliche Kanoniren und Beschießen hatte, wie gesagt ist, Donnerstags den 31ten schon aufgehört; aber die Landauer fürchteten noch immer, daß es wieder angehen, und vielleicht noch heftiger fortgesezt werden mögte. Es begaben sich daher einige orthodoxe, fromme Männer, und ein Ausschuß andächtiger Matronen zum Pfarrer Ackermann, und baten ihn, öffentliche Betstunden anzustellen, um Gott und seine Heiligen zu bewegen, daß sie doch alles fernere gräßliche Unglück in Gnaden von ihnen abwenden mögten. Allein Ackermann stellte ihnen vor, daß man keine

Hülfe vom lieben Gott erwarten müßte, welche man sich selbst schaffen könnte durch Geduld, Muth und Beharrlichkeit. Zudem dürfte er ohne den General und den Repräsentanten keine Neuerungen im Gottesdienste vornehmen.

Ackermann gab sofort von dem Ansuchen der Devoten dem General Nachricht. Dieser erschien auf dem Marktplatz und sagte: Die Gefahr, Bürger, ist vorbey! Alles, was die Preußen an Munition gehabt haben, haben sie uns zugeworfen: hätten sie mehr gehabt, so hätten sie noch nicht aufgehört. Seyd also getrost und hoffet auf baldige Befreyung! Unsre Brüder bey der Armee werden nicht zaudern, Euch aufs kräftigste zu Hülfe zu eilen! — Diese Versicherung machte den Bürgern wieder Muth.

Ich hatte mit einem geschickten Artilleristen von den Franzosen Bekanntschaft gemacht, und unterhielt mich mehrmals mit ihm über die Belagerung und besonders über das überstandene Bombardement. Dieser Mann urtheilte, daß die Preußen die Stadt sehr unrecht bombardiert, und ihre Munition vergebens verschleudert hätten: denn sie hätten ja wissen müssen, daß Landau aus soliden Häusern bestehe, welche folglich sehr schwer in Brand zu stecken seyen. Dann hätten sie auch bedenken sollen, daß die Bürgerschaft gar zu schwach sey, um den

General zu zwingen, die Stadt zu übergeben, gesezt auch, sie wäre noch so sehr ruinirt worden. Es wäre daher auch gar nicht rathsam gewesen, die Stadt selbst zu beschießen, zumal, da es doch schien, als wenn die Preußen eben nicht sehr mit Munition versehen wären. Regelmäßig hätten sie lieber ihre ganze Kraft auf die Eroberung, oder Zerstörung des Forts oder des Hornwerks, als worin doch die Hauptstärke dieses Platzes bestände, richten sollen. Es schiene überhaupt, als verständen die Preußen nicht recht, wie man eine Festung angreifen müsse u. s. w. Ich lasse es dahin gestellt seyn, in wie ferne mein Artillerist Recht gehabt haben mag.

Die Deserteurs in Landau haben sich bey der Beschießung größtentheils sehr schlecht betragen. Die Bürger bedienten sich ihrer, ihre Effekten u. dgl. in Sicherheit zu bringen, und zahlten rechtschaffen, ließen es auch an Essen und Trinken nicht fehlen. Aber diese Niederträchtigen stahlen und raubten noch daneben, was sie konnten, und verkauften es nachher an die Trödler. Ein Gewisser, Namens Gesell, vom Regiment Kleist, stahl einem Kaufmann vieles Silbergeräthe, woraus er nachgehends in Besançon, wo er es verkaufte, noch 800 Livres gelößt hat.

Zehntes Kapitel.

Wie man in Frankreich jezt Hochzeit macht.

Ein Schweizer, welcher von der Legion Mirabeau desertirt war, und sich in Landau ansäßig machen, und da sein Handwerk als Ziegeldecker treiben wollte, heurathete um diese Zeit ein Mädchen aus der Stadt, und ward auf diese Art Bürger. Da aber die Verheurathung in Frankreich jezt auf eine ganz andre Art abgethan wird, wie bey uns: so werde ich vielleicht nicht Unrecht thun, wenn ich meine Leser zu einem richtigen Begriff davon verhelfe, zumal, da man in Deutschland hin und wieder ausgesprengt hat, die Franzosen liefen jezt zusammen, wie das liebe Vieh, u. s. w.

Als ich zurück aus Frankreich kam, hörte ich zu meinem größten Erstaunen einen emigrirten deutschen katholischen Pfaffen in Offenburg ganz im Ernste behaupten, daß die Ehen der Franzosen keine rechte Ehen wären; daß ihre jetzigen Kinder weiter nichts, als Hurkinder wären; daß der Bruch eines solchen Konkubinats, eines solchen unreinen Bündnisses nicht nur kein Ehebruch, sondern ein verdienstliches Werk wäre u. dgl. Aber

ein katholischer Pfaffe, besonders ein emigrirter, konnte wohl nicht gescheider sprechen! Die meisten Emigrirten räsonniren ja ohnehin von den französischen Angelegenheiten wie der Blinde von der Farbe.

In Frankreich bindet der bloße Ehe-Verspruch ganz und gar nicht: vor der Bestätigung desselben steht es jedem Theile frey, abzutreten, sobald er Ursache dazu zu haben glaubt; aber von dem Termin der legalen Bestätigung der Ehe (confirmation du mariage) an, wird diese als ganz vollzogen angesehn.

Ich äußerte einst meine Verwunderung über diese Einrichtung, und gab zu verstehen, daß es doch wohl besser seyn mögte, wenn man auch dem bloßen Versprechen wenigstens so viel gesetzliche Verbindlichkeit zueignete, als jedes andre bürgerliche Versprechen hätte. Mein Antagonist aber bewies mir, daß dieses hier der Fall nicht wohl seyn dürfte. Denn wenn sich, sagte er, schon vor der Vollziehung der Ehe Hindernisse zeigen, so ist es sehr rathsam, die Heurath ganz einzustellen, um die kontrahirenden Theile nicht unglücklich zu machen. Lieben sie sich wirklich, und finden sie ihr gemeinschaftliches Glück in ihrer nähern Verbindung, so werden sie zusammeneilen, auch ohne vorhergegangne gesetzmäßige Verlobung: und ist

dieses nicht, so soll man ja lieber alles anwenden, um sie zu bereden, daß sie von einander ablassen. Ich fand dieses eben nicht widersinnig.

Wer ein Mädchen verführt, ich meyne ein ehrliches Mädchen, dessen sonstiger Ruf unbescholten ist, und das nicht in die Klasse der feilen Dirnen, u. dgl. gehört, so muß er sie, wenn es sonst geschehen kann, heurathen, oder er sezt sich dem Verdachte, ein schlechter Bürger zu seyn, auf immer aus. Und dieser Verdacht — so civilisirt man nämlich jezt in Frankreich schon ist — wirkt dort weit stärker, als bey uns die kirchliche Vorstellung von Himmel und Hölle. Die Folgen vom erstern, fühlt man in Frankreich handgreiflich; aber die Folgen vom leztern? — Ja, wer weis, sagt schon der Bauer.

Wenn nun jemand ein Mädchen hat, das er gern heurathen mögte, so begiebt er sich mit demselben, nebst einigen Zeugen von beyden Seiten, auf die Municipalität seines Distrikts, wo allemal ein Bureau des mariages angestellt ist. Jedem ist erlaubt, bey solchen Vorfällen gegenwärtig zu seyn, und ich habe mehr als einmal dieser Ceremonie beygewohnt.

Was wollt Ihr? frägt der Präsident.

Bräutigam: Ich und diese Bürgerin wollen einander heurathen.

Präsident: Wie heißt du, und wo bist du her?

Bräut.: Ich heisse N. und bin von N.

Präsid.: Bürgerin, wie heißt du, und wo her bist du?

Braut: Ich heiße N. und bin von N.

Präsid.: Habt Ihr Zeugen bey Euch?

Bräutigam: Ja, hier ist der Bürger N. für mich, und der Bürger N. für meine Braut.

Präsid.: Bürger N., könnt Ihr für die gegenwärtigen neuen Brautleute ein Zeugniß ablegen, daß sie gesetzmäßig können zusammen gegeben werden?

Zeugen: Ja, wir bezeugen, daß der Bürger N. und die Bürgerin N. unbescholtne Republikaner, und von allen andern Verbindungen frey sind, welche ihre Ehe hindern könnten.

Präsid.: Höret nun an die Gesetze, deren Befolgung die Nation von jedem Bürger und jeder Bürgerin fodert, welche sich ehelich verbinden wollen.

Hierauf nimmt der Präsident das Gesetzbuch, und ließt ihnen die kurzen, leicht zu verstehenden Gesetze vor, welche sich auf die Ehe, deren Zweck, Pflicht und Dauer beziehen. Der Inhalt ist nicht sehr mannigfaltig, aber durchaus vernünftig und einleuchtend. Ich erinnere mich, daß die Ehe in

diesen Gesetzen die Pflanzschule der Republik (la pepeniere de la république) genannt wird, und daß man sehr auf die Ausschweifung loszieht.

Wenn dieses geschehen ist, so erinnert sie der Präsident, nach drey Dekaden, oder nach dreißig Tagen wieder zu kommen, um ihre Heurath einschreiben zu lassen. Darauf werden Anschlagezettel in allen Sektionen der Distriktstadt angeklebt. Es sind hiezu eigne Plätze bestimmt, wo man täglich lesen kann, wer heurathen will; und da die Franzosen sehr neugierig sind, so findet man da auch immer Leser. Sind die Brautleute von einem Dorfe, so wird ein solcher Zettel auch auf dem Dorfe angeheftet.

Nach Verlauf von drey Dekaden kommt das Brautpaar mit den Zeugen wieder auf die Municipalität des Distrikts, wo man sie nochmals zur Erfüllung der Bürgerpflichten ermahnt, und sie sodann in die Liste der verehlichten Bürger und Bürgerinnen einschreibt.

Bis hieher kostet der ganze Handel auch nicht einen Heller; wer aber einen Trauschein haben will, zahlt dem Schreiber für seine Mühe, Papier und Pettschaft funfzehn Sous in Papier: und das ist alles!

Die Ehescheidung hält in Frankreich jezt härter, als in irgend einem andern Lande, Diese

Behauptung wird denen gewiß sehr paradox vorkommen, welche sich haben weiß machen lassen, daß man da auseinander laufen könne, wie's einem beliebt, und daß der geringste Unwillen oder Ueberdruß schon hinlänglich sey, sich zu trennen.

Der Bürger Senard, erst öffentlicher Ankläger zu Dijon, hernach Procurator am tribunal criminel, war ehedem Advokat im Parlement zu Dijon. Dieser versicherte mich, daß sonst vierzig seines Gleichen am Parlemente gewesen wären, deren jeder das Jahr über wenigstens 20 Ehescheidungen in der Provinz oder dem Gouvernement Burgund zu Stande gebracht hätte. Das machte also das Jahr hindurch über 800 Ehescheidungen in Einer Provinz. Diese Scheidungen waren freilich, nach dem katholischen Kirchen-Rechte, nur von Tisch und Bette; aber desto schädlicher waren sie, indem sie nun eine anderweitige Eheverbindung verhinderten, und so alle Unordnungen und Ausschweifungen gleichsam nothwendig machten, und den Wohlstand sehr vieler Familien untergruben. Wir haben ja in Deutschland dergleichen auch, und es wäre zu wünschen, daß man die Leute bey Ehescheidungen, wenn doch geschieden werden soll, so auseinander sezte, daß sie von beyden Seiten wieder heurathen könnten.

So gang und gäbe die Ehescheidungen indeß vorzeiten in Frankreich waren, so selten sind sie jezt. Von dem Jahre 1792 bis 1794 sind in dem ganzen Departement von Côte d'or, sonst Burgund, nur vier Ehescheidungen völlig zu Stande gekommen; also nach diesem Maaßstabe ohngefähr 336 Ehescheidungen innerhalb 2 Jahren in der ganzen Republik, und vielleicht nicht einmal so viel: denn das Departement von Côte d'or ist eins der größten und volkreichsten von Frankreich.

Die Ursachen, nach welchen ohne Umstände geschieden wird, sind Ehebruch, Sitzenlassen, und grobe Verbrechen. Wer sonst aus geringern Ursachen sich trennt, fällt in den Verdacht eines schlechten Bürgers (il est censé oder soupçonné mauvais citoyen); und dieser Verdacht ist in Frankreich ohngefähr das, was ehedem die Exkommunikation in der christlichen Kirche war, wovon die litterärisch-gelehrten Herren Juristen viel sagen können. Ich werde weiterhin vom Verdachte eines schlechten Bürgers absichtlich mehr sagen: denn auch dieser Punkt gehört zur Kenntniß der Entstehung und Verbreitung des Civismus in Frankreich.

Wenn also die neue Einrichtung die Ehescheidungen, diese große Geißel der bürgerlichen Gesellschaft, vermindert und beynahe unehrlich ge-

macht hat: so muß, so kann sie wahrlich nicht so elend und gottlos seyn, als man dieselbe in Deutschland verschrieen hat, und hin und wieder noch verschreit.

Mehrmals hat man schon in Vorschlag gebracht, ein Gesetz auszuwürken, nach welchem alle Mädchen in ganz Frankreich nicht mehr als 1000 Livres, oder 250 Rthlr. Heurathsgut haben sollten. Dieses Gesetz ist aber nicht zu Stande gekommen; und so will ich mich mit der nähern Entwickelung der dahin gehörigen Vorschläge auch nicht aufhalten.

Dieses Gesetz würde aber viel Gutes gestiftet haben: denn alsdann wären alle Mädchen in Absicht ihres Vermögens eben so gleich geworden, als sie es jezt in Absicht ihres Standes sind; und da würden denn blos die gesunden, häuslichen, geschickten, schönen oder tugendhaften — Männer bekommen haben; die entgegengesezten aber, wie die, welche den Ehestand lediger Weise getrieben hätten, oder sonst übelberüchtigte Schwestern gewesen wären, wären sitzen geblieben: und das hätten sie denn auch verdient! Zu Lacedämon gab es ehemals ein ähnliches Gesetz, und man sagt, daß die Ehen zu Lacedämon weit glücklicher gewesen sind, als da, wo es heißt: — quaerenda pecunia primum; virtus post numos. —

Alle Kinder müssen 10 Tage nach ihrer Geburt auf der Municipalität angegeben, und einregistrirt werden. Da wird denn Vater und Mutter aufgeschrieben, nebst dem Namen des Kindes, den ihm seine Aeltern beylegen. Die öffentliche Taufe ist seit 1793 verboten, wer aber die geheime brauchen will, mag es thun, nur muß es zu Hause im Stillen geschehen. Die meisten Kinder, welche seit 1793 gebohren wurden, sind nicht getauft, und gerathen doch eben so gut, als jene, welchen der schwarze Herr den Kopf mit kaltem oder warmem Wasser gewaschen hat. Den cy-devant-Priestern, welche, als die wahre ecclesia pressa, oder vielmehr suppressa, noch hie und da existiren, aber ohne alle Priesterwürde, ist es durchaus nicht erlaubt, eine Taufe zu verrichten. Wenn ja getauft seyn soll, so muß es jemand thun, der nie Priester war. Das ist aber auch ja gleichviel, da jeder Christ, sogar ein Ketzer, gültig soll taufen können.

O Sanctas gentes, quarum nascuntur in undis Numina! *)

Herr Braun erzählt in seinem Buche: das Betragen der Franzosen in der Rheini-

---

*) Juvenal, um die Zwiebel-Gottheiten der Egypter gehörig zu würdigen, sagt zwar in hortis; in undis aber, oder in dem Taufwasser, soll der heilige Geist — der Christen zuerst entstehen.

schen Pfalz: daß ein französischer Offizier im Jahr 1794 sein Kind öffentlich durch einen reformirten Pfarrer habe taufen lassen; daß dabey viele andere Offiziere und Volontärs gegenwärtig gewesen seyen u. s. w. Aber ich muß gestehen, daß mir diese Erzählung, so wie Herr Braun sie giebt, gar nicht ansteht, und daß ich an ihrer Wahrheit stark zweifle. Ich kenne nämlich die Franzosen — oder wie Herr Girtanner sie immer umnennt, die Frankreicher, wenn ich gleich niemals in der Pfalz oder im Elsaß, das Wort Frankreicher gehört habe: da heißen sie Franzosen oder Neufranken. Das Wort Frankreicher wird ganz aus Herrn Girtanners Fabrik seyn; doch das mögte noch hingehen, wenn nur in seinen papierreichen Schriften auch nicht so viel andre Dinge aus seiner Fabrik vorkämen, welche, beym Lichte besehen, viel weniger die Probe halten, als das Wort Frankreicher *). Ich kenne, sag' ich, die Franzosen, und bin versichert, daß ein Offizier, welcher sein Kind öffentlich in einer Kirche von einem Pfaffen taufen ließe,

*) Vielleicht hat Hr. Girtanner das Wort Frankreicher analogisch nach Oestreicher gemacht. Aber dann dürfte man ja auch sagen: Rußländer, Türkeyer, Portugaller, Dänemärker u. s. w. statt Russen, Türken, Portugiesen, Dänen. Es ist lächerlich, in solchen Kleinigkeiten etwas Eignes haben zu wollen!

gleich, als ein Aristokrat angesehen und behandelt werden würde. Herr Braun hat sich wahrscheinlich so was aufbinden lassen, und es scheint, als wenn das nicht das Einzige wäre, was er von Hörensagen falsch referirt hat: denn daß er selbst etwas erdichtet haben sollte, glaube ich nimmermehr.

Eilftes Kapitel.

Aufstand in Landau wider den General Laubadere.

Der Repräsentant Dentzel war, wie ich oben erzählt habe, wieder in seine Betriebsamkeit eingesezt, und konnte wieder agiren, wie vorher. Da Dentzel ein lebhafter Mann ist, so kann man denken, daß er dem General Laubadere den lezten Streich, den er ihm gespielt hatte, nicht leicht vergeben konnte; wenigstens suchte er — wie es schien — das Zutrauen der Garnison zu schwächen, welches sie zu dem General hegte: und dazu fand sich bald Gelegenheit. Ich muß die Sache hier umständlich erzählen, da ich selbst so eine kleine Rolle dabey gespielt habe.

Der Kronprinz von Preußen, nachdem er die Stadt vergeblich hatte bombardiren [illegible]n, ließ

nun täglich den General durch Trompeter zur Uebergabe auffodern. Die Belagerer machten sehr oft Freudenfeuer, wegen einiger Vortheile, welche die Verbündeten über die Franzosen erhalten hatten; und jedesmal wurden diese Viktorien, — freilich um ein Merkliches vergrößert — den Belagerten kund und zu wissen gethan. *)

Man weis, daß ein General der Franzosen verbunden ist, von allem, was er vom Feinde schriftlich oder mündlich erfährt, genaue Nachricht seinem Korps mitzutheilen, und daß jeder Volontär das Recht hat, sie von ihm zu verlangen. Dieß hat die Nation darum verfügt, damit man dem General auf die Spur kommen möge, wenn er etwan mit dem Feinde Unterhandlungen zum Nachtheil der Republik pflegen sollte. Also mußte auch Laubadere nicht nur auf dem Conseil de defense, sondern auch auf dem freyen Markte den Soldaten, die zuhören wollten, allemal vorlesen, was der Kronprinz, und nach dessen Abzug, der General von Knobelsdorff hinein geschrieben hatte.

*) Das erste Victorien- oder Freuden-Feuer machten die Preussen den 18ten Nov. wegen des eroberten Fort's Louis; das zweyte den 2ten December wegen des Sieges bey Kaiserslautern.

In den Schreiben der Belagerer war gewöhnlich ein sehr imposanter Ton, der einen üblen Eindruck auf die Garnison und auf die Bürgerschaft gemacht hat.

Wenn — hieß es darin — der General jezt, da es noch Zeit wäre, die Stadt übergeben würde, so sollte er, mit der ganzen Garnison freyen Ehrvollen Abzug haben: auch sollte das Eigenthum der Einwohner, die Einrichtung der Regierungsform geschüzt und gesichert seyn. Man versprach, die Gesetze der Republik zu respektiren, und die Stadt Landau, als eine Stadt, welche man in depositum genommen habe, nicht aber als einen erobérten Platz zu betrachten, und zu behandeln. Würde aber — so hieß es in allen Briefen weiter — der General dieses nicht thun, und das Aeußerste abwarten, so würde man hernach nicht mehr kapituliren, sondern nach der Strenge des Kriegsrechts mit der Garnison und der Stadt verfahren. Ueberhaupt sey es ihnen nicht möglich, Landau länger zu behalten: Entsatz sey vollends gar nicht zu erwarten: denn die Armeen der Republik würden allerOrten geschlagen, und seyen beynahe ganz vernichtet: die Engländer hätten Toulon: Lyon sey nicht mehr republikanisch, und Paris würde von der Vendée nächstens verschlungen werden,

u. s. w. Diese lieblichen und tröstlichen Briefe kamen beynahe täglich hinein.

Der General versicherte indeß jedesmal, wenn er so einen Schreckbrief vorgelesen hatte, daß ihm gar nicht Angst sey, und daß er Landau nicht hergeben würde, es mögte auch werden, wie es könnte. Der Repräsentant aber, welcher oft auch gegenwärtig war, und welcher, außer der angedrohten harten Behandlung Aller, bey einer gewaltsamen Eroberung, die härteste für sich, als erklärter Rebell, von den Deutschen befürchten mußte, zuckte allemal die Achsel, und sagte weiter nichts, als, da man seinen redlichen Eifer, der Republik zu dienen, zu verkennen schiene, er allein auch nichts entscheiden könnte, so überließe er Alles der Einsicht und der Entscheidung des Generals. — Das bedenkliche Gesicht des Repräsentanten machte aber viele Gährung bey der Bürgerschaft und bey der Garnison.

Auch hatte die Nachricht, daß Fort Louis, oder wie es nun, zu Ehren seines Erbauers heißt, Fort Vauban, von den Kaiserlichen erobert, und die ganze dortige Garnison zu Gefangnen gemacht sey, Schreck und Bestürzung in Landau verbreitet. Die Kaiserlichen hatten die Kriegsgefangnen freilich hart genug behandelt, aber in Landau hatte man — nach Nachrichten von außen — Alles

noch vergrößert, und gar ausgesprengt: die Kaiserlichen hätten mehr als 600 Mann auf der Stelle niedergemacht, und die übrigen würden nach der Türkey geführt, und da als Sklaven verkauft werden. Ueberdieß war auch Fort Vauban gänzlich ruinirt und in Grund geschossen worden. Nachrichten und Gerüchte genug, um die Garnison und die Bürgerschaft zu erschüttern und auf ernsthafte Ueberlegung zu lenken!

Ein großer Theil der Bürgerschaft glaubte denn, daß ihrer Stadt ein gleiches Schicksal bevorstände, und zitterte. Viele von ihr schlossen daher, und sagten ziemlich laut, daß es doch besser sey, den Platz herzugeben, als ihn hernach ausplündern und verbrennen zu lassen.

Eines Tages saßen verschiedne Bürger in einem Weinhause am Markte, und räsonnirten über die Gefahr, worin Landau schwebte. Zwey von ihnen behaupteten, daß es höchst unvernünftig sey, sich noch vertheidigen zu wollen. Man sollte die Preußen einmarschieren lassen, und wenn der General nicht daran wollte, so müßte man ihn dazu zwingen u. s. w. Diese beyden Bürger wurden als Meutmacher angegeben, und auf Befehl des Generals eingesteckt. Dentzel aber stellte dem General vor, daß dieses Verfahren unüberlegt wäre; sie kamen also wieder los, nachdem sie ver-

sichert hatten, daß sie nicht aus üblen Gesinnungen gegen die Republik so gesprochen hätten.

Auch war es einem Theil der Garnison nicht gut zu Muthe. Viele von den Volontärs nämlich glaubten, sie würden über die Klinge springen müssen, wenn man die Stadt endlich ohne Kapitulation einnähme, und murrten darüber, daß man hiezu noch keine Anstalten machte. Alle von dieser Art waren niedergeschlagen und voll Furcht und Schrecken, außer denen, welche wahren Patriotismus besaßen: diese blieben getrost, und behaupteten, daß man frey leben oder umkommen müßte.

Ich muß hier etwas von mir erzählen, das freilich einem Filustückchen nicht sehr unähnlich sehen würde, wenn ich Landau's Rettung für möglich gehalten hätte, so sehr es sonst mit dem Plane übereinstimmte, den ich bey meiner Mission vor Augen haben mußte. Ich hatte nämlich mit einigen Kavalleristen ziemlich genauen Umgang. Eines Tages ging ich mit noch dreyen auf dem Walle spazieren. Was meynst Du wohl, Citoyen, fragte mich der Eine, wenn die Preußen endlich doch herein kommen, was es geben wird?

Ich: Ja, das weiß ich nicht! Was mich betrifft, so werde ich gehenkt.

Kavallerist: Gehenkt? wie denn so?

Ich: Weil ich ein Deserteur bin. Aber sie sollen mich gewiß nicht lebendig kriegen. Wenn's soweit kömmt, so nehme ich ein Pistol, und jage mir eine Kugel durch den Kopf: Besser so, als am Galgen gestorben!

Kavall.: Aber sag', sind denn die Preußen so schlimm?

Ich: Das sind gottlose Gevatterleute: die kennst Du noch nicht, mein lieber Citoyen!

Kavall.: Was wird denn mit uns werden?

Ich: Nicht viel gescheides!

Kavall.: Sollten wir denn wirklich Gefahr laufen?

Ich: Höre, Citoyen, kommen die Preußen ohne Kapitulation durch Gewalt herein, so müßt Ihr Alle über die Klinge springen, müßt Alle ins Gras beißen, so gewiß, als zweymal zwey viere sind.

Kavall.: Das sind schlimme Aspekten!

Diese Unterredung machte sehr sichtbaren Eindruck auf die Reuter, und in kurzer Zeit erfuhr ich, daß das Gerücht davon durch die ganze Garnison verbreitet war. Die Preußen, hieß es überall, werden uns niederhauen, werden alles verwüsten, wenn wir nicht kapituliren.

In dieser Noth liefen nun Bürger und Soldaten zum General, und baten ihn, er wolle ihre

Häuser und ihr Leben schonen, und die Stadt lieber jezt aufgeben, als sie Alle in so große Gefahr sinken lassen. Aber Laubadere wies jeden Antrag von dieser Art mit Unwillen und Verachtung von sich. Laßt die Stadt zu Grunde gehen, sagte er immer, ich bin ein ehrlicher Mann ich kenne das Gesetz, und werde der Republik nie untreu werden!

Bey dem Repräsentanten Dentzel, der vielleicht hoffen mogte, durch Kapitulation sein und der Stadt Unglück abzuwenden, hatten die Bedrängten mehr Trost. Er versicherte sie, daß Gefahr allerdings vorhanden sey, aber eine Gefahr, die man jezt noch heben könnte; allein daß er für sich nichts darin thun dürfte, vorzüglich da man ihn schon einmal in Verdacht der Verrätherey gehabt hätte. Der General wolle nichts von Uebergabe hören; er habe sich, wie es schiene, einmal vorgenommen, die Stadt bis auf den lezten Augenblick zu behaupten, und sollte auch Alles dabey zu Grunde gehen. Er also könnte nichts machen, und müßte sich Alles gefallen lassen. — Auf diese Weise kam denn ein Aufstand zum Gähren, der auch bald ausbrach.

Eines Tages erschien ein Trompeter vom General Knobelsdorf — der Kronprinz war abgegangen, um seine Vermählung mit der Prin-

zessin von Mecklenburg in Berlin zu vollziehen — im Fort Landau, und verlangte, daß man dem General seine Ankunft melden mögte. Laubadere ließ ihm zurück sagen: Er mögte nur dem General Knobelsdorf zu wissen thun, daß er keine Briefe von ihm mehr annähme. Ein solcher Briefwechsel sey illegal und hier ganz unnütz, weil man doch nichts weiter, als die Uebergabe von Landau, vor Augen habe, woraus aber durchaus nichts werden könnte.

Der Trompeter ritt zurück, kam aber nach einer Stunde wieder, und foderte, daß der General wenigstens seinen Brief annehmen sollte. Aber auch dieses schlug Laubadere ab, und so blieb der Trompeter, der nicht abziehen wollte, den ganzen Tag im Fort.

Indessen verbreitete sich das Gerücht in Landau: der General sey böses Sinnes: er wolle die Garnison und die Stadt unglücklich machen: er höre nicht einmal den feindlichen Trompeter. — Darauf schickten die Bataillons Deputirte an den General, und bestanden darauf, daß er den Trompeter hören sollte; Laubadere aber gerieth in Hitze, besonders da ihn die Deputirten ziemlich stark angegangen waren, und jagte sie mit groben Worten fort. Im Zorne sagte er: qu'importe que Landau soit foutu, et que vous soyez foutus aussi,

pourvuque je sauve mon honneur (was liegt daran, wenn Landau und ihr alle mit zum Henker fahrt, wenn ich nur meine Ehre retten kann!).

Diese Worte waren das entscheidende Signal zum Aufstand. Die Deputirten liefen nach den Kasernen, und zu den auf allen Straßen zusammengerotteten Volontärs, und sagten ihnen, wie verächtlich sie wären empfangen worden, und daß der General nichts anders im Sinne habe, als sie alle ins Verderben zu stürzen. Hierauf gings in hellem Haufen vor das Haus des Generals, welches förmlich bestürmt wurde. Es war ohngefähr fünf Uhr des Abends, als dieses vorging.

Die Dragoner nur, welche auch herbey geeilt waren, widersezten sich der rasenden Wuth der Volontärs, welche schlechterdings den General erschlagen wollten, und aus vollem Halse schrieen, daß er ein Verräther sey, der mit dem Feinde ein verwickeltes Verständniß habe; der die braven Republikaner den Preußen zum Morden hinliefern wolle u. s. w. Der Lärmen wurde fürchterlich; sogar die Bürgerschaft kam in Harnisch, und alle kamen darin überein, daß Laubadere nicht ferner mehr Kommandant seyn könne. Gegen acht Uhr wurde endlich der Trompeter eingelassen, und seine Depeschen nahm der Oberste der Reuterey an, welcher von den Volontärs hiezu war ersucht worden.

Die Volontärs foderten, daß er sofort die Depeschen öffnen sollte, er aber versicherte, daß ihm dieses nicht zustehe: das müsse der General durchaus thun. — Was General! rief alles überlaut: Laubadere der Verräther, ist unser General nicht: er soll die Depeschen nicht öffnen: Du, du sollst sie öffnen! — Nein! schrie der Oberste, das darf ich nicht; das Conseil de défense soll sie öffnen: man rufe es gleich zusammen!

Er begab sich hierauf sofort aufs Gemeinhaus, wo denn auch das Conseil de défense zusammenkam, welches die Briefe des Generals Knobelsdorf erbrach. Der Oberste trat bald darauf ans Fenster und rief der versammelten Menge zu: die Preußen wollen Landau!

So gebe man ihnen Landau, und erhalte unser Leben — war die einförmige Stimme aller Zuhörenden.

Ich werde Morgen antworten, schrie der Oberste entgegen. Was Morgen, erwiederte der Haufen: Heute noch übergebe man Landau, und erhalte unser Leben!

Freilich soll Euer Leben und Eure Freyheit erhalten werden, war des Obersten Antwort: aber die Preußen sind noch nicht hier; und wären sie hier, so würden sie gewiß weder Eure Freyheit noch

Euer Leben kränken. Die Preußen sind keine Oestreicher.

Hierauf schickten alle Bataillons der Volontärs, so auch die Reuter und die Dragoner Deputirte aus ihrem Mittel an den Obersten der Reuterey, und ersuchten ihn, das Kommando der Festung, statt des Verräthers Laubadere, zu übernehmen. Es ist zwar gegen das Gesetz, erwiederte dieser würdige Mann, daß ich in Euer Begehren willige: aber die Noth zwingt mich, mich der bedrängten Stadt und des Vaterlandes anzunehmen. Ihr wollt mir also gehorchen? — Ja, erwiederten Alle einhellig. Gut! ich nehme das Kommando an, und Morgen sage ich Euch, was weiter geschehen soll. Jezt geht nach Hause, und seyd ruhig! Es steht braven Republikanern schlecht an, durch Tumult und Aufruhr Ruhe und Ordnung zu stören.

Die Menge verlief sich nach und nach — es war schon sehr spät, — aber alle riefen laut: daß sie keine 48 Stunden mehr in diesem verfluchten Neste eingesperrt bleiben wollten.

Der Oberste ging zu Dentzeln, und sagte ihm, daß er sich nun der gemeinschaftlichen Sache thätig annehmen müßte. Dentzel fieng aber sein altes Lied wieder an, daß er in ungerechtem Verdacht gewesen wäre; daß er sich erst zu Paris

vertheidigen müßte, und was der Reden mehr wären. Aber der Oberste fertigte ihn kurz ab. Hängst Du, sprach er, von deinen etwanigen Feinden ab, oder gab die Republik dir deine Macht und dein Ansehn? Wem willst Du folgen? Sag mir nur, ob Du dein Amt, als Repräsentant thun willst oder nicht! Im lezten Fall wanderst Du ins Gefängniß, aber nicht nach dem Willen der Aufrührer, wie neulich, sondern nach dem Gesetz. Rede!

Deutzel merkte, daß er mit einem entschlossenen Manne zu thun hatte, und versprach, alles zu leisten, was in seinen Kräften stände, um dem verrückten Zustande der Stadt und der Garnison zu Hülfe zu kommen. Das ist auch nicht mehr, als deine verfluchte Schuldigkeit, versezte der Oberste, und ging.

Zwölftes Kapitel.

Fernere Begebenheiten zu Landau.

Früh Morgens ritt der Oberste mit noch einigen andern Offizieren ins preußische Lager, wo er dem Kommandeur kurz und nervös zu Gemüthe führte, daß man, ohne die Gesetze der Republik zu beleidigen, noch an keine Uebergabe denken könnte: es

wäre deswegen auch ganz überflüßig, daß man so oft Trompeter in die Festung schickte. — Der General der Preußen ließ die französischen Offiziere aufs freundlichste bewirthen, und nachdem sie lange mit einander gesprochen hatten, ritten die Franzosen zurück.

Ein Rittmeister von dem Aschersiebischen Regiment, von dessen Schwadron ein Reuter, Namens Ziegenberg, in Landau gefangen saß, bath den Obersten, doch dem armen Teufel etwas Geld mitzunehmen, und als dieser es zu besorgen versprach, stellte er ihm zwey Kronenthaler zu. Gleich nach seiner Rückkehr kam der Oberste selbst zu den Gefangenen, und rief dem Ziegenberg. Da, sagte er, schickt dir dein Rittmeister Geld, und hier hast du auch was von mir! Du wirst uns doch nicht schimpfen, wenn du wieder zu deinen Preußen kömmst? Sieh, auch wir sind Menschen, aber Menschen, die frey seyn wollen, um mit mehr Würde und ungehinderter Mensch seyn zu können: Das bedenk; und lebe wohl! — Dem Reuter standen die Thränen in den Augen, und er erstummte vor wehmüthiger, freudiger Rührung. Ich habe den Namen des Rittmeisters vergessen; wenn er aber dieses lesen sollte, so wird er sich an seinen Auftrag gewiß erinnern, und dann versichere ich ihn nebenher, daß Ziegenberg viel Gutes von ihm damals

sagte, und daß alle Anwesende, Franzosen und Deutsche, einhellig gestanden, daß das ein rechtschaffner Offizier seyn müsse, der seinen Soldaten in der Gefangenschaft bedächte. — Scenen von dieser Art, worin Freund und Feind gleich ehrwürdig erscheinen — als Menschen — sind ganz dazu gemacht, die Menschheit mit der Politik nun und dann etwas auszusöhnen; aber Unmenschen finden es angemeßner, entgegengesezte Scenen zu Kupferstichen auszuwählen, wie wenn sie recht darauf ausgingen, die entzweyte Menschheit immer noch mehr zu entzweyen. Pfui, der Barbaren!

Die Volontärs und die Bürger in Landau glaubten nun, daß die Uebergabe keinen weitern Aufschub leiden würde; aber der rechtschaffne Oberste erklärte, daß nur ein Feind des Vaterlands die Uebergabe dieser wichtigen Festung betreiben könnte. Die Preußen müßten sie niemals, oder nur im Fall der höchsten Noth bekommen. Er würde aber gegen jeden, welcher forthin darauf dringen würde, nach der Strenge der Gesetze verfahren. Beruhigen könnte man sich indeß immer: denn wer immer auf Kapitulation dränge, ohne die Belagerten durch Hungersnoth oder Bombardement aufs Aeußerste gebracht zu haben, der müsse die Besatzung für sehr muthlos, kurzsichtig oder verrätherisch halten, oder er selbst müsse noch kurz-

sichtiger seyn. u. s. w. — Der gute Mann wüßte freilich nicht, worauf das öftere Auffodern zum Kapituliren, schon so ungewöhnlich-frühe, berechnet war: indeß sein Nichtwissen sicherte meinen Hals. —

General Laubadere war inzwischen aus seinem Hause aufs Gemeinhaus in Verwahrung gebracht worden. Es wurde ein Gericht zur Untersuchung seiner Sache angesezt, welches aus dem Maire von Landau, aus dem juge de paix, dem Kriegskommissär, und allen Obersten der Bataillons bestand. Der Repräsentant Dentzel und der oft erwähnte Oberste von der Reuterey waren auch gegenwärtig, ohne jedoch am Verhör, oder an der Berathschlagung Theil zu nehmen. Zuhören konnte übrigens jeder. Die Untersuchung wurde zwey Tage fortgesezt, und mit aller Strenge betrieben.

Das Ende vom Ganzen war, daß die Untersuchung den General von allem Verdacht, verrätherisch gehandelt zu haben, oder nur übel gesinnt zu seyn, lossprach, und ihn sofort wieder in Freyheit sezte, aber seine Aktivität, als General und Kommandant, konnten ihm seine Richter nicht wieder geben: dieß war das Vorrecht des Militärs. Der Oberste ließ deswegen der ganzen Garnison die Unschuld des Generals und die Nothwendigkeit, ihn

ohne Verzug, wieder in seine Stelle einzusetzen, bekannt machen, und Laubadere fing seine Verrichtungen wieder an, nach wie vor.

Daß diese Katastrophe mir eben nicht gefiel, versteht sich von selbst: denn ich dachte, bey dieser Gelegenheit doch noch zu meinem Zwecke zu gelangen. Aber es sollte einmal nicht seyn!

Die Lebensmittel gingen indeß nach und nach in den Magazinen zusammen, und der Lieferant oder Ammunitionnaire, Bartholomäi, versicherte, daß die Garnison nur noch bis auf Weihnachten zu essen haben würde, da er bey der lezten Untersuchung einer Niederlage, viele Säcke, mit Spreu statt Mehl gefüllt, aufgefunden habe. Dentzel ließ die Niederlagen des Getraides und des Mehls nun alle durchvisitiren, und da fanden sich wirklich über 100 Säcke, die von habsüchtigen Verräthern mit Spreu und Häckerling angefüllt waren. Dieser Betrug mußte aber schon unter dem Kommando des Generals Gillot seyn gespielt worden; vielleicht auch schon früher, und so fiel er niemanden von den damals in Landau Gegenwärtigen zur Last, doch machte diese Entdeckung abermals sehr starken Eindruck auf die Garnison. Man berechnete nun noch genau, was für Vorrath da sey, und fand, daß die Garnison noch bis zu Ende des Januars subsistiren konnte.

Dentzel ließ die Bürgerschaft in der Kirche der ehemaligen Augustiner zusammen kommen, und hielt eine sehr pathetische Rede, worin er sie ermahnte, ihren Ueberfluß an Lebensmitteln an die Garnison abzugeben, da man entschlossen sey, Landau erst dann hinzugeben, wenn alles aufgezehrt seyn würde: und die gutgesinnten Bürger brachten noch auf einen ganzen Monat Lebensmittel für die Besatzung zusammen.

Das frische Fleisch ging vorzüglich zuerst zusammen, und da man doch für das Lazareth frisches Fleisch haben mußte, so wurde beschlossen, Pferde zu schlachten, und davon der Soldatenschaft ein halbes Pfund täglich, nebst sechs Loth Speck, etwas Käse, Butter, Essig und Oehl zu reichen: und diese Subsistenz genossen wir bis zum Entsatz der Stadt. Außerdem erhielt der Mann noch eine halbe Bouteille Wein täglich.

Die Franzosen verstanden sich leicht, Pferdefleisch zu essen, aber die Deserteurs und Kriegsgefangnen wollten schlechterdings nicht daran, und fingen heftig an, über das Schindfleisch, Schindangerfressen u. s. w. zu räsonniren. Es ist zwar richtig, daß das Pferdefleisch mit dem Ochsenfleisch nicht in Vergleichung kömmt, besonders da die davon gekochte Suppe nicht viel werth ist: aber dem-

ohnerachtet läßt es sich immer essen, wenn es gut bereitet wird, und die Pferde nicht zu alt sind. Gewöhnlich wurde eine Brühe von Speck und Essig daran gemacht, und so konnte man es immer genießen. Die Frau Brion hat mir mein Pferdefleisch einigemal ganz vortrefflich zubereitet.

Wie aber wir schwerfällige Deutsche an dem Joche der Gewohnheit überall weit fester hängen, als der lenkbarere Franzose, so auch hier. Das Vorurtheil aus Mangel an Gewöhnung beherrschte die deutschen Deserteurs und Gefangenen lange eben so, wie das entgegengesezte Urtheil, oder der angewöhnte Wohlgeschmack unsere Vorfahren vorzeiten beherrschte. Diesen war Pferdefleisch eines ihrer köstlichsten Gerichte, so köstlich, daß der Haupt-Lähmer altdeutscher Kraft — ich meyne den heiligen Bonifacius — es kaum dahin bringen konnte, ihnen den Geschmack daran abzugewöhnen. Papst Gregor III, und dessen Nachfolger, Zacharias, hatten ihm dieß aufgetragen, weil ihre Heiligkeiten Pferdefleisch für unrein und abscheulich hielten. Aber die lezte Heiligkeit hielt dafür auch die Krähen, Störche, Biber und Hasen! *)

*) Schmidts Geschichte der Deutschen. Ulm 1785. 1. B. S. 6.

Daß indeß ihre päbstliche Heiligkeiten, wie gewöhnlich, so auch hier eben nicht recht hatten, bezeugt die Völkerkunde und die Geschichte. So speisen die Samojeden selbst krepirte Pferde, und halten einen Pferdekopf für eine besondere Leckerey. Die Nogayischen Tataren ziehen das Pferdefleisch durchgehends dem Rindfleische vor, und heben den Kopf, als einen Leckerbissen auf für die Vornehmen. De la Motraye aß unter den Krimmischen Tataren von einem Füllen, dessen Fleisch er für Kalbfleisch hielt. Bernier genoß unter den Usbekschen Tataren ein sehr gutes Pferde-Ragout. Selbst in Sina wird Pferdefleisch auf die Märkte gebracht, und die Sinesen essen es eben so gern, als alle Völker in Osten. Opitz berichtet, daß die Kalmucken die fetten, unberittenen Pferde vorzüglich schlachten, und daß ein Braten davon wirklich sehr lecker sey. In Tunkin, auf Sumatra, auf der Küste Koromandel und in den andern angränzenden Gegenden genießt man Pferdefleisch eben so gern als Rindfleisch. Die Neger auf der Küste Guinea schätzen das Pferdefleisch sehr, ungeachtet es dort nicht oft vorkömmt. Auch in Amerika findet man diesen Geschmack, vorzüglich im südlichen. Die Einwohner von Patagonien ziehen das Pferdefleisch allem übrigen vor, und essen es roh oder gebraten. Die Chilesen und die

Eingebohrnen in Buenos Aires machen es nicht anders. Selbst der König von Schweden suchte noch im J. 1784 dem Fleischmangel dadurch abzuhelfen, daß er sich bemühte, den Genuß des Pferdefleisches, durch ausgesezte Prämien und Pensionen, allgemein einzuführen. Der ganze Hof folgte, und wer sich ergeben gegen die Schwedische Majestät zeigen wollte, aß Pferdefleisch, oder empfahl dessen Genuß.

Freilich können abgenuzte, alte Pferde nicht so wohlschmecken, als junge Füllen, oder das Fleisch von wilden Pferden. Den Johann Reinhold Forster versicherten Khalmyken, welche Rinder und sehr wohlschmeckende Schafe in Menge hatten, daß sie ein Füllen allem andern Fleische vorzögen. Junge wilde Pferde sind für die obigen Völker das leckerste Wildpret. Vorurtheile wirken indeß hiebey viel, und es kostet selbst dem philosophischen Kopfe Mühe, sich über sie hinauszusetzen, sobald sie durch Erziehung und Gewohnheit, die sogar Menschenfresser ziehen kann, eingewurzelt und befestigt sind. *)

---

*) Man lese den Bent Bergius über die Leckereyen, aus dem Schwedischen, mit Anmerkungen von D. J. R. Forster, und D. Curt Sprengel, 2. Th. S. 55. ff. — F. L. Walther von Menschenfressenden Völkern und Menschenopfern. — Lindemanns Moral älterer Völker, S. 331.

Aber auch hievon weggesehen, würde Pferdefleisch, allgemein gegessen, hier zu Lande ein gar theures Essen werden; und so mögen meine delikaten Leser ihre gewöhnliche Esserey immer fortsetzen, wenn sie aus dieser Episode nur soviel sehen: daß man sehr unrecht thut, wenn man die höchste Noth einer belagerten Stadt daraus folgert, daß sie, um ihren Lebensunterhalt zu verlängern, sich zum Genuß des Pferdefleisches entschließt.

Daß die Landauer Garnison und Bürgerschaft während der Belagerung Mäuse, Katzen und Hunde gegessen habe, wie in einigen Nachrichten erzählt wird, ist eben so eine Unwahrheit, als daß die Stadt aufs Aeußerste sey gebracht gewesen. Landau konnte sich noch immer bis zum März 1794 halten. Der Zwieback, womit ein ziemlich großes Magazin angefüllt war, und den der General bis auf die lezte Noth sparen wollte, ist gar nicht angegriffen worden: Bohnen und Erbsen auch nicht.

Die Deserteurs fingen aber doch nach und nach an, sehr in Furcht zu gerathen: denn ihnen war, nach ihrer Meynung, nichts gewisser, als daß die Deutschen doch endlich die Stadt erobern, und sie dann ein hartes Schicksal haben würden. Sie wurden also einig, den General Laubadere zu bitten, daß er ihnen den Ausgang aus Landau erlauben wolle, wo sie denn bey Nacht sich durch

die deutschen Posten ins Gebürge, und von da zur französischen Armee schleichen wollten. Die Sache wurde dem General auch wirklich vorgestellt, aber er wies sie ab. Ihr kommt nicht durch, und könnt nicht durchkommen, sagte er, und ich würde die Verantwortung haben, wenn ich Euch der Gefahr ausszte, aufgehascht zu werden. Aber ich verspreche Euch, im Fall wir ja kapituliren müßten, daß für Euch soll gesorgt werden. Ihr sollt auf jeden Fall frey nach Frankreich kommen.

Die Deserteurs beruhigten sich doch nicht ganz, und Einige wagten es, bey Nacht aus der Festung wegzulaufen, und schlichen gegen Abend auf einen Abtritt auf dem Wall, wo sie Stricke befestigten, und sich um Mitternacht daran herabließen. Zwey davon entkamen glücklich, drey aber wurden von den Schildwachen angehalten, und zurückgebracht. Diese ließ der General einige Tage einstecken.

Mir wurde die Zeit besonders lang, und ich wünschte nichts sehnlicher, als daß Landau den Deutschen zu Theil werden mögte. Ich wünschte dieses blos um meinetwillen, denn ich befürchtete, wenn Entsatz käme, so mögte die Sache des Repräsentanten nachher noch einmal genauer untersucht, und ich nicht aufs angenehmste hinein verwickelt werden. Es zeigte sich mir auch bald eine Gelegenheit, aus Landau zu entkommen. Mein

Freund Brion nämlich, welcher an meiner guten Gesinnung gegen die Republik gar nicht zweifelte, gab mir zu verstehen, daß ich, da ich doch alle Schliche durch die deutschen Posten kännte, es übernehmen mögte, durchzuschleichen, und dem französischen General Feuvre, den man in der Nähe vermuthete, Nachricht von der Lage Landau's zu bringen: dadurch könnte ich mich bey der ganzen Republik gar sehr insinuiren.

Diesen Antrag nahm ich mit Freuden an, und Brion sprach deswegen auf der Municipalität, und hernach auch mit dem General, der mich kommen ließ, und mir meine Instruktion schon gab. Es kam nur noch auf den Repräsentanten an, aber dieser wollte nicht einwilligen. Man könnte und dürfte, gab er vor, keinem Fremden so etwas anvertrauen; und hierauf zerschlug sich zu meinem größten Verdruß der ganze Anschlag.

Ich kann meine Leser heilig versichern', daß ich einen doppelten Plan im Kopfe hatte, welchen ich würde ausgeführt haben, im Fall ich aus Landau wäre geschickt worden. Ich hätte wirklich alles aufgeboten, um durch die Preußen durchzuschlüpfen; hätte mir dieß aber nicht gelingen wollen, je nun, so hätte ich mich zum General von Knobelsdorf begeben, und hätte ihm das gesagt, was er ohnehin schon wissen mußte, daß

Landau noch sobald nicht sein werden würde. Wenn ich aber, ohne bemerkt zu werden, zu den Franzosen hätte kommen können, so hätte ich durch ehrliche Erzählung von der Lage der Festung mir den französischen Kommandanten verbindlich gemacht, und dadurch allen Verdacht zerstreut, den man nachher noch gegen mich hätte fassen können.

Man muß das Ding kaltblütig überlegen, um zu finden, daß ich den Preußen keine Verbindlichkeit mehr schuldig war, wohl aber den Franzosen, vorzüglich dem braven Brion, und daß ich dabey die Pflicht hatte, auf meine Selbsterhaltung bedacht zu seyn.

Warum aber Dentzel meine Mission nicht billigen wollte, läßt sich leicht errathen. Er trauete mir nicht, und konnte, als gescheider Mann, mir wirklich nicht trauen. Ich sah das selbst ein, fand seine Vorwürfe unter vier Augen billig, und war schon zufrieden, als er mir versprach, daß er für mein Durchkommen in Frankreich sorgen wollte: und vielleicht hätte er Wort gehalten, wenn ihn die Robespierrische Parthey nicht verfolgt hätte, wie ich weiterhin berichten werde.

Meines Brions Bekehrungsgeschichte will ich doch auch erzählen, so wie ich sie aus seinem Munde gehört habe. Er war ehedem ein steifer Pfaffenfreund, besuchte alle Tage die Messe, beich-

tete fleißig, und kommunicirte eben so fleißig. Sein Haus stand jedem Pfaffen offen, und besonders war ein gewisser Augustiner, Pater Marcellinus, sehr willkommen. Brion war gewohnt, diesem Pater alle hohen Feste einen Kronenthaler zum Präsent zu machen, und das schon seit mehreren Jahren. Eines Tages kam der Pater zu ihm, und redete ihn mit frommer Mine also an: Lieber Hr. Brion, Sie haben mir bisher jährlich 24 Livres — (oder 6 Thaler Sächsisch) geschenkt: dafür danke ich Ihnen nochmals recht herzlich, und der liebe Gott wird es ihnen gewiß reichlich vergelten.

Brion: Ja doch, Herr Pater: Ihr' Hochwürden sollen das forthin auch so bekommen.

Pater: Tausend Gottes Lohn dafür, Herr Brion! Aber wenn nun der liebe Gott über Sie gebieten sollte? wir sind doch alle sterbliche Menschen!

Brion: Auf den Fall sollen Sie von mir durch ein Legat bedacht werden.

Pater: Das ist alles recht gut, liebster Herr Brion; aber —

Brion: (halb ärgerlich) Aber? — Wie so?

Pater: Ich wüßte einen bessern Vorschlag.

Brion: Lassen Sie hören!

Pater: Sie haben da eine Wiese, wofür ihnen der Schafwirth jährlich gerade einen Louisd'or oder 24 Livres Pacht giebt: wie wär' es, wenn Sie unserm armen Kloster die Wiese eigen zuschreiben ließen?

Brion wurde über die unverschämte Zumuthung des Paters so aufgebracht, daß er ihm gerade heraus sagte, daß er von nun an von ihm keinen Heller mehr bekommen sollte. — Madame Brion, die ihres Mannes Anhänglichkeit an die Augustiner schon lange nicht leiden konnte, und überhaupt jeden vertrauten Zuspruch von Pfaffen als eine gar schlechte Empfehlung für die Einsicht des Zugesprochenen betrachtete — freilich gegen die Mode des lieben Frauenzimmers, welches den Pfaffen in und außer den Klöstern, sonst gar nicht abgeneigt ist —, bestärkte ihren Mann in seinem Unwillen gegen die Herren; und Pater Marcellinus verschrie von nun an, den edlen Brion, als einen schlechten Christen und als einen Verächter der Religion und der Geistlichkeit. Von dieser Zeit an, dachte Brion über die Pfafferey ernstlicher nach, und war bey dem Anfange der Revolution schon so weit, daß er dieses heilige Gesindel — wie er die Pfaffen nannte — für die ärgste Pest der Gesellschaft hielt. Er hatte seit 1790 weder gebeichtet noch kommunicirt, und war doch

ein Mann, wie man ihn nicht besser wünschen konnte.

Durch ihn erfuhr ich auch, wie man so ganz nach dem Völkerrecht die deutschen Geißeln in Frankreich behandelte. So waren die Wormser städtischen und bischöflichen Geißeln, welche zur Sicherung der Neu-Constitutionisten am Rhein, nach Frankreich geschickt waren, vor Landau's Belagerung, dort in und auf dem Wall ungehindert herum gewandert, blos unter Begleitung von drey Ordonnanzen. Sie logirten am Markte, dem Stadthause gegenüber, hatten drey Zimmer, nebst einem Speisesaal, kamen ungehindert zusammen, sahen weder — wie hernach die Gegengeißeln zu Erfurt — Gitterstangen, noch durchbrochne Thüren, weder Wache auf dem Abtritt, noch Nachtstuhl in dem Zimmer: kurz, sie wurden gehalten, wie Geißeln, nicht wie Gefangene — und dieß auf Kosten der französischen Nation. Die Mainzer Regierung mußte die edle Behandlungsart, welche auch ihren Geißeln in Frankreich wiederfahren war, endlich selbst rühmen; und so hatte Hr. Lever nicht unrecht, als er die Kurmainzer Regierung in Erfurt, in seiner Beschwerde-Schrift vom 27sten Sept. 1794, auf ungegründete politische Jeremiaden über erschöpfte Staatskassen, auf mention deshonorable u. dgl.

aufmerksam machte. Ein Mainzer Patent um freywillige Kriegsbeysteuer, hatte nämlich angegeben, wie wenn die Staatskassen durch die Verpflegung der Mainzer Geißeln in Frankreich wären erschöpft worden. Lever nannte dieß eine grobe Betise auf die französische Nation, und eine enorme Lüge — weil die Mainzer Staatskassen schon vorher nichts mehr gehabt hätten. Man wüßte ja, was für enormen Prunk der Hr. Kurfürst, auf Kosten seiner armen Unterthanen, allein bey der Krönung Kaiser Leopolds gemacht hätte, der übrigen nicht zu gedenken.

Dreyzehntes Kapitel.

Landau durch die Franzosen entsezt.

General Laubadere hatte, durch einen Spion von der Rheinarmee, Nachricht erhalten, daß man alle Kräfte aufbiete, die Weißenburger Linien zu durchbrechen, um Landau zu deblokiren; und die bey der Armee befindlichen Repräsentanten hatten ihm befehlen lassen, täglich früh um 6 Uhr eine Anzahl 24Pfünder abzufeuern, zum Signal, daß die Festung noch außer der Gefahr sey, sich der Gewalt zu ergeben. Diese Order wurde auch täg-

lich aufs pünktlichste befolgt, und das Signal allemal durch ein Gegensignal von der sich immer mehr nähernden Armee erwiedert.

Niemals ist ein militärisches Unternehmen heroischer und glorreicher vollbracht worden, als die Wiedereroberung der Linien im Elsaß und der Entsatz der Festung Landau, am Ende des Jahres 1793. Die französischen Truppen, bisher von Königlich-Gesinnten oder aristokratischen Verräthern verrätherisch behandelt und schlecht angeführt, waren vor einigen Monaten der Uebermacht gewichen und hatten die Linien von Weißenburg schändlich verlohren. *) Der Erfolg dieses Verlustes war, daß sie sich hinter das Gebürge ziehen, und dem Feinde das flache Land bis nach Strasburg hin überlassen mußten. Die Lage der Franzosen ward noch bedenklicher, da in Strasburg eine Konspiration entstand, wodurch man den Kaiserlichen die Stadt überliefern wollte. Es kann seyn, daß Eulogius Schneider bey der Entdeckung dieses Kom-

---

*) Jener Soldat hatte ganz recht, welcher im National-Convent sagte: „So lange wir Sanscülotten an unsrer Spitze haben werden, werden wir siegen, werden wir Mannszucht halten, und man wird mit uns machen können, was man will.“ — Selbst Condé sah dieß ein, als er vor der Zurückeroberung der Linien gegen die östreichischen Generale äußerte: Frankreich reiniget sich von unsern Einverstandenen; wir sind verloren! — Man lese das Pariser Journal universel, N. 1502, pag. 6593.

plots mehr Verbrecher entdeckte, als wirklich da waren: aber es ist unläugbar, daß ein solches Komplot wirklich statt gefunden, und daß der Maire Dietrichs, sonst Hx. von Dietrichs, starken Antheil daran genommen hat. Wäre Strasburg damals in die Hände der Kaiserlichen gefallen, so war zwar Landau noch nicht erobert, aber alsdann mußte erst Strasburg wieder erobert werden, und die Linien der Deutschen waren noch sicher.

Daher bemühten sich die Republikaner, unaufhörlich vorzudrängen, troz den entsetzlichen Mordgefechten bey Lautern. Die Preußen machten sogar Versuche auf die Bergfestung Bitsch, und wenn schon diese Versuche fehlschlugen, so mußten doch die Franzosen immer mehr einsehen, welche Gefahr ihnen drohte. *)

---

*) Diese Gefahr war so einleuchtend, so groß und so allgemein, daß die Vorstellung davon jeden Franzosen, der nur etwas Freyheitsgefühl oder Selbst- und Ehrliebe hatte, wie elektrisch zur allgemeinen patriotischen Vertheidigung anfeuern mußte. Sie konnten schon aus dem, was die Oestreicher und Preußen auf französischem Boden bis jezt getrieben hatten, das sich denken, was sie weiter treiben würden, wenn man ihren Fortschritten nicht nachdrücklich widerstehen wollte. Das Benehmen der Verbündeten, vorzüglich der Oestreicher, war ein zu gräßlicher Commentar der Manifeste, als daß man hätte zaudern dürfen, deren Ausführung weiter ruhig abzuwarten. Die Wiedereroberung der Linien, und der darauf erfolgte Entsatz von Landau hatte also allgemeinere und höhere Motive, als die drey Millionen Livres, welche der National-Convent der Armee, die Landau entsetzen würde, versprochen hatte. Wenn demnach Girtanner im 5. B. seiner Annalen S. 309

Sie fanden es daher unumgänglich nothwendig, die Elsaßer Linien anzugreifen, und da durchzubrechen. Den 22ten Dezember vereinigte sich der größte Theil der Moselarmee mit der Rheinarmee, und nun begann das Riesen-Werk. Toulon ist wiedererobert, also auch hier Landau oder der Tod — war das Losungswort, unter welchem sie wie wilde Bären fochten und auf die Kaiserlichen einfielen. Aber am 26ten, als am andern Christtage, wagten sie endlich eine Hauptschlacht, und fochten, besonders auf dem Geisberg bey Weissenburg, wie Wüthende. Der Erfolg davon war, daß die Kaiserlichen, und die Reichsvölker, welche in Weissenburg und in den angränzenden Oertern standen, weichen und dem siegreichen Feinde das Feld lassen mußten. Die Franzosen wurden Meister von den Linien im Elsaß d. i. von einer großen Reihe Schanzen, Verhauen u. dgl. welche oberhalb Ha-

---

schreibt: „Landau ward entsezt, aber nicht durch die Kraft republikanischer Waffen, sondern durch die Allmacht des Geldes; nicht durch Patriotismus, sondern durch Eigennutz:" — so steht einem der Verstand stille, und man begreift nicht, wie nur ein Mensch von schlichtem Menschensinn, aber noch weniger, wie ein Schweizer, der doch, als Stück von Republikaner, die Allmacht des Patriotismus besser kennen sollte, so etwas Widersinniges hinfaseln konnte. Bey Gott mag das Geld allmächtig seyn; daß es dieß aber nicht bey den französischen Republikanern war, erfuhr ich in Landau, wo nicht einmal eine Million hinreichte, den Patriotismus nur Einiger zu beschleichen.

genau anfängt, und herunter bis nach Bergzabern hinläuft, und wenigstens 12 bis 14 Stunden Länge hat. Die Franzosen eroberten viele Kanonen, machten viele Gefangne u. s. w. Der Verlust der Kaiserlichen an Menschen, Magazinen, Pulver, Waffen, Kleidungsstücken u. dgl. war unermeßlich. — Aber da diese an sich höchst merkwürdigen Vorfälle, freilich partheiisch genug, von andern Schriftstellern erzählt sind, so will ich wieder von meinen Erfahrungen reden, wenn ich erst noch folgende Anekdote werde erzählt haben.

Als ich im März 1795 von Freiburg nach Offenburg wanderte, kehrte ich in einem Badischen Dorfe ein, wo ich mit einigen Kaiserlichen Kavalleristen im Wirthshause von den Kriegsangelegenheiten zu sprechen kam. Ja, sagte ein Kavallerist, es sind doch rechte Spitzbuben die Kondeischen Hunde (er sprach von der Armee der Emigrirten). Wir hatten, schau der Herr, einen Chasseur bey Schweighausen gefangen: es war ein blutjunges Kerlchen, und wir hatten ihm Pardon gegeben. Da führte der Teufel einen ganzen Haufen von den Kondeischen herbey: die riefen wie unsinnig: Patriot! Patriot! und hieben auf unsern Gefangnen ein. Wir sezten uns zur Wehre: da futterten die Spitzbuben, und machten Mine, uns alle niederzuhauen, wenn wir ihnen den

Gefangnen nicht abliessen. Einer davon verstund deutsch und sagte, daß sie den Patrioten zu ihrem Prinz Condé bringen müßten. Was wollten wir machen! wir überließen ihnen den Chasseur, und baten sie, ihm nichts leids zu thun. Sie versprachens zwar: aber — o hole der Teufel die verfluchten Racker! — auf 20 Schritte von uns, hieben sie ihn zu Stücken, und jagten davon.

So abscheulich diese Anekdote ist, so war doch ein Werber von den sogenannten Anglois, d. i. von dem Spitzbuben-Korps, welches unter dem Namen Englisches Régiment de Montbasson, — ich glaube, so muß man diesen Namen schreiben; wenigstens sprach man ihn so aus — damals im Breisgau zu Ettenheimmünster für Englands Rechnung errichtet wurde: ein Werber, sag' ich, von der schönen Bande war noch so unverschämt, daß er dem Kavalleristen widersprach, und das Verfahren der Kondeischen an dem unglücklichen Chasseur billigte und rechtfertigte. Aber der Reuter sah ihn mit Verachtung an, und sagte: wenn der Herr so was loben kann, so ist der Herr nicht ein Haar besser, als die Kondeischen Hollunken selbst. —

Der Rückzug der Preußen und Oestreicher wurde schon den 26ten Dec. in Landau bemerkt, aber am 27ten kam die gewisse Nachricht, daß die Be-

freyung nahe und völlig gewiß sey. Man kann sich kaum vorstellen, welche frohe Wirkung diese Nachricht unter der Bürgerschaft und der Garnison hervorbrachte. Einer lief immer gegen den Andern, und schrie freudig: „Weißt du was Neues? die Preußen ziehen ab: wir sind entsezt!“ Der General legte sich in sein Fenster, und schrie einmal übers andere: Me voilà au comble de mes voeux: la place est sauvée, la place est à la République!

Endlich kamen französische Husaren, und brachten Briefe an Laubadere und an Dentzel. Die Landauer Bürger rissen sich um diese Husaren: jeder wollte sie in sein Haus haben, jeder wollte sie bewirthen. Abends war ich selbst in einem Hause, wo einige Husaren zusammen zechten. Ich ließ michs 3 Livres kosten, und die Franzosen wurden mir gewogen. Da ich so ziemlich patriotisch sprach, drückten sie mir die Hände, und wollten, daß ich gleich mit sollte. Du mußt unter unserer Escadron dienen: du bist würdig, die Republik vertheidigen zu helfen: Frankreich muß dein Vaterland werden! — Kein froherer Mann kann gedacht werden, als ein siegender Republikaner! Aber sein Sieg betrifft auch ihn und seine eigne Sache mit! —

Den 28ten Dezember wurde Landau förmlich geöffnet: denn da waren die Preußen völlig abgezogen, und hatten ihren Weg nach Germersheim zu genommen. Der General Feuvre bezog die Festung, und Laubadere nebst Delmas und der bisherigen Garnison zogen ab.

Die Deserteurs, zu welchen ich damals noch gerechnet wurde, sollten in Begleitung von zwey Gensd'armes nach Weißenburg und von da weiter nach Frankreich gebracht werden: mir aber wurde gesagt, daß der Repräsentant und der General befohlen hätten, ich sollte noch da bleiben. Diese Worte erschreckten mich; da man mich aber nicht festsezte, und da der Befehl von Leuten kam, denen eine Untersuchung auf meiner Seite eben nicht sehr willkommen seyn konnte, so beruhigte ich mich.

Die Deserteurs gingen den 28ten früh um 9 Uhr aus Landau. Gleich darauf begab ich mich zum Adjutant Doxon, um ihn zu fragen, warum ich nicht folgen sollte. Ey was, sagte dieser, da steckt gewiß ein Misverständniß. Laubadere geht noch heute weg, und kann sich für jezt mit dir nicht befangen. Geh du immer nach Weißenburg und sey in Zukunft ein braver Citoyen: dann wird dir's schon noch gut gehen.

Ich nüzte diesen Wink, und verließ Landau um 11 Uhr, nachdem ich noch vorher mit dem bra-

ven Brion gegessen, und von ihm und seiner guten Familie Abschied genommen hatte. Diese biedern und hellen Leute werden mir Zeitlebens unvergeßlich bleiben.

Die Fortschritte, welche die Republikaner von da an machten, waren eben so schnell, als die Vortheile, welche ohngefähr 9 Monate vorher die Preußen über die Truppen des Cüstine davon getragen hatten, aber sie waren weit reeller. Die Kaiserlichen zogen sich pfeilschnell mit ihren Reichstruppen über den Rhein, und die Preußen deckten diesen Rückzug, so gut es sich thun ließ. Die Franzosen machten auch sofort Anstalten, Fort Vauban zurück zu erobern. Andere warfen sich ins Speiersche und Pfälzische, aber nicht so schonend, wie im Jahr 1792: denn wohin sie kamen machten sie Erpressungen, und trieben Dinge, welche sich nimmermehr entschuldigen, wohl aber demjenigen begreiflich machen lassen, der da bedenkt, daß diese Nation damals aufs äußerste gebracht war, und sich ihrem Untergange und ihrer völligen Unterjochung nahe sah; daß die Deutschen in den franzöfischen Gegenden, wohin sie gekommen waren, eben so abscheulich und wohl noch abscheulicher gehauset hatten, und daß man ohne Gefahr keine Strenge gebrauchen konnte, gegen die Exzesse begehenden Volontärs, welche man wenig Tage zu-

vor mit Verlust vieler Tausende gegen feindliche Batterien und Schaaren geführt hatte. Ich werde über diesen wichtigen Gegenstand noch mehrmals meine Anmerkungen mittheilen: jezt fahre ich in meiner Geschichte fort.

Vierzehntes Kapitel.

Meine Reise von Landau nach Strasburg.

Auf dem Wege von Landau nach Weissenburg traf ich jeden Augenblick Reuter und Volontärs an, welche ihrem Heere noch nachzogen.; bey Bergzabern aber gesellten sich Einige zu mir, die auch nach Weißenburg wollten. Ich hatte da Gelegenheit, Vieles über die franzöfische Armee zu erfahren, und insbesondere erklärte mir einer, warum die Guillotine ihren Heeren folgen müßte. Das geschieht, sagte er, um uns vor Verrätherey zu sichern, welche uns überall verfolgt, und welche wir mit Gewalt unterdrücken müssen. Stelle dir einmal die Spitzbübereyen der Aristokraten vor! Sie haben sich hier und da zu Wegweisern aufgeworfen, wenn kleine Abtheilungen von Republikanern die Gegend nicht kannten. Alsdann haben sie die unbesorgte Mannschaft den Feinden in die Hände geführt, und

diese haben die Irrgeführten niedergehauen. Wenn nun so ein Schurke entdeckt wird, so spaziert er nach dem Befehl der Volksrepräsentanten jezt auf die Guillotine, die wir eben deswegen immer bey uns haben. In Soldatensachen hat man aber die Guillotine niemals bey der Armee gebraucht, und selbst die Deserteurs sind nie guillotinirt, sondern erschossen worden. — Es ist daher ein sehr ungegründetes Vorgeben, daß die französische Bravour der Guillotine ihr Daseyn zu danken habe.

In Weissenburg, wohin ich erst gegen Abend kam, sah und hörte ich nicht viel Angenehmes. Die deutschen Truppen hatten bey ihrem Rückzuge noch alles rein ausgeplündert, und einige Leute sogar erschossen, welche etwas zu früh: „es lebe die Republik!“ gerufen hatten. Weissenburg ist eine kleine Stadt am Gebürge, deren Einwohner nicht alle republikanisch gesinnt, und daher mit den zurückziehenden Deutschen stark ausgewandert waren. Die Häuser dieser Aristokraten wurden von den Volontärs und von den republikanisch gesinnten Bürgern sehr mishandelt und ausgeplündert. Wir hatten auch in so einem aristokraten Hause unser Quartier, wo selbst unsre Deserteurs es trieben, wie es ging: sie liefen gar des Nachts herum stehlen.

Wir mußten bis auf den 30ten December Nachmittags in Weissenburg bleiben, weil wir mit ei-

nem Transport Kriegsgefangnen nach Strasburg wandern sollten. Am 29ten erhielten wir Brod und Wein, und den 30ten zogen wir ab, an der Zahl etwan 60 Deserteurs, und 600 Gefangne. Ein Kapitän und 50 Volontärs begleiteten uns, doch ohne auf uns scharf Acht zu geben: da hernach in Strasburg die Zahl nicht mehr ganz voll war, so glaube ich, daß mehrere weggelaufen sind.

Erst den 31ten kamen wir nach Hagenau, einer Stadt, die sonst beynahe ganz offen war, jezt aber mehrere Schanzen und Werker hat, welche theils durch die Franzosen theils durch die Deutschen errichtet sind. Wir wurden ins Franziskanerkloster gebracht, wo wir so viel kaiserliches Kommißbrod erhielten, als uns gefiel. Die Kaiserlichen hatten bey ihrem übereiligen Zurückzug nicht einmal ihr Kommißbrod mitnehmen können, und litten daher unterwegs starken Mangel, wie ich hernach gehört habe. Unter den mehreren gefangnen kaiserlichen Offizieren befand sich ein gewisser Leutnant Zimmer, vom Regiment Wilhelm Schröder. Dieser verstand kein französisch, und bath mich, den uns führenden Hauptmann seinetwegen zu bitten, daß er ihr den folgenden Tag mögte fahren lassen, indem er schlechterdings nicht mehr gehen könnte. Ich that das, und der Kapitän kam selbst zum Leutnant, und versicherte ihn

nicht allein, daß er sollte gefahren werden, sondern schickte ihm auch Wein, Weißbrod und eine Schüssel voll Ragout oder wie die Volontärs sagen, Fricht. Auf den folgenden Tag versorgte er ihn noch besser. Auch die andern Offiziere erhielten ganz gutes Traktament, gerade wie die französischen — und doch schimpften die undankbaren Herren damals noch schrecklich auf die verfluchten Königsmörder!! Ihr Glück war es, daß die Franzosen sie nicht verstanden, und daß ihnen überhaupt an den Gesinnungen der Kriegsgefangnen wenig gelegen war.

Aus Hagenau waren weit mehr ausgewandert, als aus Weissenburg, wie denn überhaupt keine Provinz mehr Emigranten nach Deutschland geschickt hat, als der Elsaß, besonders der Unter-Elsaß. Die Ursache hievon ist nicht schwer aufzufinden. Elsaß stand nie recht in Verbindung mit Frankreich, und handelte immer mit Deutschen: selbst die Sprache band es an Deutschland. Und dann sind die Elsasser von allen Religionen viel zu orthodox, als daß ihnen das neue System sogleich hätte gefallen können. Daher die vielen Geflüchteten, wovon aber doch die meisten zurückgekehrt sind, die Edelleute und Geistliche ausgenommen, wie ich weiterhin erzählen werde.

Den Weg von Hagenau nach Strasburg werde ich niemals vergessen. In einem Dorfe, ohnweit Hagenau, kam ein Junge von ohngefähr 12 Jahren, auf einen gefangnen Razen zugelaufen, mit wüthender Miene und einem Messer in der Hand, und schrie: „Der Hund da muß mir verrecken!" — Die Volontärs entfernten den Jungen, aber vergebens: er kam immer wieder, und schrie ohne Unterlaß, der kaiserliche Hund müsse verrecken. Der Offizier wollte wissen, was der Junge vorhabe. „Ach, schrie er, dieser Kerl da hat mir meinen Vater todtgeschossen, und jezt will ich ihn auch todtstechen." Der Junge wurde aber mit Gewalt abgewiesen, und der Hauptmann sagte so vor sich hin: ce sont de sacrès matins ces bougres de Kayserlics! Der Raze versicherte indessen hoch und theuer, daß er den Bauer nicht erschossen habe, allein die Leute im Dorfe schwuren alle, daß wenigstens gerade so ein Kerl, wie er, den armen Mann erschossen habe, blos weil er gesagt hatte: Ihr müßt doch wieder zurück: unsre Leute kommen schon.

In Brumat, einem ansehnlichen Flecken, drey Stunden von Strasburg, war alles versammelt, als wir durchzingen, und jeder schimpfte auf die Kaiserlichen Kriegsgefangnen. „Schwarz-Fleisch, Weiß-Geld!" schrieen sie ihnen unaufhörlich zu:

denn mit dieser Anrede hatten die Herren Oestreicher kurz vorher die armen Leute exequirt. Die Herren gingen aber jezt gerade, wie Rost sagt:

— — Wie ein Pfeifenmann
Der seinen ganzen Kram zerfallen hat.

Keiner getraute sich, aufwärts zu blicken, und der Leutnant Zimmer mußte selbst gestehen, daß die Leute Recht hätten: man habe es auch ein bissel zu arg gemacht. Wenn aber ein kaiserlicher Offizier gesteht, daß man es mit den patriotischen Franzosen, mit den Königsmördern, mit den verfluchten, vom Papst exkommunicirten Schandbuben von Patrioten doch zu arg gemacht habe, so mag der, der die Gesinnungen dieser Herren kennt, abnehmen, wie man es ohngefähr gemacht habe.

Ich war durstig, und bath einen Volontär, mit mir in ein Wirthshaus zu gehen: wir würden ja wohl bald nachkommen. Als Deserteur hatte ich ohnehin mehr Freyheit, als die Gefangnen. Der Volontär war willig, sagte dem Hauptmann, daß er mit mir würde zurückbleiben; und so gingen wir ins Wirthshaus. Es waren mehrere Leute da, und diese konnten gar nicht genug beschreiben, wie die Kaiserlichen noch vor wenig Tagen bey ihrem Zurückzug im Flecken geplündert und die Leute mishandelt hätten. Der ganze Flecken war durch die vielen hineingeworfnen Haubitzen und Kugeln zer-

stört: denn es war vor kurzem ein Hauptangriff da vorgefallen, und einige Gebäude waren in die Asche gelegt, auch mehrere Leute dabey umgekommen. Gern hätte ich den Pfarrer Mallo in Brumat besucht, mit welchem ich ehemals in Giessen studiert hatte, aber er war nicht zu Hause. Ich habe lange nachher gehört, daß er in Strasburg hingerichtet sey.

Ich und mein Volontär erreichten unsere Truppe nicht eher, als vor den Thoren Strasburgs: denn wir schlichen nur sachte nach, und kehrten noch einigemal ein. Unterwegs hörten wir, daß die Gefangnen einen Wagen mit weißen Rüben, welchen ein Bauer führte, mit Gewalt angegriffen hatten, und daß die Volontärs die Räuber kaum hätten abhalten können.

In Strasburg lief alles auf, als wir ankamen, und schrie: es lebe die Republik! — Seht — rief einer dem Andern zu, — hier gehen von den Leuten, welche uns unterdrücken wollen! Hört einmal, Ihr Leute, was macht Euer Kaiser? Ist er noch offnes Leibes? u. dgl.

Auf dem großen Platze wurden wir gezählt, und hernach in das ehemalige prächtige Palais des Landgrafen von Darmstadt geführt, wo man unsre Namen aufschrieb. Die Preußen und Oestreicher wurden getrennt, und diese erhielten nicht so gutes

Quartier, als jene: aber Gefangne und Deserteurs blieben noch immer beysammen. Wir wurden sehr gut verpflegt, erhielten Brod, Fleisch und Wein, und lagen auf guten Strohsäcken in warmen Zimmern.

Ich hatte ehemals diese Palais oder Hôtel Darmstadt, eins der schönsten und größten Gebäude in ganz Strasburg, schon gesehen: aber zu der Zeit war es noch die Wohnung eines Prinzen; wenigstens wohnte der Landgraf allemal da, wenn er nach Strasburg kam. Sein Wappen stand sonst über dem Thore; aber jezt war es zertrümmert, und die Nation hatte sich das Gebäude, nebst allen reichen Domänen, die der Landgraf im Elsaß besaß, zugeeignet, aber erst, seitdem er seine Truppen noch vor der Errichtung der Reichsarmee, im November 1792, den Preußen zu Hülfsvölkern gegeben hatte. Damals war noch keine Reichsarmee, und der Landgraf war noch neutral, oder konnte doch noch neutral bleiben. Seit dieser Zeit hatte auch Rühl ein Dekret bey dem Konvent ausgewirkt, daß man dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt keine Schadloshaltung geben sollte: wie man sie ihm vorher versprochen hatte für alle seine Besitzungen im Elsaß. Ob hierin die Franzosen Recht gehabt haben, mögen die Publizisten untersuchen. Das Wappen war also am Schloße herabgerissen,

und als ein Zeichen angeborner Hoheit zerschmissen worden. Die Gemälde und andere Dekorationen der Zimmer waren auch nicht mehr, und in den großen Sälen lag Holz und Stroh.

So was währt denn auch nur eine Zeitlang, und Palläste sind dem Verderben eben so gut ausgesezt, als kleine Hütten! Freilich lassen sich diese ohne große Mühe niederreißen, aber auch jene werden eingerissen, und ihr Ruin ist um so sichtbarer, je fester ihre Struktur vorher war. —

Ich wollte, weil ich in Strasburg Bekannte hatte, ausgehen, und wendete mich deswegen an den Commis, welchem die Aufsicht über die Deserteurs und Gefangnen anvertraut war: aber dieser entschuldigte sich, und sagte, daß er das nicht erlauben dürfte: vor einigen Tagen habe er auch einige Gefangne ausgehen lassen, diese aber hätten schlechte Streiche verübt, und in der Stadt gestohlen. Nun sey es ihm verboten: aber der Kriegskommissär würde am andern Morgen früh kommen, und der würde mir es wahrscheinlich gestatten. Früh kam dieser wirklich, und als er hörte, daß ich den Eulogius Schneider, damals öffentlichen Ankläger bey dem Tribunale zu Strasburg, besuchen wollte, erlaubte er mir nicht nur auszugehen, sondern schenkte mir noch drey Livres in Papier, pour boire à la santé de la République.

Ich ging aus, und mein erster Gang war nach der Kathedralkirche, oder dem berühmten Münster. Allein wie fand ich da Alles verändert! Der ganze Münster war ausgeleert: alle Heiligen-Bilder, alle Wappen, alle prunkvollen Grabschriften, alle Altäre, kurz, Alles, was ehemals die Augen der Betrachter auf sich gezogen hatte, war weg! Man hatte aus dem Münster den Tempel der Vernunft gemacht, d. i. denjenigen Ort, wo man zusammenkam, republikanische Reden anzuhören u. s. w.

Es ist doch wahrlich Schade, sagte ich, um die herrlichen Kunstwerke, die hier zerstöhrt sind! Was, erwiederte ein Mann, der neben mir stand, Schade um Kunstwerke, welche den Aberglauben und den Despotismus predigten?

Ich: Dem Vernünftigen predigen die Werke der Kunst niemals Aberglauben und Despotismus: weit eher Abscheu dagegen.

Er: Um Vergebung, Citoyen, was nennst Du ein Werk der Kunst?

Ich: Ein Werk, das die Natur veredelt getreu ausdrückt.

Er: Was ist denn ein religiöses Kunstwerk?

Ich: (stockend) Das ist — ist —

Er: Ich will dir's sagen! Ein religiöses Kunstwerk ist ein Meisterstück, worin man religiöse, durch den Aberglauben geheiligte Histörchen und Fabeln so vorstellt, daß sich die Einbildungskraft diese Fabeln als wirklich, oder wirklich geschehen vorstellen kann.

Ich: Gut: aber ein Vernünftiger wird die Fabeln dennoch nicht glauben, wenn auch seine Einbildung noch so sehr dadurch afficirt wird.

Er: Ganz recht: ein Vernünftiger d. i. ein von Vorurtheilen freyer Mensch: Aber der Pöbel! —

Ich: In Frankreich giebt's ja keinen Pöbel mehr! —

Er: (lacht) Im politischen Sinne sind wir freilich Alle gleich: aber im moralischen! Es giebt in Frankreich eben so schwache Leute, wie in Deutschland: und da doch die Fratzen bey uns einmal durchs Gesetz vertilgt sind, so muß auch der Samen vertilgt werden, woraus sie wieder entstehen könnten. Dahin gehören denn die religiösen Ceremonien, die Kirchen, die Bilder, die Gemälde, und Alles, was darauf Bezug hat. Mit den Kunstwerken, welche den Despotismus laut predigen, und die Tyranney ehrwürdig machen helfen, hat es eben die Bewandniß. Und eben darum sind die Ehrensäulen, Trophäen, Grabmäler, Inschriften, nebst den Sklaven in Fesseln um Für-

sten zu Pferde, u. dgl. bey uns abgeschafft und zerstöhrt worden, theils aus Haß gegen die Tyrannen, welchen zu Ehren dergleichen war aufgerichtet worden, vorzüglich aber, um zu verhindern, daß diese Dinge nicht über kurz oder lang der öffentlichen Meynung schaden mögen. Wollten wir konsequent handeln, so konnten wir nicht anders. Und wie mich dünkt, ist jedes Kunstwerk, und wenns das schönste wäre, verächtlich, sobald es zur Verfälschung oder Entwürdigung des Menschen systematisch dient. Lieber ungezwungene, schlichte und unverfälschte Natur, und kein Kunstwerk, als viele Kunstwerke, und die Natur — in Fesseln!

Ich hatte nicht Lust, weiter zu widersprechen, und ging, und seufzte — über die Kunst auf dem Throne, und über die Natur in Fesseln.

Funfzehntes Kapitel.

Eulogius Schneider. — Doctor Lobstein.

Ich kannte den berühmten und berüchtigten Eulogius Schneider nicht von Person, aber seine Schriften hatte ich gelesen, und er war mir als ein zu guter Patriot beschrieben worden, als daß ich hätte fürchten sollen, er mögte über meinen Besuch böse werden. Ich wollte den Mann ken-

nen lernen; und wird er böse, dacht' ich, was liegt daran! Er ist ja nur ein Citoyen, und kein großer Herr, oder Fürst!

Ich fragte nach der Wohnung des öffentlichen Anklägers, und man sah mich bedenklich an, und wies mich dahin. Ich glaubte, auf den Gesichtern derer, die ich fragte, eine Gegenfrage zu lesen, diese: willst du etwan jemanden angeben, und auf die Guillotine bringen?

Ich kam zu ihm, als er eben einige Bürger bey sich hatte, mit denen er heftig debattirte. Er kam mir entgegen: Was willst Du? sagte er auf deutsch zu mir.

Ich: Den berühmten Mann kennen lernen, der durch Philosophie den Aberglauben besiegte, der einem unnützen Stand entsagte, um der Menschheit zu nützen, den Deutschland als einen seiner besten Dichter, und Frankreich als einen der wärmsten Republikaner schätzt. —

Schneider: Das sind Komplimente, Freund! Ich bin blos stolz, daß ich der Republik dienen kann. Aber wer bist denn Du?

Hier erfolgte eine kurze Biographie von meiner Seite, worauf Schneider fortfuhr:

Schön, mein Freund, Du thust recht, daß Du dich nach Frankreich begiebst! Sey gutgesinnt,

und Du wirst glücklich seyn. Aber sag mir doch, was spricht man von mir bey euch?

Ich: Die Klugen loben und ehren Dich; die Gelehrten und Virtuosen schätzen deine Verdienste: aber die Pfaffen, die Bigotten —

Schneider: (lachend) Ich verstehe Dich schon: Nicht wahr, die sprechen, ich sey ein Apostat, ein Ketzer, ein Freygeist, ein Taugenichts, und wer weiß, was sonst noch mehr! Das kann ich mir alles schon recht gut vorstellen: aber ich bekümmere mich nichts darum! Ich bin ein Apostat vom Kirchensystem, und bin froh, daß alle braven Männer denken, wie ich. Die Religion der Pfaffen ist eben so schädlich, als der Despotismus der Fürsten: beydes muß zerstöhrt werden, wenn das Volk glücklich werden soll.

Schneider fuhr in diesem Tone noch lange fort, und seine Lebhaftigkeit, sein gesunder, starker Ausdruck, und seine Theilnahme an meinen Schicksalen entzückten mich. Er gab mir beym Abschiede ein Assignat von 10 Livres.

Dieser Mann ist zu merkwürdig, als daß ich meinen Lesern das vorenthalten sollte, was ich nachher noch von andern über ihn erfahren habe: denn er ist einer von denen, welche Achtung und Abscheu zugleich verdienen.

Eulogius Schneider war, wie jeder weiß, erst Franziskaner, dann Hofprediger zu Stuttgard, nachher Professor zu Bonn und endlich Vikarius des Bisthums zu Strasburg und Professor der Theologie. Seine Verdienste um die Litteratur, und seine vortrefflichen Gedichte, vorzüglich seine Ode auf Friedrich II, sind bekannt, und was Ovidius von Tibullus sagt

Donec erunt ignes arcusque Cupidinis arma,
Discentur numeri, culte Tibulle, tui

wird auch von Schneidern gelten.

Bey der Revolution wurde der Professor des kanonischen Rechts zu Strasburg, Hr. Brendel, an die Stelle des Kardinals Prinzen von Rohan, welcher durch sein gottloses Betragen die Achtung der ganzen Welt schon längst verlohren hatte, in dieses Bisthum eingesezt. Brendel war ein alter Mann, aber ein Feind der Römischen Herrschaft, und liebte, wie seine schönen Hirtenbriefe ausweisen, das neue System von ganzem Herzen. So einem Bischofe muste ein Vikarius, wie Schneider war, sehr willkommen seyn. Aber, — so lautet die skandalöse Chronik in Strasburg — bald merkte der Bischof, daß Schneider kein geistliches Blut hatte, und über Liebe und Wein nicht ascetisch dachte, und er rieth ihm, sich nach einem andern Posten umzusehen: aber Schneider be-

fand sich bey dem seinigen wohl, doch versprach er, in Zukunft behutsamer zu werden.

Eines Tages hatte er mit mehrern lustigen Brüdern bis früh um fünf Uhr gezecht. Er sah dann nach der Uhr, sprang auf, und sagte: „es ist Zeit, daß ich nach Hause gehe, mich anzukleiden: denn diesen Morgen muß ich Messe lesen: es ist heute ein hohes Fest.„ Was, Messe lesen? schrieen die Andern: Sie sind ja nicht mehr nüchtern! Schneider lachte, und gestand, daß er sich seit langer Zeit her nicht erinnern könne, Messe nüchtern gelesen zu haben: er pflege immer vorher ein Glas Wein, oder des etwas zu trinken. Wirklich ging er auch nach der Domkirche und las seine Messe. — Man muß nämlich wissen, daß, nach Vorschrift der katholischen Kirche, jeder Priester, der Messe lesen, wie jeder gesunde Laie, der zum Abendmahl gehen will, nüchtern seyn müsse, das heißt, er darf von Mitternacht an nichts gegessen oder getrunken haben.

Die Gesellschaft war sehr gemischt: Schneider hatte Feinde darin; und nun wurde, wie man leicht denken kann, in der ganzen Stadt ausgesprengt: der Vikarius des Bischofs, Herr Schneider, habe ein Sakrileginm begangen! Er habe, ohne nüchtern gewesen zu seyn, Messe gelesen! Das sey ein allerliebster Geistlicher, ein

schöner Vikarius in spiritualibus generalis! *) — So kam das Gerede auch dem Bischof Brendel zu Ohren, und dieser verboth Herrn Schneider, ich weis nicht, auf wie lange Zeit, sein Amt zu verrichten. Schneider, der vorher schon Mitglied des Jakobinerklubbs zu Strasburg war, und aller Augen durch seine Beredsamkeit auf sich gezogen hatte, ward endlich öffentlicher Ankläger.

Dieses ist ein Amt, wobey es sehr schwer ist, den ehrlichen Mann zu machen, und noch weit schwerer, es ohne Verdacht der Spitzbüberey, der Rachsucht und der Ungerechtigkeit zu verwalten, aber schlechterdings unmöglich, ohne Feinde, ohne bittere, rachgierige und schreckliche Feinde zu bleiben. Eulogius Schneider hätte so ein Amt bey seiner Lebhaftigkeit gar nicht annehmen sollen. Gleich Anfangs bekam er Händel mit dem Exmäre Dietrich, welcher die schönste Frau im ganzen Elsaß hatte. Die skandalöse Chronik sagt, Schneider habe der Madam Dietrich schändliche Vorschläge gethan, sey aber von ihr spöttisch abgewiesen worden; und daher käme Schneiders Haß gegen ihren Mann. Indessen ist es auch wahr,

---

*) Ein Vicarius in spiritualibus generalis ist bey den Katholiken das, was bey den Protestanten der Minister des geistlichen Departements ist.

daß Dietrich gegen sein Vaterland sehr konspirirte, und ein Erzroyaliste war.

Schneiders Wirksamkeit fiel gerade in die Zeit des Maratismus, sonst auch Terrorismus, Jakobinismus oder Schreckenssystem u. s. w. benannt, nach welchem jeder halbweg Verdächtige, jeder, der nur schien ein Aristokrat, ein Gönner des Königthums oder der Emigranten zu seyn, sofort eingesteckt, und nach kurzer Untersuchung, auch bey nur scheinbaren, oft an sich unbedeutenden Beweisen hingerichtet wurde: und da soll Schneider sein Amt zuweit getrieben, soll blutdürstig gehandelt haben, und ist wegen angeschuldeter Freveltaten und Ungerechtigkeiten, mit mehreren Richtern des Tribunals zu Strasburg, gegen das Ende des Germinals im 2ten Jahre der Republik (im April 1794) zu Paris hingerichtet worden.

Sein Urtheil, das ich in Frankreich hin und wieder angeschlagen gefunden habe, bringt mit sich, daß Schneider einen übertriebnen Stolz und Herrschsucht geäußert habe, daß er nach seinen Leidenschaften Leute eingesteckt und hinrichten lassen, deren Unschuld hernach an den Tag gekommen sey; daß er andere Schuldige für Geld und für Gunstbezeugungen ihrer Weiber und Töchter

losgelassen, daß er die konfiszirten Güter an sich gezogen habe, u. dgl.

Bey meiner Zurückreise aus Frankreich nach Deutschland, hörte ich im Oberelsaß zu Befort und Altkirchen die obigen Punkte nicht nur bestätigen, sondern noch vermehren. Die Bauren und Einwohner des Elsasses fluchen dem Andenken des Astrologius Schneider noch immer. Ich wollte auf einem Dorfe bey Altkirchen einen Bauer eines Bessern belehren, und sagte ihm, Schneider habe mit dem Vornamen Eulogius geheißen. Et was, erwiederte der Bauer: ich muß doch wohl wissen, wie der Tausendsabbermenter geheißen hat: Astrologius hat er geheißen! Der verfluchte Kerl hat mir meinen Schwager auch köpfen lassen, blos weil er einem Geistlichen ein Nachtlager vergönnt hatte.

Einen reichen Kaufmann sollte Schneider haben einstecken lassen, und ihn erst gegen die Auszahlung einer großen Summe losgegeben haben. Er müßte also ein Mensch gewesen seyn, wie der unter der Regierung Karls II. in England so berüchtigte Kirck. Schneider regierte das ganze Tribunal: was er sagte, galt für Recht, und seine Meynung war allemal die siegende.

So nämlich stellen Schneiders Feinde die Sache vor; aber gewiß übertrieben: die Zeit wird alles aufklären. Schneider hat freilich große Fehler begangen: ob er aber auch jene scheusliche Ungerechtigkeit, jene bestialische Grausamkeiten verübt habe, läßt sich, nach den Berichten der Elsasser, noch nicht ausmachen: die Gährung ist dort noch zu groß, und darum ist ein unpartheyisches Urtheil über einen solchen Mann von dieser Seite noch immer nicht zu erwarten.

Die Schneiderische Geschichte giebt aber die Regel: daß ein Ausländer auf einem Posten, wo viel gehässige Thätigkeit und viel Vorsicht nöthig ist, selten sein Glück auf eine dauerhafte Art mache. Die öffentlichen Ankläger in Frankreich, die während des Terrorismus im Gange waren, sind nachher beynahe alle gestürzt worden: Selbst Fouquier Tinville in Paris, der so Viele zur Guillotine befördert hatte, mußte endlich selbst hinaufsteigen. Diese Leute gleichen den Ruthen, die man ins Feuer wirft, wenn man sie genug gebraucht hat. Uebrigens glaube ich, daß die Begebenheiten und Schicksale des unglücklichen Schneiders einen guten Stoff zu einer lesenswerthen und lehrreichen Biographie geben könnten, wenn ein Mann von Einsicht und Weltkenntniß sie in Arbeit nähme.

Die reichhaltigsten und besten Materialien dazu liefert ein Ungenannter in der Klio. *) Der Verfasser dieser Aufsätze hat, wie es scheint, Hn. Schneider genau gekannt, den Gang seiner politischen Laufbahn schrittweise bemerkt, und beyde nach ihrem wahren Gehalt unpartheyisch gewürdigt. Hier erscheint Schneider ganz nach seiner fürchterlichen Größe, nicht unschuldig, aber auch nicht als das Ungeheuer, wozu ihn seine rachsüchtigen Feinde, erst für Deutschland, dann für Frankreich gemacht haben, und dieß bis zur Reife zur Guillotine.

Schneider ist in jeder Rücksicht ein sehr merkwürdiger Mann, und die Klio eine zu wenig bekannte Zeitschrift, als daß es meinen Lesern unangenehm seyn könnte, Schneiders Charakter, Gang und Schicksal nach Hauptmomenten kennen zu lernen, welche der erwähnte Verfasser in der Klio von ihm entworfen hat. Mir sind es Züge von einer Meisterhand. Man lese weiter, und urtheile selbst!

Schneider war ein schwärmerischer Freund der Revolution, und träumte sich goldne Tage von ihr; aber er war kein Freund von Anarchie, man

---

*) Die Klio ist eine Monatsschrift für die französische Zeitgeschichte. Man lese hier vorzüglich das 9te, 11te und 12te Heft.

mag sagen, was man will: er wollte Ordnung und strenge Ordnung, so wenig er auch selbst daran gewöhnt seyn mogte. Er wünschte das Gute aus voller Seele und ohne Eigennutz; aber seine Temperamentsfehler hinderten ihn an jener tiefen Sachkenntniß, Weisheit und Beharrlichkeit, womit ein Mann von festem Charakter und von gereinigter Vernunft seine wohlüberdachten Plane durchzusetzen sucht.

Seinen Feinden fürchterlich, seinen Freunden gefährlich, sah er sich bald von den meisten verlassen, die ihm einst mit Leidenschaft anhingen. Er hatte aber immer dennoch sehr gute Seiten, und war ein Mann, der rathen und helfen konnte, wenn Noth und Verwirrung alles drängten. Mit etwas mehr Humanität und Mäßigung hätte ihn jedermann lieben und schätzen müssen. Mangel an Delikatesse, übelgeäußerte Eitelkeit, thörigtes Selbstvertrauen und wunderlicher Stolz haben seine schönsten Eigenschaften verdunkelt. Mir kam oft vor, als schwebte des unsterblichen Huttens Geist über ihn, aber er blieb sich nicht gleich, und Huttens Geist war troz seiner Rauheit bey weitem kindlicher. Doch den Unterschied machte vielleicht nur die Zeit. Wenigstens hat man in Schneiders Augen Thränen gesehen, die des größten Mannes würdig gewesen wären.

Fast alle Unannehmlichkeiten, die er erfahren mußte, waren Folgen seiner Unbesonnenheit und seines oft unzeitigen Freymuths. *) Frey und offen war sein Gang, fern von aller Kriecherey, und er schonte weder fremder Thorheiten, noch seiner eignen. Sein Gutes und sein Böses lag der ganzen Welt zur Schau. Da er die Fesseln des Aberglaubens und des Despotismus, als Katholik und als Mönch, selbst lange getragen hatte, so glaubte er sich an den Aposteln desselben nicht genug rächen zu können; aber er suchte nicht so sehr, zu belehren, als vielmehr aufzuräumen durch Spott. **)

Man hat ein strenges Verdammungsurtheil über ihn ausgesprochen, aber vergessen, welch mächtige Parthey wider ihn kämpfte, und wie man ihm unsinnige Verbrechen aufbürdete, weil man ihn mehr anschwärzen, als nach Recht und Gericht beurtheilen wollte. Seine Gegner waren fein und

---

*) Der Kurfürst von Kölln wies ihn zu Bonn einmal zurecht. Schneider ward aufgebracht und anzüglich. Der Kurfürst rief: Schaffet mir doch den Pfaffen vom Halse! Sind denn, antwortete Schneider, Ew. Hoheit etwas anders?

**) Eben den Weg ging Voltaire; und eben dieser Weg ist zur Bekehrung der Phantasie-Helden in dem Ministerium des Lügen-Departements der eindringendste. Den Weg der Belehrung durch und nach Vernunft ging Rousseau; aber wie viel läßt sich darauf wohl ausrichten für den großen Haufen von Theologen, Phantasten und Orthodoxen! —

schlau; Er hingegen zeigte sich immer gerade, kühn und ohne Schminke. Sein Stolz beleidigte manche Eitelkeit, und seine Superiorität drückte schwer auf alles, was ihn umgab. Auch ohne Verbrechen mußte er die Leidenschaften gegen sich empören, denn er schonte niemand, und demüthigte mit Blick und Charakter jeden, der kleiner war als er, und doch oft größer und besser scheinen wollte. Was sich nicht gegen seine Verdienste und gegen seinen Stolz verschwor, das zitterte vor dem Stachel seiner Satyre, und wapnete sich oft selbst mit Verbrechen, um den mächtigen Feind zu stürzen. Große Leidenschaften zeugen große Fehler und Tugenden, und es gehört mehr, als bloßer Scharfsinn dazu, über Männer von ungewöhnlichem Gepräge zu entscheiden.

Man hat Schneidern Fehler und gar Laster schuldgegeben, wozu er nicht einmal Anlage hatte; und ob er gleich immer strafbar bleiben wird: so ist doch sein Todes-Urtheil aus lauter Lügen zusammengesezt. Schneiders Verfolgung, Verläumdung und Hinrichtung hatten ihren meisten Grund in seiner Freymüthigkeit gegen die Pfaffen, den Märe Dietrich und deren hofierenden, verrätherischen Anhang. Das Gesetz vom 28ten Jul 1791 gegen die ungeschwornen Geistlichen wurde im Niederrheinischen Departement entweder gar

nicht, oder nur nachlässig ausgeübt: die Anhänger des alten Systems fielen über die geschwornen Geistlichen her, und schlugen und mishandelten sie. Lavcaur, Professor der Rhetorik zu Strasburg, suchte das Unwesen einzustellen; aber die hofierende Municipalität erklärte ihn für einen Aufrührer, und ließ ihn einziehen. Schneider rettete seinen Freund.

„Ihr wisset, sagte er in seiner Rede, daß der Grund alles unseres Elends, und die Quelle aller unserer Unruhen in unserm Departement in den gottlosen Aufhetzungen fanatischer Priester zu suchen sey. Im Anfange der Revolution war alles patriotisch: warum ist es jezt umgekehrt? Weil boshafte Pharisäer die Constitution als das Werk gottloser Freygeister, Gotteslräuber und Ketzer verschreien; weil sie predigen, jeder, der den Bürgereid schwöre, sey ewig verdammt!" —

Als der Fanatismus noch ärger ward, drang er von neuem auf eine schnelle Exekution des Dekrets, und wollte von Toleranz, von Menschlichkeit, von religiöser Freyheit nichts wissen, weil die Flamme über ihr Haupt schon zusammenschlüge. Als man ihn hierüber der Intoleranz beschuldigte, antwortete er: „Freilich habe ich intolerante Grundsätze: das wissen die gnädigen Departements-Her-

ren *) und ihre Anbeter am besten. Diese Grundsätze predige ich aber öffentlich: denn ich besuche keine geheimen Zusammenkünfte von frommen Mütterchen und Schwesterchen, bin auch kein Pietist, grabe keine Schätze, und banne keine Geister. Ich bin äußerst intolerant gegen Menschen, die ein gutes, edles Volk zu gängeln, und unvermerkt an den Rand des Verderbens zu führen suchen. Ich bin intolerant gegen Doppelzüngler, gegen Kabalenmacher, gegen Monopolisten des öffentlichen Einflusses, gegen Halbpatrioten, gegen Einschläferer, gegen Wucherer, mit einem Worte, gegen alle Feinde des Volks. Diese Intoleranz werde ich predigen, so lange ich lebe, sollte ich auch, wie der unglückliche Pfarrer von Bärsch, auf öffentlicher Straße gemeuchelmordet, oder wie mein Kollege Schwind von dem Prinzipal des hiesigen Collegiums mit gezucktem Dolche verfolgt werden."

In seinen Betrachtungen über den Gemeingeist und die Lage Strasburgs im J. 1793, äußerte er sich den 25ten Jänner über die Pfaffen im Elsaß und deren antirepublikanische Schliche noch eingreifender. Man kann denken, wie wehe das alles den Herren von jeder Kirche thun mußte, und wie

*) Dietrich, Terrel, Monnet u. dgl.

unversöhnlich sie eben darum gegen ihn werden mußten. Dietrich unterhielt dieß Feuer schon lange, und so war er und sein übriger royalistischer Anhang, nächst der Geistlichkeit, der Hauptgegenstand, worauf Schneider seine revolutionnäre Aufmerksamkeit und seine patriotische Motionen richtete, aber immer öffentlich, ungescheuet und unerbittlich-republikanisch.

Dietrich, ganz Hofmann, der Leute von Talenten für seine geheimen Hofplane überall zu gewinnen suchte, soll an Schneiders Beförderung nach Strasburg Antheil gehabt haben. Als Schneider ankam, war Dietrich, wie alles, enthusiastisch für ihn eingenommen. Schneider ward bald Mitglied der Constitutionsgesellschaft, und gewann hier einen großen Spielraum für seinen regen Geist und für seine oft Demosthenische Beredsamkeit. Alles, was er that und sprach, trug — ganz wider Dietrichs erste Erwartung — das Gepräge des leidenschaftlichen, patriotischen Ungestüms; und es war vorauszusehen, daß er einst seine Meynung im politischen Fache, wie vormals im theologischen, derb und dreist herausdonnern würde.

„Wer einem freyen Volke dienen will, sagte er öffentlich, muß den Tod nicht scheuen. Er muß selbst den Undank ertragen können, und doch nicht

aufhören, die Wahrheit zu sagen. Ich sehe wohl ein, daß ich Gefahr laufe, ein Opfer meines Patriotismus zu werden; aber es ist meine Pflicht, den Posten nicht zu verlassen, welchen mir die Vorsehung angewiesen hat." — „Wer den Tod fürchtet, wird immer feig seyn. — Nehmet die Furcht vor dem Tode weg, und es wird keine Sklaven mehr geben. Feigheit erzeugt den Despotismus, und Furcht erhält ihn." —

Wie getreu er diesen Grundsätzen geblieben ist, hat der Erfolg gelehrt. Man weiß, wie gewaltig sich mit Anfang des Jahres 1792 der Partheygeist in Frankreich geregt hat. Das Zutrauen verschwand, Bitterkeit, Grimm und alle Furien drangen mit voller Fluth daher. Jakobiner kämpften gegen Feuillans, der Hof brütete Plane: Alles schien verloren. Auch in Strasburg brannte es lichterloh, und vorzüglich war an keine Ruhe mehr zu denken, als die Constitutionsgesellschaft sich trennte, und Märe Dietrich für einen Freund und Agenten des Hofes galt. Laveaux und Schneider erklärten sich gegen ihn, wie gegen alles, was höfisch gesinnt war. Die Personalitäten wurden dadurch immer anzüglicher, und die ganze Stadt gerieth in Aufruhr. *)

---

*) Strasburg ist nach Paris eine der volkreichsten Städte Frankreichs: man rechnet die Einwohner auf 60,000.

Daß Schneider den Märe Dietrich für den ärgsten Feind der Volksfreyheit ansah, und ihm die schädlichsten Machinationen, voll bittern Grolles, zuschrieb, zeigen die erwähnten Betrachtungen über den Gemeingeist, nebst Simoneau's Todtenfeyer. Hier sang er:

Lasset uns der Wehmuth Thräne weinen
Auf das Grab des edlen Simoneau,
Weil er starb als Hirte für die Seinen,
Weil er nicht als feiger Miethling floh!

*

Weil er nur für seine Brüder lebte,
Weil er stand im Sturme der Gefahr,
Weil er vor dem Tode selbst nicht bebte,
Weil er treu dem Bürgereide war.

*

Keiner lebte noch im Frankenreiche,
Keiner starb so tugendhaft wie Er.
Ach, daß ihm am Bürgersinne gleiche
Jeder Volksbeamte, jeder Mär!

Strasburg war vorzeiten eine der ansehnlichsten Reichsstädte in Deutschland. Das sogenannte Philisterwesen, oder das ungeschliffne Goliathisiren der Reichsstädter war durch die Verbindung mit Frankreich noch immer nicht abgeschliffen. Nun nehms man ein Domstift hinzu, Bischöfe und Aebtiche von Außen, die im Elsaß zu verlieren hatten: und die Größe der Gährung ist kein Räthsel mehr.

*

Er versuchte nicht, das Volk zu blenden
Durch Betrug und falscher Andacht Schein,
Und das fromme Christenmal zu schänden,
Um bewundert und gewählt zu seyn.

*

Er verlangte nicht von seinen Söhnen,
Das zu glauben, was ihm Thorheit schien,
Führte nicht, um einem Hof zu frönen,
Heuchelnd sie zu fremden Priestern hin.

*

Simoneau ernährte sich vom Fette,
Von dem Mark der guten Bürger nicht:
Er bewahrte keusch sein Ehebette,
That als Mann und Bürger seine Pflicht.

*

Scham und Würde stand auf seiner Stirne,
Er vermied das Laster, wie die Pest,
Er beging mit keiner feilen Dirne
Ein entehrendes Bachantenfest.

*

Er beherrschte nicht des Volkes Wahlen,
Er betrog den schlichten Landmann nicht,
Sagte nicht bey Gläsern und Pokalen:
„Bürger, schreibt, was euer Sultan spricht!“

✲

Andre mogten vor Miniſtern knieen,
Mogten küſſen eines Prinzen Hand:
Er verkaufte nie den Thuillerieen
Sein Gewiſſen und ſein Vaterland.

✲

Er verfolgte nie die Freyheitswächter,
Trennte brüderliche Bande nie;
Aber ward auch niemand zum Gelächter,
Da er wieder um Verſöhnung ſchrie.

✲

Ließ er je den Mann in Ketten ſchmachten,
Der den Schleier von dem Laſter zog?
Haßt' er jene, die für Freyheit wachten?
Liebt' er den, der Freyheitsliebe log?

✲

Ließ er ungeahndet das Verbrechen?
Zog ihn je das Laſter in das Netz?
Ließ er Hohn dem Vaterlande ſprechen?
Seine Gottheit hieß ſie nicht: Geſetz?

✲

Ach, er ſtarb an ihrem Hochaltare!
Ach, er gab ſich ſelbſt zum Opfer hin!
Sehet dort den Edlen auf der Bahre,
Sehet und benezt mit Thränen ihn!

*

Pflanzt um seine Stätte, Frankensöhne,
Einen Lorber- und Cypressenhain,
Und es stimme jede sanfte Schöne
In die dumpfe Todesfeier ein!

*

Bürgerinnen, führet Eure Kleinen
In den Hain, der unsern Helden ehrt!
Wenn sie dann bey seinem Namen weinen,
Freuet Euch, sie sind der Freyheit werth!

Daß nach öffentlicher Ablesung dieses Gedichtes alle königlichgesinnten Freunde Dietrichs über Schneider herfielen, war natürlich, aber zugleich ein Beweis, daß sie die Wahrheit der Schilderung fühlten. Freilich gab Schneider vor, er habe Dietrich nicht gemeint; das aber glaubte Keiner. Er gab sogar ein Flugblatt zu seiner Vertheidigung heraus; aber es bewies — nach Schneiders satyrischer Art — noch mehr. „Wenn ich, sagte er hier zu einem Freunde des Maire's, mit Hu. Dietrich unzufrieden wäre, so müßten Sie den Grund dieser Unzufriedenheit, nicht in einer Privat-Leidenschaft, sondern in meiner Vaterlandsliebe, und in meinem unüberwindlichen Hasse gegen alle Feinde des allgemeinen Besten suchen. Ich habe nur eine Lei-

denschaft, und die heißt Freyheitsliebe. — Mein Temperament ist wahrlich mehr zur Menschenliebe, als zum Menschenhasse bestimmt. — Ich habe in meinem Leben viele Feinde gehabt, viel Unrecht erlitten, aber nie, nie habe ich mich gerächt; und wenn ich jezt vor den Augen Gottes sagen sollte, ob ich jemand auf Erden hasse, so wüßte ich niemand zu nennen.“

„Am Würtembergischen Hofe schrieb ich ein Gedicht auf Friedrich II, und sagte unter andern von dem großen Manne:

„Verkriechet euch Despoten! was schaut ihr
Ihm ins Gesicht? Er tränkte den Schmeichler nicht
Mit Waisenblut, und feile Dirnen
Mäst' er nicht mit dem Mark des Bürgers.

In seinem Kerker faulte der Denker nicht;
Sein Censor fraß nicht, gleich dem Getraidewurm,
Der Schriften Kern aus, daß die Hülsen
Schmachtenden Lesern den Gaumen rizten.

Sein Glaube war nicht künstliches Wortgeweb,
Nach keines Wurmes dreistem System geformt,
Nicht millionenfach durchflochten:
Einfach, wie Gott und die Wahrheit, war er. —

Verheerten Friedrichs Jäger die Hoffnungen
Des Landmanns spottend? u. s. w. *)

Was? hätte der Herzog sagen können, das ist eine Satyre auf Mich! Denn sehet nur, der Heuchler lobt Friedrich auf meine Kosten! Ich sehe mich in diesem Bilde, wie im Spiegel. Der Despot, der sich vor dem Antlitz des großen Königs verkriechen soll, bin Ich. Mir wirft er vor, daß ich meine Spionen und Schmeichler mit der Habe der Waisen nähre, und daß ich auf Kosten meines Landes Buhldirnen halte. Die zweyte Strophe zielt offenbar auf meine Ungerechtigkeit gegen Schubart, den ich, mir nichts dir nichts, zehn Jahre auf dem Hohen-Asperg im Gefängnisse sitzen ließ. Zugleich tadelt er meine strenge Aufsicht über das Bücherwesen, und meinen Abscheu vor Publicität. In der dritten Strophe spottet er meines falschen Religionseifers und meines Aberglaubens. Denn ob ich gleich ausschweifend lebe, so glaub' ich doch alles, was mir die Römisch-Katholische Kirche zu glauben vorlegt. — Von der vierten Strophe will ich gar nicht sprechen: man sieht ja offenbar, daß sie auf meine Parforce-Jagden und Wildhegungen zielt."

---

*) Die ganze Ode findet man in den Gedichten von Eulogius Schneider, S. 30, der zweyten Auflage, mit dem Bildnisse des Verfassers.

„So hätte der Herzog, oder in seinem Namen ein Hofjunker oder Schreiber sagen können: Aber der Herzog und seine Junker und seine Schreiber sagten kein Wort; und man glaubt, daß sie sehr weislich daran thaten!“

„Ein andermal schilderte ich in einer Predigt das Bild eines guten Fürsten. Da geschah es denn zufällig, daß kein einziger Zug dieses Bildes auf den Herzog paßte. — Da ich aus der Kirche kam, machte mir der Herzog ein Kompliment über die vortreffliche Predigt, und ermahnte mich, in diesem Tone fortzufahren. Das werde ich, war meine Antwort, und der Herzog und seine Junker und seine Schreiber lächelten an demselben Tage freundlicher gegen mich, als gewöhnlich. — Man dachte nicht daran, mich der Heucheley zu beschuldigen. Meine Freunde sagten nur: Ach, Sie machen sich gar zu viele Feinde! Ich antwortete ihnen: ich freue mich, von denen gehaßt zu werden, welche die Wahrheit und die Tugend hassen. Es muß Leute geben, welche schlechterdings allem trotzen, um frey sprechen und schreiben zu können.“ —

Das kam tief aus Schneiders Seele! Wahrheit wollte er reden kühn und ohne Menschenfurcht: Schade, daß er zuviel Spott einmischte, und erbitterte, wenn er bessern wollte. Im Kam-

pfe für die Wahrheit — hat er auf dem Schafot geblutet: das wissen Viele, aber Wenige wagen es zu sagen. Man hat dem Manne kleine, weibische Niederträchtigkeiten vorgeworfen: das war nur Verläumdung! Man hat ihn zum Barbaren gemacht, aber mehr aus Schwäche, Neid und Rachsucht, als aus Liebe zur Gerechtigkeit. Er verdient in keinem Panthevn aufgestellt zu werden; aber er verdient, daß man ihm eine Thräne weine, wie jedem gefallenen großen Manne, wandere er nun wie Marius unter den Ruinen von Karthago, oder wie Hutten auf der einsamen Insel des Zürchersees!

Wie fest er der Wahrheit anhing, und wie ungestüm, aber auch wie edel er der Verläumdung die Spitze bot, zeigt folgendes: „Weder Kerker, noch Tod soll mich antreiben, wider meine Ueberzeugung zu sprechen. Man hat sich bisher Mühe gegeben, mir euer Zutrauen zu rauben, man hat mich als einen Ausländer, als einen Abentheurer verschrieen. Man hat mir bis ins Heiligthum meiner friedlichen Wohnung Spionen und Verräther nachgeschickt, um meinen moralischen Charakter und meine Lebensart verdächtig zu machen. Man hat spanische Inquisition über meine Privat-Unterredungen angestellt, und öffentliche Blätter mit den schwärzesten Verläumdungen wider

mich angefüllt. Das thut aber nichts: ich werde fortfahren, für euer Wohl, für die Sache der Freyheit, für die Sache der ganzen Menschheit zu kämpfen, so lange ich athme. Sie sollen auftreten die Verläumder, und mich einer schlechten Handlung überzeugen! Sie sollen sie nahmhaft machen die Verbrechen, die sie mir andichten; und dann Bürger, dann jaget mich als einen Schurken aus eurer Mitte!" —

So sprach — Schneider! Aber so spricht nicht der Mann, der da weis, daß das wahr ist, was man schlecht von ihm spricht. Verläumdung war das Meiste! Kabale war es von Priestern und Höflingen! Wie hätte er sonst auch so große Sittlichkeit von den Volksbeamten öffentlich fodern können! „Leset die Geschichte aller Freystaaten, rieth er, und ihr werdet finden, daß Männer von den größten Talenten, wenn sie nicht auch strenge Sitten hatten, am Ende Verräther ihres Vaterlandes wurden. Die Sache ist aus der Natur der Dinge leicht erklärbar. Der Wollüstling hat viele Bedürfnisse; viele Bedürfnisse erzeugen Schulden: Schulden erzeugen Niederträchtigkeiten: Niederträchtigkeiten erzeugen Verzweiflung: Verzweiflung erzeugt Meineid und Hochverrath. — Erinnert euch an Alcibiades und Aristides. Jener war lüderlich und verrieth sein Vaterland; dieser war streng in seinem Wandel,

und blieb dem Vaterlande auch alsdann noch treu, nachdem es ihn mit Undank verstoßen hatte. Kato blieb unbestechlich; denn er war mäßig und tugendhaft. Antonius ward Verräther; denn er hatte keine Sitten. Brutus und Cäsar geben ein drittes Beyspiel. Dieser wurde aus einem ausschweifenden Feldherrn ein Tyrann; jenen bildete sein Stoicismus zum Befreyer Roms."

Schneider konnte nicht einmal der Böse-wicht seyn, wofür seine Feinde ihn ausgaben: Zeuge davon ist seine innige Achtung gegen die mildere Natur in seinem Briefchen an die unverdorbenen Patrioten im Münsterthal. „Ich lebe wieder in Strasburg, schrieb er an diese Leute, aber mein Geist schwebet mitten unter euch. Nie, nie werde ich sie vergessen, die freudigen Stunden, welche ich in euren schönen Gefilden verlebte. Die Natur hat euch in ein glückliches Thal gesezt; und eure Hände wissen die Wohlthaten der Natur zu benutzen. — Heil Euch, daß Ihr ruhig und fern vom Gewühle der Städte Eure Aecker bestellen, Eure Weinberge bauen, Eure Ziegen und Kühe weiden könnet. Ihr seyd Kinder der Natur, und würdig der Freyheit. In Eure Hütten wird sie zulezt sich flüchten, die heilige Freyheit, wenn Stolz, Eigennutz und Herrschsucht sie aus den Städten werden verjagt haben. Ihr wisset nichts

von den tausendfachen Ränken, deren sich der Hof bedient, das schöne Gebäu unserer neuen Verfassung zu untergraben. Ihr habt die offenbaren Feinde des Gesetzes besiegt; und die Verräther werden Euch nicht schaden können, weil Ihr geraden Sinnes, weil Ihr ein unverdorbenes Volk seyd."

„Da ich den Freyheitsbaum zu Sulzbach aufrichten half, da ich unter seinem Schatten zu Euch redete, da ich an Eurem ländlichen Feste und Gesange Theil nahm: wie fühlte ich mich da so selig! Wie schlug mein Herz vor Freude! Wie leicht vergaß ich alle Leiden, mit denen die Feinde des Volks mein Leben hier vergällen! Hätte ich nicht geschworen, an dem Posten zu sterben, den mir die Vorsehung angewiesen hat: so würde ich mir unter Euch eine Hütte bauen, und den Rest meiner Tage dem Genusse der schönen Natur, und der einsamen Betrachtung nützlicher Wahrheiten widmen."

Dieß auszuführen würde ihm wenig Ueberwindung gekostet haben. Sein häusliches Leben war sehr einfach und thätig. Sein Tisch war arm, seine Kleidung reinlich, aber gering. Wer mit ihm umging, wunderte sich, daß der Mann, den man überall der Schwelgerey beschuldigte, so mäßig

und exemplarisch lebte: doch auch hieraus sogen seine Verläumder ein subtiles Gift.

Es ist ordentlich, als wäre die royalistische Parthey in Strasburg mit Blindheit geschlagen gewesen: so thätig und unverdrossen arbeitete sie wider sich selbst. Ueberall gab sie Blößen, und Schneider war zu sehr Volksfreund, als daß er diese nicht zur Demüthigung jener Herren hätte benutzen sollen. Die selbstsüchtigen Herren trieben ihr Wesen, wie ihre hergebrachte Gewohnheit und ihre Herrschsucht es mit sich brachte: und darum sollte das Volk in seiner alten Finsterniß und Unterjochung bleiben. Das aber wollte Schneider und sein patriotischer Anhang nicht, und dieß erregte Trubel über Trubel. „Ist es ein Wunder, sagte Schneider, wenn dem Volke die Geduld ausgeht? Soll etwa das Volk allein philosophische Mäßigung beobachten, indeß der Aristokratismus, gestüzt von Verwaltern und Richtern, sich Alles erlaubt?“ —

Um den Hinterhalt und den Gipfelzweck der Aristokraten zu bestürmen, that Schneider alles, was warme, ungefärbte und edle Volksliebe — wie er sie dachte und fühlte — ihm gegen das Königthum in Frankreich eingab. Er griff ohne Schonung darauf ein, und drang endlich, als der Stärkere, durch. Als der Kampf darüber

entschieden war, bewies er häufig: daß es mit der Königschaft, wie mit so vielen andern Sachen, sey: So bald man sie wegschaffe, denke kein Mensch mehr daran. Zur Unterstützung seiner Behauptung schrieb er Folgendes:

Alceſt.

Eine Erzählung.

In einer kleinen Stadt Italiens
War einst ein Mann: sein Name hieß Alceſt.
Er hatte just das Pulver nicht erfunden,
Doch war er schlicht und meynt' es herzlich gut.
Wenn er nicht schlief, so wacht' er ohne Fehl,
Und wenn er nicht bey seiner Arbeit saß,
So dacht' er über dieß und jenes nach,
Und manchmal fiel ihm auch was Gutes ein.

An einem Abend ging er um den Graben
Der kleinen Stadt spatzieren; da ertönte
Die Todtenglocke. Plötzlich kehrt' er um,
Und eilte nach dem Thore, was er konnte,
Und fragte keuchend, wer gestorben sey.
„Der Gouverneur! versezten ihm die Leute.

„Der Guvernöhr? — Verlaßne, arme Stadt!
Wer wird denn nun regieren?" schluchzet er,
Und weinte laut. Den Kummer zu vertreiben,
Begab er sich ins nahe Kaffeehaus,

Und ließ sich Limonade reichen. Hier
Vernahm er aus dem römischen Kourier,
Der Kaiser sey gestorben. — „Großer Gott!
Der Kaiser ist gestorben? Welcher Jammer
Fürs ganze Reich! Wer wird es jezt regieren!„
So seufzet er, und will nach Hause gehn.
Da kömmt sein Nachbar und versichert ihn,
So eben sey die Nachricht angekommen,
Der heilige Vater sey zu Rom verschieden.
„Der heil'ge Vater todt? — O Christenheit!
Wer wird dich nun regieren! Ferner
Kann die Welt nicht mehr bestehen: Morgen
kömmt
Der jüngste Tag!" — Mit kummervollem
Herzen
Und banger Ahndung kehrt' er nun nach Hause,
Und legte sich ins Bette, kreuzte sich,
Erweckte Reu und Leid, und härmte sich
Bis Mitternacht: dann schlief er endlich ein.
Des Morgens stand er voll Besorgniß auf,
Und sah durchs Fenster, ob die Welt noch stände:
Und, siehe da, die Bäume grünten noch
In seinem Garten: lieblich schien die Sonne,
Die Vögel sangen, Arbeitsleute gingen
Ins Feld, wie sonst: die Schmiede hämmerten,
Die Krämer machten ihre Läden auf,
Und Alles war, mit einem Wort, wie sonst.

Ei, sprach Alceſt getröſtet zu ſich ſelber:
Die Stadt beſtehet ohne Guvernöhr,
Das Reich beſtehet ohne Kaiſer, ſelbſt
Die Chriſtenheit beſtehet ohne Papſt:
Die Herren ſind uns alſo überflüßig!

Man ſieht überall, daß Schneider jeder Art von Darſtellung gewiß mehr, als ſonſt einer in Strasburg, gewachſen war: und eben darum hätten ſeine Gegner die Klugheit haben ſollen, ſeinen republikaniſchen Patriotismus nicht bis zum vulkaniſchen Ausbruch zu reizen. An Materie dazu, fehlte es ihm, als Philoſophen und ſcharfen Beobachter, durchaus nicht, und als Redner und Dichter, an Form noch weniger. Denker feſſelte er durch Gründe, die er durch Action und Declamation eindringend zu beleben wußte; und durch Satyren oder Erzählungen gewann er den Lacher und das Volk. Die bitterſte, die er je ſchrieb, iſt: Die Municipalitätswahl zu Abdera. Er ſchrieb ſie — und das kann man ihm kaum verzeihen — auf den gefangnen Dietrich, *) und

---

*) Dietrich, der die arme Stadt Strasburg, durch ſeinen gränzloſen Ehrgeiz und durch übelangelegte, aber noch ſchlechter ausgeführte Plane, in ſoviel Unglück geſtürzt hatte, flüchtete endlich von Strasburg, und war am Ende thörigt genug, von ſelbſt zurück zu kehren. Alles fiel nun über ihn her, und man zog ihn gefänglich ein. Sein Proceß und ſeine Hinrichtung ſind bekannt.

stellte dessen ganze Geschichte darin auf, nebst Zügen aus der Geschichte und den Sitten der Strasburger. Als er merkte, wie bitterscharf diese Spottschrift noch nach einigen Monaten gegen Dietrich wirkte, gestand er jemanden unter vier Augen: Er wolle, er hätte das Ding nicht gemacht. — So schwach war Schneider, aber auch so gutmüthig! *)

Nur, weil er einsah, daß der öffentliche Ankläger gegen die Werkzeuge der Gegenrevolution gar zu nachsichtig verfuhr, und daß ohne strenge Exekution der Gesetze die Republik nie zu Stande kommen würde, trat er sein Ankläger-Amt erst in der Mitte des Februars 1793 an, obgleich er schon

*) „Gott weiß es — sagte er, als man ihn zu Ende Novembers 1792, bey der neuen Beamtenwahl zu Weißenburg, zum öffentlichen Ankläger ernannt hatte — Gott weiß es, daß ich einen solchen Posten mir nie wünschte! Ich rieth daher allen denen, die mir ihre Absicht, mich zu wählen, eröffneten, sich nach einem Manne umzusehen, dem mehr, als mir, damit gedient wäre. Die Verrichtungen eines öffentlichen Anklägers würden meinem Herzen äußerst schwer gefallen seyn. Sie würden mich aus meinen litterärischen Beschäftigungen und der Sphäre eines Schriftstellers herausgerissen, und zu Arbeiten verdammt haben, welche mit meiner natürlichen Gemüthsart allzusehr kontrastiren. Doch ein guter Bürger muß die Stimme des Volks verehren, und jedes Opfer sich gefallen lassen, welches das allgemeine Beste fodert.“ — Als die Repräsentanten ihm nachher verboten, seine Anklägerstelle aufzugeben, erklärte er öffentlich: „Ich bleibe an meinem Posten, und weiß zu sterben für die Sache der Freyheit und Gerechtigkeit. Nicht erst seit gestern wandle ich unter Meuchelmördern.“ —

das Jahr vorher dazu ernannt war. „Ich will nichts, sagte er in seiner Rede an die Volksgesellschaft, als eine einzige, unzertrennliche Republik: weg mit Menschenwillkühr: das Gesetz allein muß herrschen! Die Bosheit beuge ihr Haupt vor dem Gesetze, oder stürze hin unter dem Beile der Gerechtigkeit. Ich will nichts als Gerechtigkeit. Dazu verpflichte ich mich feierlich. Handle ich je dawider, so betrachtet mich als einen Verräther: so fliege mein Kopf hin aufs Blutgerüst!“

Die öffentlichen Angelegenheiten lagen ihm näher am Herzen als seine eignen. Er wußte, daß man recht darauf ausging, ihn durch die schändlichsten Gerüchte zu stürzen, und doch gab er sich nicht immer Mühe genug, sie zu entkräften. So wurde unter andern einmal ausgesprengt: er wolle in seiner nächsten Predigt darthun, es gäbe keinen Gott. Einige Freywillige glaubten das, und schwuren, den Vikar auf der Kanzel zu erschießen. Schneiders Predigt hätte jezt gerade das Daseyn Gottes beweisen sollen; aber sie handelte von der Rache des Weisen und des Christen, und empfahl großmüthige Vergebung. Das Gerücht blieb nun im Gange, faßte festen Fuß, und Schneider ward, ob er gleich nichts weniger

war, verschrieen als ein Gotteslängner in ganz Frankreich. Sogar scheint Robespierre von dem Geschrey des Volks darüber Anlaß genommen zu haben, den Glauben an Gott in einer National-Rede zu befestigen.

Endlich machte man Schneider gar zum Mitschuldigen von Custine und Dumouriez. Aber Monnet, aus Nancy gebürtig, stand an der Spitze einer Faction, welche die Herrschaft über Strasburg an sich reißen wollte, und nach und nach alle diejenigen aufopferte, die sich ihren ehrgeizigen und selbstsüchtigen Absichten widersezten. Dieser Tyrann, nebst St. Just und Lebas, waren diejenigen, welche Schneider einziehen und vor das Revolutionstribunal zu Paris führen ließen. *) Schneider starb hier, wie man weiß, unter der Guillotine. 10. Nov. 1794.

Vielleicht theile ich in der Folge noch einige Nachrichten mit, welche diesen fürchterlichen Märtyrer des republikanischen Enthusiasmus von einer ehrwürdigen Seite zeigen werden. Vor der Hand mag dieß genug seyn, um auf eine Schrift aufmerksam zu machen, welche einen Mann darstellt, der unter Frankreichs republikanischen Helden und

---

*) Neueste Staats-Anzeigen, 1. B. 2tes St. S. 51 u. 67 in der Appellation der Gemeinde Strasburg an die Republik und die National-Konvenzion.

Märtyrern dereinst eine rühmlichere Stelle einneh=men wird, als Robespierre, durch Seines Gleichen verleitet, sie ihm anweisen ließ. Auch hoffe ich jezt auf Schneiders Argos, oder den Mann mit hundert Augen aufmerk=sam genug gemacht zu haben, und verspreche mir von jedem, der diese merkwürdige Schrift, auf meine Veranlassung, kennen lernen wird, nicht nur Nachsicht für diese Episode, sondern auch noch dafür Dank, daß ich ihn, durch ausgehobne Stel=len, mit einem Werke näher bekannt machte, das für den Geschichtforscher, Dichter, Redner, Staats=mann und Philosophen gleich viel Interesse hat. Vielleicht liefere ich dereinst auch noch einen Nach=trag zu seinen Gedichten. Doch es ist hohe Zeit, daß ich den Faden meiner eignen Geschichte weiter führe.

Also nachdem ich den Eulogius Schnei=der persönlich kennen gelernt hatte, wollte ich auch den Erzphantasten, Johann Michael Löbstein, be=suchen. Meine Leser kennen diesen Mann schon aus dem ersten Theile meiner Geschichte (S. 201.); und eben, weil ich ehemals in einiger Verbindung mit ihm gestanden war, wollte ich ihn auch jezt besu=chen. Man zeigte mir sein Haus, als ich aber herein trat, erfuhr ich von seiner Frau, der Toch=ter des ehemaligen Professors Diez in Gießen,

daß er nicht zu Hause sey; und auf meine Frage, ob er bald kommen würde, antwortete mir das noch immer hübsche Weibchen, daß er unter einer ganzen Dekade, d. i. in 10 Tagen, nicht wieder käme. Ich ging also weg, ohne an Lobstein weiter zu denken, und begab mich auf das Wirthshaus zum tiefen Keller, wo ich vorzeiten bekannt geworden war. Der Wirth war indessen gestorben, und die Tochter hatte geheurathet. Ihr Mann war ein hübscher junger Mann, der mit mir von den alten Zeiten plauderte. Ich fragte so nach diesem und jenem, und kam endlich auf den Doktor Lobstein. Ja, sagte der Wirth, der steckt fest: der sizt auf dem Gemeinhaus! Ich erschrack, daß auch Lobstein einsitzen sollte, fragte nach der Ursache, und hörte folgende.

Lobstein war gleich bey dem Anfange der Revolution mit dem neuen Systeme nicht zufrieden. Er war einer von jenen geduldigen Schafen, welche sich um Jesu Christi willen traktiren lassen, wie man nur verlangt. Er hielt dafür, daß dieser Zeit Leiden nicht werth seyen der Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden, und daß man folglich ohne große Sünde sich keiner Schmach noch Bedrückung entziehen dürfe. Zudem sey Ludwig XVI. König und Obrigkeit, und es sey doch nach dem klaren Ausspruch Pauli (Röm. XIII. 1.)

keine Obrigkeit ohne von Gott. *) Auch befehle der h. Petrus (Br. I. Kap. 2, 13.) allen Menschen, unterthan zu seyn aller menschlichen Ordnung. Niemand dürfe, laut dem Buche der Weisheit im 6. Kap. 4. Vers, fragen, wie die Obrigkeit handle, noch was sie mache: es sey daher ein frevelhafter Eingriff in die Rechte der Obrigkeit, welche ihr von Gott seyen gegeben worden, wenn man ihre Thaten mustern wollte. **) Selbst der

---

*) „Setzt Gott uns solche Brut zu Königen auf Erden:
So kann der Teufel auch noch sein Gesalbter werden,"
sagt Herr von Nicolay in seinen Sinngedichten. Er sagt ferner:

„Vernunft, Zeit, Neuerer und Spötter
Verjagen endlich selbst die Götter
Von dem Olymp. Kein Mars, Merkur, noch Jupiter,
Noch Juno, noch Minerva gelten mehr."

„Wir sind nicht mehr in jenen Zeiten, sagte Condorcet in seiner Rede über die Republik, wo man unter die Mittel, die Macht der Gesetze zu sichern, jenen Aberglauben zählte, der aus einem Menschen eine Art von Gottheit macht. Ohne Zweifel glauben wir nicht mehr, daß man, um die Menschen zu regieren, ihre Einbildungskraft mit einer kindischen Macht rühren müsse, und daß ein Volk verleitet seyn werde, die Gesetze zu verachten, wenn der oberste Verwalter derselben nicht einen Großgarderobenmeister besitzt."

**) In einem gewissen Lande sollten vor zwey Jahren alle Prediger über Josua 24, 21. eine Predigt halten. Der Concipient des Befehls schrieb statt Josua Jesaia, und nun hieß der Text: „Zu der Zeit wird der Herr heimsuchen die hohe Ritterschaft, so in der Höhe sind, und die Könige der Erde, so auf Erden sind, daß sie versammelt werden in ein Bündlein zur Grube, und verschlossen werden im Kerker, und nach langer Zeit wieder heimgesucht werden" u. s. w. — Man sieht hieraus, daß Friedrich II. nicht unrecht hatte, als er die Bibel eine wächserne Nase nannte, die jeder Sektirer

Herr Christus bekenne (Joh. XIX. 11.) daß Pilatus die Gewalt, Unrecht zu thun, und unschuldige Menschen geißeln und kreuzigen, Schuldige aber loszulassen, von oben herab, d. i. von Gott erhalten habe.

Solch wunderliches Zeug, das freilich so recht aus dem verhunzten Bibelwesen entspringt, predigte der Schwärmer Lobstein im Anfange der Revolution seinen Pfarrkindern zu Strasburg ohne Aufhören. Aber als gegen das Ende des Jahres 1793 aller öffentliche Gottesdienst vollends aufgehoben und verboten wurde, da konnte er seinen Feuereifer gar nicht mehr bändigen, und er sprühte Flammen und Tod über alle die, welche den Herrn verläugneten, und die heilige Religion Jesu, des Sohns des lebendigen Gottes, zerstörten. Er lief, da er nicht mehr predigen durfte, und die Kirchen verschlossen waren, von Haus zu Hause, geberdete sich ganz rasend und unsinnig, und drohte im Namen des dreyeinigen Gottes, daß nächstens das gottlose Frankreich, gleich wie Sodom und Gomorrha, untergehen, und vernichtet werden würde:

---

zu drehen und zu modeln suche, wie sein Ammen-Glaube und sein Katechismus es wolle. Lobstein citirte die Bibel, um die Königsbast in Frankreich aufrecht erhalten zu helfen: Cromwell citirte sie, um in England das Gegentheil zu bewirken. Also —.

alle Anhänger der verfluchten Rotte zu Paris würden hinabfahren in den Pfuhl, der mit Pech und Schwefel brenne, u. dgl.

Anfänglich ließ man den Narren gehen und faseln: als es aber zu arg wurde, und einige schwache Köpfe wirklich bey dem unsinnigen Gepredige stuzten, und anfingen, die göttlichen Gerichte und das vom Himmel fallen sollende Pech und Schwefel zu fürchten, so steckte man ihn ein, und bekümmerte sich um ihn nicht weiter. Er ist auch, ohnerachtet er unaufhörlich darum bat, weil er gern ein Märtyrer für seine Fratzen geworden wäre, nicht bestraft, ja nicht einmal verhört worden. Er ist indeß lange gesessen, und starb erst im Anfange d. J. 1795 im Gefängniße zu Strasburg.

Freund Herrenschneider, den meine Leser auch schon aus den ersten Bänden meiner Biographie kennen, hat es klüger gemacht: er ließ den Mantel hübsch nach dem Winde hängen, und predigte damals den Jakobinismus und den Deismus im Klubb, wie ehemals die Höllenfahrt des Herrn Jesu.

Sechszehntes Kapitel.

Religionszustand in Frankreich, am Ende des Jahres 1793.

Ich würde einen unverzeihlichen Fehler begehen, wenn ich meinen Lesern nur meine eigne Historie erzählen wollte, und ihnen nicht alles mittheilte, was ich in Frankreich gesehen und erfahren habe. Dahin gehört vorzüglich der Zustand des Religionswesens, wovon ich in diesem Kapitel reden will.

Die herrschende Religion in Frankreich war, vor der Revolution, die Römisch-Katholische. Man weiß, durch welch abscheuliche Mittel die Pfaffen und deren abgestumpfte Beichtkinder und Büttel, Ludwig XIV. und XV. diese Religion zur herrschenden und alleinigen gemacht haben. *) Noch

*) Das Hofleben und die unberechnete ungeheure Verschwendung der Großen in Frankreich — waren eine Folge der durch Politik durchaus geschwächten Moralität. Man hat dieß lezte den Jesuiten zu ihren vielen Sünden mit angerechnet, aber man thät den Leuten in gewisser Rücksicht zuviel. Ehe sie waren, war Machiavel, und vor diesem schon das, was er systematisch fein nach der Geschichte geißelte. Was die von Medicis thaten, thaten die Ludewige auch. Sie befolgten eine Politik, welche durch Ungerechtigkeit und Verschmiztheit, nach dem Gesez des Listigern und Starkern, einen Krieg Aller gegen Alle nach sich zog, das Zutrauen zwischen Völkern, wie zwischen Regenten und Unterthanen schwächte, und so jeden lehrte, mehr für sich zu sorgen, als fürs Ganze. Hiedurch ward ein gewisser moralischer oder vielmehr politi-

lange wird man sich an die Wirkungen dieser saubern Religion, z. B. an die Hinrichtung des Jean Calas zu Toulouse u. s. w. erinnern. —

---

scher Egoismus bey Hofe herrschend, und durch den Hof bey der Nation: denn wie der Hirt, so seine Heerde.

Die Jesuiten, als sie aufkamen, bemerkten diesen Zustand, und als schlaue Köpfe, die sich in die Zeit und die Menschen zu schicken wußten, maßen sie, um Eingang zu finden, ihre Moral der vorgefundenen Politik an. Sie machten nur die Kissen, worauf die Politik ohne Gewissensbisse königlich überlisten, wüthen, morden, rauben, und dennoch christlichsanft ruhen, ja, sogar als Heilige von hinnen scheiden konnte. Ihre Lehre über den Probabilismus, nebst dem Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, waren das Provismesser, durch dessen Hülfe sie das abgefeimteste System der Menschen- und Dinge-Behandlung auf den Stamm der positiven Religion propften, und dadurch heiligten. Dieß System fröhnte der Politik und den Leidenschaften der Großen zu sehr, als daß es nicht hätte Hofsystem werden sollen. Es ward es, und die Jesuiten beherrschten von nun an die Geister- und Körperwelt, im Cabinet wie im Beichtstuhl. Den Erfolg davon lehrt die Geschichte. Man herrschte mit heiliger Beruhigung jezt unumschränkt, so weit List und Kraft es zuließ, ohne Rücksicht auf Recht, Vernunft, Achtung, Haltbarkeit und Verträge. Der Listigste war der Beste; und Christus, Sakramente, Gnade und Beichtväter waren die Mittel, die gröbsten Vergehungen zu tilgen, und den Länder- und Völker-Räuber, Verräther, Mörder und Schinder zum Heiligen umzustempeln. Die Moralität und der Werth der Menschen lag jezt mehr außer ihnen, als in ihnen. Eine Bartholomäusnacht ward ein verdienstliches Werk durch den Mund und die Hand des absolvirenden Beichtvaters.

Allein was den Königen zu Gute kam, kam deren Unterthanen es nicht minder. Sündige keck, beichte reumüthig, und du wirst selig — ward der Grundsatz aller jesuitisch-katholischer Christen. Die Politik verstieß systematisch gegen die Grundsätze der allgemeinen Moral: und wie konnte man erwarten, daß die Moral der Unterthanen die Politik der Beherrscher noch achten sollte! Friede umarmt nur Gerechtigkeit; und mit dem Maaße, womit Andere uns messen, messen wir ihnen wieder: respektiren sie unsere und Anderer Rechte

Unter der Regierung Ludwig XVI. war freylich viel Toleranz in Frankreich: das kam aber nicht daher, als wenn die Pfaffen toleranter geworden wären: nein, die Ursache war vielmehr, daß die Layen den Pfaffen und der Kircherey entwachsen waren, und daß die Bücher des Voltaire, des Rousseau, des Montesquieux und andrer Philosophen, von allen Klassen gelesen wurden, und Eingang überall fanden, weil sie verständlich, unterhaltend, und in der Landessprache geschrieben waren. Dadurch war nun freylich viel vorbereitet,

---

nicht, so respektiren wir ihre wieder nicht. — Und seht, so kam es, daß eine ganze Nation mit kaltem Blute das endlich ihrem Throne bis auf die Hefen mit jesuitisch-systematischer Grausamkeit vergalt, was dieser nach seiner Politik, durch Jesuiten eingeschlummert, auf die unverantwortlichste Art längst an ihr verschuldet hatte. Seht dieß Fürsten, seht dieß Völker, sehts und zittert, aber seht ja zugleich, woher das alles kam! Die Politik verderbte die Moral, die Moral die Religion, der Fürst den Priester, der Priester ihn und das Volk; und das Volk endlich, der politischen und religiösen Neckerey müde, und durch das Betragen Beyder gewitzigt und geweckt, stürzt, um sich zu retten — Beyde.

Seht, soviel vermag verkehrte Politik! Sie durch Priester, Aberglauben, Furcht und Bastillen retten wollen, verräth eine noch verkehrtere. Nur ächte, innere Moralität, durch reife Einsicht gestützt, und ohne alle Quacksalberey der Priester vom Beherrscher wie vom Beherrschten überall geachtet, und auf alles, was in ihr Gebiet einschlägt, ehrlich angewandt, nebst heiliger Beachtung der Rechte Anderer, es mag sie die Vernunft, oder der von ihr bestimmte Zweck des Staates angeben, sichert die Ruhe und das Glück der Völker und der Fürsten. — Man lese in den Briefen eines preuß. Augenzeugen über den Feldzug des Herzogs von Braunschweig — 4ten Packs 2te Abth. S. 462. ff.

aber die Hierarchie bestand dennoch immer, weil die Klerisey reich genug war, sich Anhänger zu verschaffen und zu erhalten.

Im Anfange der Revolution, wo die Tilgung der National-Schulden das Thema des Tages war, fing man an, die Geistlichkeit finanziöser zu mustern. Man sah, daß für den Klerus eines Landes, das höchstens 25 Millionen Menschen zählte, ein Klerus, der 130 Millionen Livres Einkünfte hatte, viel zu reich wäre: dieser Klerus könne allerdings etwas von seinen unermeßlichen Schätzen, welche sich wenigstens auf 2600 Millionen belaufen müßten, zur Bestreitung der allgemeinen Bedürfnisse, zur Tilgung der ungeheuren Schulden u. s. w. hergeben. Daß von den Pfaffen selbst nicht viel zu schöpfen seyn würde, verstand sich schon von vorne. Man griff also zu, und die Nationalversammlung schafte alle Erzbisthümer ab, reducirte die Bisthümer auf 83 und hob alle geistlichen Zwinger, oder die Klöster auf.

Der König sanktionirte dieses Gesetz, und Nonnen und Mönche verließen ihre Zuchthäuser meist frohes Muthes: aber die Theologen, die Geistlichen, welchen das Heil Israels am Herzen lag, wegen des Heils ihrer Küchen und Keller, waren nicht zufrieden mit der neuen Ordnung, und pro-

testirten. Man verachtete ihre Protestation, und befahl, daß sie alle, ohne Ausnahme, der Nation schwören, und forthin niemand als Herrn anerkennen sollten, als den König und die gesetzgebende Macht der Nation.

Auch dieses Gesetz sanktionnirte Ludwig XVI, bereute dieß aber nachher in seiner lezten Stunde.

Nun wanderte eine Menge Geistlicher, von hohem und niederm Kaliber, Erzbischöfe, Bischöfe, Prälaten, Abbees und mehr dergleichen Gezifer aus, und verbreiteten im Auslande alle nur ersinnlichen bösen Gerüchte wider die französische Nation. Die Nation besezte indeß die durch Emigration erledigten Stellen der damals noch nothwendigen Geistlichen gleich mit andern Subjekten, welche Geschicklichkeit und Eifer genug fürs gemeine Beste hatten. Man muß gestehen, daß unter den neuen sogenannten konstitutionellen Bischöfen Männer von reifer Einsicht und von großen Verdiensten gewesen sind. Dieß sieht man schon aus ihren Hirtenbriefen, welche allerdings von Einsicht und guten Gesinnungen voll sind.

Die ehemaligen Bischöfe waren nach der Beschreibung, welche die Franzosen von ihnen machten, eingemachte Libertins und Wollüstlinge. Sie saßen oft ganze Jahre in Paris oder auf ihren Lustschlössern, verpraßten ihr Geld, hielten sich

Mätressen, und bekümmerten sich im geringsten nicht um ihr Bisthum. Die Pfarreyen waren für Geld feil, und dieses ist eben nichts wunderliches, da die Bisthümer selbst zu Rom taxirt waren. So zum Beyspiel war der Erzbischof von Lyon zu 3000 Fiorini, oder Florenen taxirt, der Bischof zu Clermont zu 4550, der Bischof zu Limoges zu 1600, der Erzbischof zu Bourdeaux zu 4000, der Bischof zu Dijon auf 1233, der zu Auxerre auf 4400 u. s. w. Man bedenke die entsezlichen Summen, welche jedesmal beym Absterben der Bischöfe nach Rom gingen, und den gewaltigen Verlust, welchen der heilige Vater zu Rom durch die Revolution erlitten hat!

Da die Pfarreyen für Geld feil waren, und die Herren Bischöfe das von den Concurrenten zu den Pfarreyen wieder zu sammeln suchten, was ihnen ihre Confirmation zu einem Bisthume in Frankreich zu Rom gekostet hatte: so erhielt der die Pfarre, der die Kirchengesetze über die Simonie rüstig vorbeyging, und das Meiste dafür anbotth. Aber nun kann man auch denken, wie die französische Geistlichkeit beschaffen war! Leute, meist ohne Sitten und Kenntnisse wurden mit den geistlichen Aemtern belehnt, und waren ächte Kreaturen der Bischöfe, die ihnen aber eben nicht auf der Haube saßen, weil sie wohl wußten, daß

sie selbst ihre Diöcesen schlecht genug besorgten. Hat etwas das Sittenwesen der Franzosen, vorzüglich in Rücksicht auf eheliche Treue und Keuschheit, gelockert oder vielmehr untergraben, so war es die Menge wohllebender junger Geistlichen, welche durch das Gesetz des ehelosen Standes nur noch lüsterner wurden, und im Beichtstuhle die kennen lernten, welche ihrer standesmäßig geschärften Lüsternheit um so ergiebiger entsprachen, je unvermerkter die Empfindungen der Andacht in die des Mitleids und der Liebe sich schmiegen.

Die ganze französische Geistlichkeit war ohngefähr nach der allermäßigsten Angabe 560,000 stark, ohne die ungeheure Menge Nonnen, welche nicht mit Unrecht zur Geistlichkeit gerechnet werden. denn sie gehen müßig wie die, leben ehelos wie die, und verzehren die Kräfte des Staats, wie die. — Da aber nur 22,291 Pfarreyen im ganzen Reiche waren, die Kathedralkirchen mit eingerechnet, so folgt, daß 537,709 Pfaffen zu viel in Frankreich waren. Ich will mich auf keine Berechnung einlassen, welche Vortheile aus der Kassirung der Klöster, der Stifter, der Abteyen, des geistlichen Ordens von Maltha, und der pensionirten weltlichen Orden, für die Nation entspringen mußten. Diese Vortheile fallen zu sehr in die Augen; und nur ein Bigotter, der das liebe

Gebet der geistlichen Lippen als reellen Vortheil der Staaten in Anschlag bringt, kann hier Schaden wittern.

Die französischen Pfaffen, gestüzt auf ihre Exemtionen und Privilegien, besonders die Vornehmen, die Bischöfe, Prälaten, Aebte u. s. w. waren mit dieser Einrichtung, welche ohne den Willen des h. Vaters und ohne ein National-Concilium zu Stande gekommen war, gar nicht zufrieden, und zogen haufenweise aus nach Deutschland, Spanien und Italien. Zu Rom quälten sie den h. Vater so lange, bis er endlich scharfe Breves nach Frankreich schickte. Aber die Nation lachte über die päpstlichen Breves, und machte Dekrete, daß die Befehle des Papstes durchaus nichts gelten sollten, daß der nichts mehr sey, als Bischof zu Rom u. dgl.

Außerdem dekretirte die National-Versammlung, daß in Zukunft alle und jede Meynungen in Religionssachen vollkommen frey cirkuliren sollten; daß jeder öffentlich sagen und behaupten könne, was er von den übersinnlichen Dingen halte, und daß besonders die Reformirten, welche man fernerhin nicht mehr mit dem gehässigen Namen Hugenotten belegen sollte, ihren freyen und ungehinderten Gottesdienst halten könnten u. s. w.

Dieses vernünftige Dekret machte, daß die noch häufig in Frankreich heimlich existirenden Reformirten, besonders in Languedoc, in dem Delphinat, in der Provence, in Burgund u. s. w. welche bisher zum Theil den katholischen Gottesdienst aus Furcht und Zwang mitgemacht hatten, sich sofort für unkatholisch erklärten. *) Sogar Geistliche und Mönche bekannten sich zur refor=

*) Gregoire sagte in seiner Rede über die Freyheit der Gottesdienste: „Ein Jahrhundert lang waren die Protestanten der Gegenstand der grausamsten Verfolgung: man jagte sie, man kerkerte sie ein, man hing ihre Pfarrer, schloß ihre Tempel, und behandelte ihre Versammlung als etwas Aufrührerisches. Als ihnen nach einem qualvollen Jahrhunderte erlaubt ward, wieder frey zu athmen, kamen auf einmal drey Millionen Protestanten in Frankreich zum Vorschein.“ — Das Aehnliche prophezeihet er nach der jetzigen Revolution. „Wer wollte glauben, fügt er hinzu, einige Jahre von Gevlärr und Gewaltthätigkeit hätten die Masse der Bürger umgeschaffen? Nein, glaubt es nicht: die Verfolgung ist wider ihre Meynungen gerannt, aber sie hat weder ihren Verstand überzeugt, noch ihre Herzen überredet. Bey der Unmöglichkeit, die Religionsgrundsätze zu vertilgen, oder die Bürger schnell in Einen Glauben zu vereinigen, was liegt uns zu thun ob? — Alle Religionen an die Republik zu schliessen durch Zusicherung einer gänzlichen und unumschränkten Freyheit der Gottesdienste.“ — Die Zeit muß es ausweisen, ob Gregoire nicht irrte, als er die jetzigen Umstände durchaus parallel mit den vormaligen voraussezte, und nun folgerte, wie wir wissen. Wenigstens hat der Konvent, wie wir bald sehen werden, auf seine Rede wenig Rücksicht genommen. Gregoire war vorzeiten selbst Priester: und daher mogte es wohl kommen, daß man das Bündige in seiner Rede für eine angewöhnte Fertigkeit hielt, sich mit gewissen Grundideen, auf dem theologischen Kampfplatze, geschickt herumzutummeln. Selbst Rousseaus Emil hat noch Manches von dem einnehmenden Schimmer dieser Fertigkeit.

mirten Kirche, und schon fing man an, reformirten Gottesdienst hin und wieder öffentlich zu halten. — Auf diese Art war also alles wieder verlohren, was ehemals die Verfolgung der Pfaffen bewirken wollte, nämlich, daß Frankreich ganz katholisch seyn sollte, und die Assemblée hatte mehr gethan, als Heinrich der Große durch das Edit de Nantes, 1598, konnte.

Der ehelose Stand der Geistlichen — diese Pest für die Sitten der Weiber im alten Frankreich — schien der National-Versammlung so wichtig, daß sie deswegen schon 1791 häufig debattirte, und endlich festsezte, daß jedem Geistlichen, er möge Priester seyn, oder sonst das Gelübde der sogenannten Keuschheit, d. i. ledig zu bleiben, oder ohne rechtmäßige Gattin zu leben, abgelegt haben, oder nicht, es freystehen sollte, zu heurathen: doch sollte niemand dazu gezwungen werden. Dieses Dekret machte anfänglich gewaltige Sensation, und viele gemeinen Leute, die bisher die Konkubinen ihrer Pfaffen so nachgiebig geduldet hatten, kreuzten und segneten sich, als sie hörten, daß ihre Geistlichen Weiber nehmen sollten, wie jene — der Ketzer. Daher mag es auch gekommen seyn, daß eben nicht gar viele Pfarrer — von Bischöfen weis ich keinen einzigen — sich dieses

Rechtes bedienten. Die meisten zweifelten an der Dauer der damaligen Dinge, und fanden es klüger, sich keiner Strafe oder Compromission für die Zukunft auszusetzen. Bey Vielen wirkte auch der compromittirte Stolz ihres Standes u. dgl. — Ich habe ein sehr artiges, von einem Ungenannten in Paris geschriebenes Werkchen über die Ehe der Priester, gesehn, worin der Verfasser klar und deutlich beweißt, daß das beste Mittel, den Priesterstand dem Staate nützlich zu machen, sey, ihm das Beweiben zu erlauben.

Die National-Versammlung ging nach und nach noch weiter, und griff endlich wirkliche Dogmen der christkatholischen Kirche an: sie erklärte nämlich, daß die wirklich geschiednen Personen wieder heurathen könnten, damit dem Unwesen, welches aus der Trennung nothwendig folgen müßte, vorgebeugt werden mögte. Die konstitutionellen Priester billigten dieses Dekret, aber desto mehr schrieen die orthodoxen dawider: sogar in der Assemblée sezte es starken Widerspruch. Aber auch dieses Dekret sanktionnirte Ludwig XVI. und so hörte die Ehe auf, ein unauflösliches Sakrament zu seyn.

Die kanonischen Strafen wurden auch kassirt; die Beichtzettel abgeschafft, und der Gottesdienst von allem Zwange befreyet. Alles das waren Ein-

griffe in die Rechte der Geistlichkeit und des Papstes, ganz gegen das kanonische Recht. Weil nun Viele, besonders die Freunde der Pfaffen, sich auf die Freyheiten der Gallikanischen Kirche, die Rechte der Geistlichkeit, das Jus canonicum u. s. w. beriefen, so dekretirte endlich, im Jahr 1792, die Assemblée, daß die Geistlichkeit ihre Gesetze forthin blos und allein von der gesetzgebenden Macht der Nation zu erhalten habe; daß alle ältere Gesetze, Privilegien, Konkordaten, Canones, Bullen, Brevia u. s. f. durchaus nichts mehr gelten sollten, und daß in Religionssachen blos der klare Ausspruch der h. Schrift anzunehmen, und als Glaubensartikel zu befolgen sey.

Da lag nun Papst, Kirche und Concilien! Das hieß dem Katholicismus ganz ans Herz greifen! Man weiß nämlich, daß die römische Kirche unter andern ihr Wesen in der Einigkeit des Glaubens (unitate fidei) sezt, das heißt, daß diese Religion fodert, daß alle katholischen Christen ihre Lehren auf dieselbe Art, ohne alle Aenderung und Abweichung gerade so nachbestimmen sollen, wie die Kirche oder der Papst sie ihnen, nach der Bibel oder der Tradition vorbestimmt. Diese Glaubensquelle stopfte der National-Convent nun zu, und verwies blos auf den klaren Ausspruch der Bibel. Die Bibel aber ist eine Sammlung

von Büchern, die sich in den Lehren von der vermeynten größten Wichtigkeit, z. B. der Rechtfertigung, der Gnadenwahl, der Person Jesu u. s. w. nicht nur gewaltig widersprechen, sondern auch so unbestimmt und dunkel geschrieben sind, daß jeder seine Lehre darin finden kann, wie denn Katholiken, Reformirte, Lutheraner, Socinianer, Anabaptisten, kurz, alle christlichen Sektirer der ältern und neuern Zeit ihre Lehren darin gefunden und daraus bewiesen haben.

Diese Beschaffenheit der Bibel ist den Katholiken so einleuchtend, daß sie eben darum glauben, sich an die untrügliche Aussage eines unfehlbaren Richters, des Papstes oder der Kirche, in Glaubenssachen halten zu müssen. Wenn also der Convent dem Papste und der Kirche entsagte, so entsagte das Volk der Bibel; und so war der Meisterstreich fertig, daß forthin blos die Vernunft und der bestätigte Wille der Nation das Ruder auch im Kirchenwesen führen sollte.

Für einen, der in den neuern Zeiten nicht selbst in Frankreich gewesen ist, oder der den Glauben des großen Haufens für etwas mehr als ein oberflächlich übertünchtes Phantasie-Gemählde hält, ist es freilich schwer zu begreifen, daß ein sonst so erzkatholisches Volk, wie die Franzosen im Durchschnitt waren, sich diese gewaltsamen Eingriffe so-

fort gefallen ließ. Aber wenn man das überlegt, was ich oben von den Volkssocietäten und deren Einfluß auf die öffentliche Meynung gesagt habe, so wird man es nicht mehr unbegreiflich finden, daß diese Neuerungen so schnellen und festen Fortgang gefunden haben.

Die konstitutionellen Geistlichen waren allemal Mitglieder der Volkssocietäten, oder der Jakobinerklubs. Um sich hier Eingang bey dem Volke zu verschaffen, und das Mistrauen des großen Haufens von sich entfernt zu halten, bemühten sie sich, die religiösen Materien, von welchen in den neuen Dekreten die Rede war, fleißig zu untersuchen und zu verhandeln. Daher war die Religion jedesmal einer der vornehmsten Gegenstände, nicht nur im Klub, sondern alle Sonntage — die Festtage wurden gleich samt und sonders abgeschafft nebst den sogenannten zweyten Hohen-Festen — predigte der Pfarrer zu seiner Gemeinde über die Gewalt des Papstes, über die Kirche, über das Ansehn der Bibel, über Priesterweihe, Mönchswesen u. s. f. Und da alle diese Reden, freylich nach dem Maaße der Einsichten des jedesmaligen Redners, nach freyern Grundsätzen gemodelt waren, so wurde die Denkfreyheit gefördert, und das Volk kam von seinem alten eingewurzelten Aberglauben ziemlich zurück. Ich werde einige

von diesen Reden zu seiner Zeit im Auszuge anführen.

Zur Ermunterung der bessern Denkungsart in der Religion wurden diejenigen Bischöfe und Pfarrer, welche sich besonders durch Lehre und Volksunterricht auszeichneten, öffentlich in der Assemblée gelobt, und sie erhielten Belohnungen, welche ihnen durch Dekrete zugesichert wurden: diejenigen aber, welche die Anhänglichkeit an den Papst predigten, wurden ihrer Stellen entsezt.

Das Wort Papisme (Papismus) erhielt um diese Zeit eine ganz besondere Bedeutung. Bisher war es von den Protestanten blos gebraucht worden, um die katholische Religion dadurch zu bezeichnen: zur Zeit der Revolution hieß es die Meynung, daß der h. Vater zu Rom das Haupt der katholischen Kirche sey.

Ludwig XVI. hat alle jene Dekrete, welche bis beynahe an seinen Sturz (den 10ten Aug. 1792) wegen der Geistlichkeit, des Gottesdienstes und der Religion gegeben wurden, selbst gutgeheißen, und durch seine Unterschrift zu wirklichen Gesetzen erhoben; und doch hat er, nachdem er von seiner Höhe gestürzt war, heilig versichert, daß er die Eingriffe der Nation in die Rechte der Geistlichkeit jederzeit verflucht und verabscheut habe, und daß er die Sanktion dieser gottlosen Befehle für seine

größte Sünde halte. — Es muß also wohl wahr seyn, was man so oft gesagt, und so oft geläugnet hat, daß Ludwig XVI. es mit seinem Volke niemals gut gemeynt habe, und daß er niemals aufrichtig zu Werke gegangen sey.

Siebzehntes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen.

Unter allen bisher von der irrgeleiteten menschlichen Vernunft ausgeheckten Religionssystemen, ist keins so zusammenhängend, keins so konsequent, als das Römisch-Katholische. Alles ist da, wie in einer Kette: fehlt nur ein Gelenke, so bricht sie; und nimmt man aus dem Römischen Kirchen-Systeme auch nur den allergeringsten Lehrsatz, z. B. den von der Zahl der Sakramente, von der ewigwährenden Kraft der Priesterweihe, u. dgl. so fällt das ganze System, das ganze Gebäude übern Haufen. *)

Mit den andern z. B. protestantischen Systemen verhält sich die Sache schon anders. Da

*) Keiner hat dieß einleuchtender gezeigt, als der scharfsinnige und freymüthige Verfasser des Beytrags zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Nation. II. Th.

kömmt alles auf die Erklärung der h. Schrift an, und die ist eine — wächserne Nase. — Wenn daher ein protestäntischer Lehrer die Gottheit Christi, die Wirksamkeit der Sakramente u. dgl. läugnet, so kann er immer ein Protestant bleiben: denn er beruft sich noch immer auf das allgemeine Glaubensbuch, die Bibel. Hingegen im katholischen Lehrbegriffe beruht alles auf der Lehre von der Unfehlbarkeit der Kirche: was diese spricht, d. h. was ein Concilium ausmacht, und der Papst bestätiget, ist wahr, und wer es läugnet, ist ein Ketzer.

Dieses wusten in Frankreich alle Pfaffen recht wohl, welche mit der neuen Einrichtung nicht zufrieden waren. Viele waren ausgewandert, aber es blieben doch immer noch genug übrig, um im ganzen Reiche Unruhe und Rebellion anzuzetteln. Man gab auch im Anfange des Jahres 1792 und vorher noch nicht so scharf auf diejenigen Acht, welche aus- und eingiengen: und so schlichen von den ausgetretenen Priestern viele wieder zurück, und suchten die ächt römischen Grundsätze aufrecht zu erhalten, oder gar noch zu verbreiten.

Sie stellten den Leuten vor, daß die Assemblée nicht blos die Misbräuche der Religion abgeschafft, sondern selbst das Wesen derselben untergraben hätte. „Sehet, so sprachen sie, meine Christen!

Ihr wißt, daß die Beichte ein wesentliches Stück der Religion ist, und daß niemand Vergebung der Sünden von dem gerechten Gott erhalten kann, als wer die Absolution seiner Uebertretungen von einem Priester erhalten hat. Aber wo soll der arme Franzose jezt beichten? Die Priester, welche ihr habet, sind Abtrünnige: sie sind vom Oberhaupte der Kirche für unfähig erklärt, auf erlaubte und gültige Art, Sakramente auszutheilen. Manche sind von unrechtmäßigen Bischöfen geweiht, und folglich nicht einmal ächte Priester. Ihr wisset dieses, und wisset auch, daß wer bey einem solchen Priester beichtet, kommunicirt oder Messe hört, sich eines Kirchenraubs und der schrecklichsten Todsünde schuldig macht."

„Die Kirche Gottes hat so lange bestanden, fuhren diese Herren fort: sie trägt das Zeichen ihrer Aechtheit in ihrem Alterthume; und seit Jesu und seiner Apostel Zeiten hat diese heilige Mutter aller rechtkatholischen Christen, eben das gelehrt, was noch vor kurzer Zeit, vor der Entstehung der neuen Revolution in Frankreich gelehrt wurde. Es ist jetzo alles neu geworden: Schade nur, daß die Wahrheit ewig ist wie Gott, und keine Neuerungen leidet. Der heilige Dionysius, der Areopagit, welcher in Deutschland als Mitglied der vierzehn Nothhelfergesellschaft noch immer berühmte

Wunder thut, war der Apostel der Franzosen: der heilige Remigius hat unsern ersten fränkischen König Clovis getauft, und da hat eine Taube, oder vielmehr ein Engel in Gestalt einer Taube, das h. Oehl zur Salbung gebracht, welches sonst nie versiegte. Der h. Bernhard, der h. Bruno und tausend andre Heilige sind Franzosen gewesen, so viel h. Jungfrauen, so viel h. Bischöfe, so viel h. Beichtiger! Und jezt! — Ach, Frankreich wird ketzerisch, es wird heidnisch!"

„Aber es ist nicht genug, daß wir dieses wissen: wir sollen auch Gottes Ehre retten, und das besudelte Heiligthum wieder reinigen. Wenn ihr, o Christen, euch den Neuerungen nicht widersetzet, so nehmt ihr Theil an den Gräueln; ihr machet euch aller Verbrechen schuldig, welche die unsinnige Rotte der Gottlosen verübt hat, und noch verübet."

„Eures Königs Blut schreit um Rache zu Gott: rächet es, rächet das Blut dieses gottseligen Monarchen, dieses Märtyrers der Religion und der Wahrheit! Rächet die Ehre Gottes und der Heiligen! Rächet die Religion eurer Väter und eure! Wer Gott verläugnet, den wird Gott wieder verläugnen, wer Christum nicht erkennt, den wird Christus von sich stoßen, und verdammen. Auf denn, Christen, bewaffnet euch mit dem Schilde

des Glaubens! Ihr werdet leicht überwinden; euer Sieg wird euch keine große Mühe kosten: Gott ist mit euch: alle Fürsten von Europa sind für euch, und der beste Theil der Nation, der Kern des Adels streiten auf der Gränze, und werden bald da seyn, die wahren christlichen Franzosen zu belohnen, und die Frevler schrecklich zu züchtigen." *)

Bey dem Pöbel machte diese Vorstellung der Pfaffen, welche durch lange Erfahrung gelernt hatten, wie man dem gemeinen Volke beykommen muß, anfänglich allerdings gewaltigen Eindruck; und hin und wieder, besonders in Lyon, Marseille, Toulon und Bourdeaux rotteten sich Gesellschaften zusammen, welche sich den Namen der christlichen, der katholischen gaben, und sich den Jakobinern oder den Volksgesellschaften aus allen Kräften widersezten. Dieß gelang in den genannten Städten um so eher, je enger sich hier das Interesse des Kaufmannsgeistes mit jenem des Priestergeistes verbunden fühlte. Beyde sind Erzfeinde vom liberalen Gemeingeist, und ziehen ihren

*) Dieses Galimathias ist nicht erdichtet. Es flogen in Frankreich kleine Broschüren herum, z. B. Cri de la vérité: Avis important aux François chrêtiens u. a. mehr, welche just dieses Inhalts sind. Die emigrirten Pfaffen sprechen noch immer so.

Egoismus dem Wohle einer halben Welt vor. Wir sehen dieß ja handgreiflich an dem Scheusal der Menschheit, an Pitt und an seinen feilen Sklaven in England.

Wes Geistes die vorhin erwähnten antijakobinischen Gesellschaften waren, ward man in Frankreich bald inne. In der Kirche St. Philibert zu Lyon las im Frühlinge 1793 ein Geistlicher, der den Nationaleid geschworen hatte, Messe. Der rasende Pöbel der christkatholischen Parthey drang hinein, insultirte den Priester, schmiß seine Hostie auf die Erde, schüttete den Kelch aus, und haußte schrecklich. Es gesellten sich noch mehrere ihres Gelichters hinzu, und da gings auf die Straßen nach der Wohnung des Bischofs, welchen sie schlechterdings ermorden wollten. Die Nationalgarde kam in Waffen, und da auch die kontrerevolutionnairen Bürger Waffen führten, so feuerten beyde Partheyen auf einander in den Straßen, und mehrere kamen ums Leben. Auftritte dieser Art sind in Lyon mehrere vorgefallen.

In Bordeaux oder Bourdeaux — denn auf beyde Art schreibt man diesen Namen, spricht ihn aber nur auf die erste aus — wurden an einem Tage drey konstitutionelle Geistliche in den Fluß geworfen, und ersäuft. In Avignon ist zu verschiednen Malen viel Blut wegen der konstitutio-

nellen Priester vergossen worden. Daher auch endlich die harte Strafe aller dieser widerspenstigen Städte! *)

---

*) Viele Deutsche haben das anfängliche Verfahren der Französischen Nation gegen die widerspenstigen Priester, Edelleute und den Hof barbarisch gefunden; aber in Frankreich wollte man das Gegentheil finden. Der beste Dolmetscher darüber ist Salaville, Herausgeber der Annales patriotiques. Dieser schreibt in seinen Betrachtungen über revolutionäre Meynungen: „Gleich von Anfange der Revolution war man in Rücksicht auf die Art, sie zu leiten, in zwey Meynungen getheilt. Diejenige, die seither unter der Benennung Moderantismus so sehr in Ungunst gekommen ist, war zu jener Zeit beynahe allein herrschend. — (Und daß sie das nicht blieb, wer war Schuld daran?) — Alle mit Einsicht begabten Männer glaubten an die Möglichkeit einer ruhigen, einzig durch die Fortschritte der Aufklärung bewirkten Revolution. Die Blätter der Geschichte, gefärbt vom Blute, welches politische Revolutionen fließen machten, die Schilderungen aller Unordnungen, Drangsalen und alles Jammers, denen die Völker in jenen stürmischen Zeiten unterlagen, schreckten die Männer, die sich einbildeten, in ganz verschiedener Lage zu seyn, nicht ab: sie brachten alle jene Erscheinungen auf Rechnung der Unwissenheit und Unkenntniß der Grundsätze, und der Herrschaft der Vorurtheile, die unter uns völlig verschwunden zu seyn schienen." —

„Mirabeau — theilte diesen allgemeinen Irrthum nicht. Ich glaube nicht, sagte er, an eine ruhige, ohne Blutvergießen mögliche Revolution: Entweder werden wir die Freyheit nicht erlangen, oder, wenn wir sie erlangen, so seyd versichert, daß wir sie mit großen Aufopferungen erkaufen müssen."

„Auch zeigte er, alles seines bekannten Ungestüms ungeachtet, in den ersten Schritten eine Mäßigung, deren man ihn kaum fähig gehalten hätte. Jene weise Taktik des dritten Standes, die selbst die Arglist der Geistlichkeit zu Schanden machte, war beynahe ganz sein Werk; und es war eine höchst bemerkenswerthe Erscheinung, wie der Mann vom heftigsten Charakter, voll Kühnheit und Unternehmungsgeist, sich einen Monat lang damit beschäftigte, den unzeitigen Ungestüm sei-

Was für Unheil die Priester der katholischen Parthey in der Vendée gestiftet haben, ist zum Theil bekannt; aber wenn die noch halb dunkle Ge-

---

ner Kollegen zurückzuhalten, einzuschränken und zu mäßigen. Mit allen Anlagen zu einem revolutionären Flibustier war er gewissermaßen der Fabius der Revolution."

„Jener Irrthum des größten Theils der einsichtsvollen Männer, die glaubten, eine politische Revolution lasse sich mit den Waffen der Philosophie allein zu Stande bringen, oder die vielmehr sich veredeten, sie wäre schon zu Stande gebracht, und man dürfte nur noch ihre Resultate beschließen, war vielleicht von unglücklichern Folgen, als man sich vorstellt. Sie hätten völlig Recht gehabt, sobald ihr Werk nur in der Theorie hätte existiren sollen: unter dieser spekulativen Form würde es gewiß allgemeinen Beyfall erhalten haben. Allein von dem Augenblick an, wo es darum zu thun war, es zur Wirklichkeit zu bringen, da eilten die, die zu andern Zeiten enthusiastische Anhänger jener Grundsätze, worauf es sich gründete, gewesen waren, zu widerrufen. Die Priester, welche die Bibel und das Gebetbuch gegen Voltaire's und Rousseau's Werke vertauscht hatten, ließen nun Voltaire und Rousseau liegen, und nahmen wieder Bibel und Gebetbuch. Die Glieder des Adels, die, weil es Mode war, für Philosophen gehalten seyn wollten, und die sich das Ansehn gaben, Titel und Standes-Vorzüge zu verachten und Grundsätze der Gleichheit anzunehmen, wurden auf einmal wieder feudalisch gesinnt. Der Hof, an dem einige Zeit vorher beynahe alle Etikette abgeschafft worden war, nahm sie mit ihren kleinsten Theilen und Formen wieder auf: und so bildete sich in eben dem Verhältniß, in welchem man daran arbeitete, die Revolution in der Wirklichkeit und in der Sache zu Stande zu bringen, eine Gegenrevolution in dem Gedankensystem einer sehr großen Anzahl von Personen."

„Diese Wendung hätte man voraussehen sollen: man hätte sich nicht verbergen sollen: daß gereizte Leidenschaften, verletztes eigenes Interesse, und hochansprechende Eitelkeit, die Denkungsart jener Kasten nothwendig ändern mußten, die, so lange nur von Theorie die Rede war, philosophische Grundsätze begierig angenommen, gerühmt, und zu deren Ausbreitung beygetragen hatten. Um dieses Hinderniß zu verhüten,

schichte dieses Departements, wo der scheußlichste aller bürgerlichen Kriege geführt ist, einmal in einem helleren Lichte erscheinen wird, dann erst wird man mit Entsetzen einsehen:

Quantum relligio potuit suadere malorum!

---

war man äußerst zurückhaltend in Ergreifung strenger Maaßregeln: Man suchte in einer unrechten Mäßigung Ruhm: Man gab denen, die nothwendig Gegenrevolutionärs seyn mußten, und an denen, der Natur der Dinge gemäß, schnelle Gerechtigkeit hätte ausgeübt werden sollen, alle Leichtigkeit zu entfliehen. Nachsicht und Menschenliebe waren an der Ordnung des Tages. Man verlangte, die Revolution sollte durch Flugschriften zu Stande kommen: Man errichtete unter dem Namen eines hohen National-Gerichtshofes ein Revolutionstribunal, allein nur um der Form willen, und unter der ausdrücklichen Bedingung: daß es keinen Menschen strafen sollte. Es war blos ein Scheininstitut: denn während es große Beyspiele der Strenge anzukündigen schien, berathschlagte man, ob die Todesstrafe nicht abgeschafft werden sollte."

„Sollte man nicht mit Wahrscheinlichkeit die Vermuthung wagen dürfen: diese unkluge Nachsicht der ersten Zeiten habe den jüngst verflossenen jenen Abgrund von Drangsalen, Grausamkeiten, Ungerechtigkeiten und Verfolgungen zugezogen? Sie habe die Mäßigung in solchen Miskredit gebracht, daß sie für gegenrevolutionär angesehen ward?" — —

„Die Philosophie hätte das ohne Zerstörung, wie die Natur, allmälig bewirken können, was wir durch Gewalt erhalten haben; allein dazu hätte sie einiger hundert Jahre bedurft, und wir hatten nicht Zeit zu warten. Es ist mithin klar, daß die Philosophie, weit entfernt, uns zu einer gewaltsamen Revolution vorzubereiten, vielmehr mit aller Kraft ihrer Grundsätze uns davon entfernte; und daß vielleicht nie irgend ein Volk eine Revolution mit weniger revolutionären Anlagen unternommen hat: Denn wahrhaftig, nichts konnte weniger revolutionär oder insurrektionsmäßig seyn, als die schönen Grundsätze von Menschlichkeit, Menschenliebe und Aufopferung, die man damals predigte und übte. Indeß mußte die Revolution entweder nicht zu Stande kommen oder sie mußte nothwendig gewaltsam bewirkt werden." —

Besonders hatten die im finstern schleichenden ächten Priester die Arglist und den Kniff, daß sie sich an Kranke und Sterbende machten, und diesen Absolution und Sakramente ertheilten, und ihnen so in den Himmel halfen, wodurch sie dann immer die ganze Familie auf ihre Seite zu bringen wußten.

Der Konvent, welcher am 21ten September 1792 seinen Anfang genommen hatte, gab gleich mehrere scharfe Dekrete, des Inhalts: daß die Priester, welche den National-Eid nicht geschworen hätten, ihn binnen einer gewissen Zeit schwören oder gewärtig seyn sollten, deportirt, d. i. nach Cayenne in Amerika gebracht zu werden. Aber das Priesterthum hatte schon Märtyrer, folglich auch sehr eifrige Anhänger und Vertheidiger in Menge. Am 10ten August, besonders am 2ten und 21ten September waren viele Priester in Paris, und andere an andern Tagen und Orten, zumal in Orleans, Dijon und anderwärts von Mördern hingerichtet worden, und diese sah man alle als Heilige an. Manche Priester traten auf, und erklärten, daß sie eher sterben, als den National-Eid schwören wollten. Es sind mir Beyspiele von Standhaftigkeit erzählt worden, welche man allerdings jenen an die Seite stellen könnte, die man von den Märtyrern der ersten Kirche zu rühmen und zu bewundern pflegt.

Zu Dijon z. B. trat ein alter eisgrauer Priester in die Versammlung der Jakobiner mit den Worten: honneur et gloire à Dieu et malheur aux rebelles! Der ganze Klubb stuzte. Was willst du? fragte ihn einer. Ich will Gottes Ehre und das Recht des Königs verfechten, oder sterben! Ein Mitglied der Versammlung, welches mit dem alten Strudelkopf verwandt war, wollte ihn retten, und wegbringen; aber er blieb, und schrie ohne Aufhören: ich will sterben für Gottes Ehre und für das Recht des Königs! Der Verwandte stellte ihm ernstlich vor: Gott würde Gott bleiben, auch wenn er für dessen Ehre nicht stürbe, und alle Könige in der Welt würden sich klüglich hüten, für irgend einen ihrer Unterthanen ihr Leben aufzuopfern; er mögte also kein Narr seyn, und sich der Lebensgefahr für ihren Ex-König nicht aussetzen. Als Priester sollte er lieber mit gutem Beyspiele vorgehen, und sich dem Willen der Nation unterwerfen. — Alles vergebens: er wiederholte seine erste Betheurung, und nun ergriff man ihn, führte ihn ins Gefängniß, klagte ihn an, und er starb unter der Guillotine. „Gott und König" waren seine lezten Worte.

Ebenfalls in Dijon riß ein Priester die öffentlich angeschlagnen Dekrete des Konvents ab, und

trat sie mit Füßen. Da nun auf solche Excesse der Tod steht, so wurde er ergriffen, und hingerichtet.

Zu St. Jean de Losne, oder Lône, welche Stadt jezt Belle Défense heißt, widersezte sich ein Priester denen, welche eine dasige Kirche ausleeren sollten. Er wollte durchaus die Zerstörung des Altars nicht zugeben, und schlug einem Handwerksmann, welcher ein Heiligenbild herabriß, so gewaltig auf den Kopf, daß dieser hinstürzte, und bald darauf verschied. Auch dieser Priester ist guillotinirt worden.

In allen französischen Städten konnte man damals auf allen Straßen angeklebte Urtheile in Menge lesen, welche gegen Priester gesprochen waren, die sich den Befehlen der Nation thätig widersezt hatten.

Daß der Konvent bey diesen Umständen nicht wenig beunruhiget gewesen sey, ist leicht zu denken, zumal, da die Mitglieder desselben, als einsichtige Männer, gar wohl merken konnten, welchen Einfluß der Fanatismus auf die öffentliche Meynung schon hatte: und an der öffentlichen Meynung lag ja ganz allein die Erhaltung der Republik! Die auswärtigen Feinde waren nicht so fürchterlich, als die Pfaffen-Brut im Lande.

Da Güte und vernünftige Belehrung nicht zureichten, den Priestern folgsame Achtung gegen

den gesetzlich-autorisirten Willen der Nation einzuflößen, so fing man an, Strenge gegen sie anzuwenden, und deportirte alle rebellische nach der Cayenne. Diese Deportation geschah meistentheils unter den lächerlichsten und schimpflichsten Aufzügen. So saßen in Langres sehr viele Priester und einige Bischöfe im Gefängniß, um deportirt zu werden. An dem Tage, wo man sie auf offnen Wagen aus Langres führte nach Brest zu, machte ein Haufen junger Leute, worunter viele Jakobiner waren, eine Farze, deren gleichen man bisher in Langres gewiß noch niemals gesehen hatte. Sie kleideten sich als Päpste, Kardinäle, Bischöfe, Aebte, Weltpriester, Mönche und Nonnen, ritten auf Eseln, Ochsen und Steken, trugen Kreuze, Venerabels, Monstranzen, Weihwasser-Kessel, Rosenkränze u. dgl. In ihrer Gesellschaft befanden sich Juden, Spitzbuben, Türken mit Turban, und endlich kam der Teufel, der den Beschluß machte. Diese karrikaturmäßige Procession zog mit den zu deportirenden Priestern zum Thor hinaus, begleitete sie über eine Meile, und trieb allen ersinnlichen Spott mit den armen Leuten, welche durch die Versportung ihres heiligen Standes gewiß mehr gekränkt wurden, als durch die Deportation selbst.

Alle Priester, welche von da an entdeckt wurden, zog man ein, und wenn man gleich kein Verbrechen an ihnen fand, so wurden sie doch für verdächtig erklärt, und als Gefangene bewahrt. Man sezte nämlich voraus: daß Menschen, die ein Glaubenssystem zunftmäßig gelernt, und unter respektablen Vortheilen und Ansehn getrieben hätten, schon durch den hierarchischen Geist ihres Standes, wenn auch nicht durch den imponirenden Gehalt ihrer Zunftlehre, sich immer angetrieben fühlen würden, ein Staatssystem auf alle mögliche Art untergraben zu helfen, das ihr Kirchensystem auflößte, und ihr bisheriges kitzelndes Ansehn eben so tief herabsezte, als es ihr Beutel-Interesse finanzmäßig beschränkte. Die tägliche Erfahrung machte diese Voraussetzung durchaus nöthig. Priester, die vorher Bibel und Brevier bespottet hatten, um mit Voltaire's und Rousseau's Schriften sich brüstend auszuzeichnen, griffen in aller Andacht wieder zur Bibel und zum Brevier, als man sie praktisch zu dem führen wollte, womit sie vorher theoretisch geprahlt hatten. Pfaffengeist ist einmal so: selbst Christus schilderte ihn mit eben den Zügen; und was Friedrich der Große, von dem Mucken-Volk so oft und beißend bemerkt hat, zeigen dessen Anekdoten.

Um also das angefangne Werk durch Priester-Intriguen nicht länger hindern zu lassen, richteten die Jakobiner Adresse über Adresse an den National-Convent, daß er Maaßregeln ergreifen mögte, dem Unfuge vorzubeugen, welchen die Priester ohne Aufhören stifteten. Aber der Konvent, hieß es endlich, kann nicht helfen, so lange wir noch überhaupt Priester haben. Es war nämlich bekannt geworden, wenigstens hatte man es in ganz Frankreich ausgesprengt, daß der Papst den Priestern heimlich erlaubt habe, den National-Eid zu schwören, daß sie aber an diesen Eid dennoch gar nicht gebunden, sondern vielmehr verpflichtet seyn sollten, gerade gegen das Interesse der Republik, zum Besten der Monarchie und der Kirche unter der Hand mitzuwirken.

Ich kann nicht sagen, ob diese Erlaubniß des Papstes eine Erdichtung der Jakobiner gewesen sey, oder nicht. War es eine Erdichtung: so haben die Jakobiner nach ihrem Princip konsequent gehandelt: denn dieses bestand darin, daß man Alles thun dürfe, wenn es nur zur Gründung und Befestigung der Freyheit abzwecke: man müsse übrigens nicht so sehr auf die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit der Sache selbst sehen. Hat aber der Papst eine solche Dispensation wirklich gegeben: so hat auch er seinen jesuitisch-monarchischen

Grundsätzen sehr gemäß gehandelt: denn diese erlauben alles, wenn nur das hohe Wohl der Kirche — dadurch befördert und erhalten wird.

Kurz, man fand, daß so lange noch Priester und öffentliche Religionsübungen seyn würden, die Republik nicht bestehen könnte. Die Sache wegen der Religion kam demnach oft vor in den Berathschlagungen des Konvents, bis endlich der konstitutionelle Bischof von Paris — sein Name fällt mir nicht gleich bey — selbst öffentlich im Namen der gut- und ehrlich gesinnten Geistlichkeit antrug, daß man alle positive Religion abschaffen, und die Vernunft allein, als die hinreichende, und einzig sichere und reine Quelle der Wahrheit, und als die unwidersprechlichste Lehrmeisterin der menschlichen Glückseligkeit ansehen, und öffentlich autorisiren mögte: Und dieser Vorschlag, auf den man freilich schon lange gedacht hatte, wurde angenommen. Das geschah gegen das Ende des Jahres 1793.

Der National-Konvent dekretirte also, daß in Zukunft kein öffentlicher Gottesdienst, keine öffentliche Religion statt haben, und daß alle Symbole derselben, alle äußere Zeichen abgeschafft seyn sollten, *)

---

*) Das Dekret, welches den 3ten Ventos über die Ausübung des Gottesdienstes gegeben wurde, war wörtlich folgendes:

Welcher Triumph für die Jakobiner! Aber auch welcher Donnerschlag für alle die, welche

---

Der National-Konvent dekretirt auf vereinigten Vortrag der Wohlfahrts- Sicherheits- und Gesetzgebungs-Ausschüsse:

1.) Nach dem 7ten Art. der Rechts-Akte, und dem 122ten der Konstitution, kann die Ausübung keines Gottesdienstes gestöhrt werden.

2.) Die Republik besoldet keinen.

3.) Sie gestattet keinem ein Lokale, weder zum Kirchengebrauch, noch zur Priesterwohnung.

4.) Religionsgebräuche außerhalb dem dazu gewidmeten Bezirke sind nicht erlaubt.

5.) Das Gesetz erkennt keinen Geistlichen an. Keiner darf öffentlich mit den kirchlichen Kleidern, Zierrathen, oder in einem den Religions-Zeremonien gewidmeten Anzuge erscheinen.

6.) Jede Zusammenkunft von Bürgern, um irgend einen Gottesdienst zu halten, ist der obrigkeitlichen Aufsicht unterworfen. Diese Aufsicht beschränkt sich auf Polizey-Maaßregeln und öffentliche Sicherheit.

7.) Kein, einem Gottesdienste eignes Symbol kann auf einem öffentlichen Platz, oder äußerlich auf irgend eine Art ausgestellt werden. Keine Inschrift darf den Versammlungsort bezeichnen. Keine Proklamation oder öffentlicher Aufruf darf geschehen, um die Bürger dahin einzuladen.

8.) Die Gemeinden, oder Gemeinde-Abtheilungen sollen, als solche, kein Lokal zum Gebrauche des Gottesdienstes ersteben oder miethen.

9.) Es soll keine ewige oder lebenslängliche Schenkung, noch irgend eine Taxe erlaubt seyn, um die Ausgaben zu bestreiten.

10.) Wer durch Gewaltthätigkeit irgend einen Gottesdienst stöhrt, oder die Gegenstände desselben mishandelt, soll nach dem Polizeygesetze vom 22ten Jul, 1791, bestraft werden.

11.) Das Gesetz der zweyten Sansculottide im 2ten Jahre über die Pension der Geistlichen bleibt, und die Verfügungen desselben sollen nach ihrer Form und Inhalt vollstreckt werden.

12) Jedes Dekret, dessen Verfügungen dem gegenwärtigen Gesetze zuwider sind, ist abgeschafft.

noch steif und fest dem angewöhnten Systeme der Religion anhingen!

Die Folgen dieses Dekrets waren, daß sofort alle Priester nicht mehr Priester waren: sie traten wieder zurück in den gemeinen Bürgerstand, und genossen, im Falle sie sich sonst nicht nähren konnten, eine mäßige Besoldung. Sehr wenige von den konstitutionellen Priestern widersezten sich diesem Dekrete: die meisten gaben laut ihren Beyfall, und waren die ersten, welche in den Klubbs, und sonstwo, das Volk von dem Ungrunde jeder positiven Religion zu unterrichten suchten.

Es giebt Leute, welche nicht begreifen können, wie ganz Frankreich seine alte Religion so auf einmal habe fahren lassen können: und es wäre wirklich ein Wunderwerk, wenn das auf einmal geschehen wäre. Aber hatte man nicht nach und nach das alte katholische System, das vom Papste abhing, in ein neues konstitutionelles System, dessen Stütze die Autorität des Volkes war, verändert? Dieses neue konstitutionelle System wankte nur noch, und es kostete wenig Mühe, es zur gelegenen Zeit ganz umzuwerfen. Die Leute hingen nicht mehr an dem alten Systeme, und an das neue waren sie noch zu wenig gewöhnt, um es ohne Widerstreben nicht fahren zu lassen.

Der Konvent hat daher nicht sehr viel gewagt, als er die öffentliche Religion vernichtete: sein Schritt war genau berechnet, das Volk — durch die Jakobiner dazu vorbereitet, und die Mehrheit der Nation war ganz dafür empfänglich. Der gemeine Mann hat überdem nur einen Popanz von Religion, aber gesunden Menschenverstand meist immer genug, um über seinen alten Popanz endlich selbst zu spotten, sobald er auf das Unsinnige und Lächerliche desselben von einem sonst ehrlichen oder ansehnlichen Mann aufmerksam gemacht wird. Wahrlich, nur die hellste Religion ist die haltbarste Stütze der Moralität und des Staates! —

Achtzehntes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen.

Die Kirchen wurden, seit dem lezten Dekrete, bis auf weiteren Befehl blos zugeschlossen. Die Jakobiner aber, welche befürchteten, daß der Gottesdienst doch wieder hergestellt werden könnte, fanden für gut, die Kirchen, als die vornehmste Stütze desselben, gleich zu entheiligen und sie ihrer bisherigen Bestimmung zu entziehen. Sie brachten auch glücklich ein Dekret heraus, daß die Kirchen, und Priesterhäuser

für Nationalgüter erklärt wurden. Die Administration dieser neuen Güter wurde den Departementern und Distrikten übergeben. Neuer Triumph für die Jakobiner!

Die Kirchen wurden hierauf im ganzen Reiche verwüstet! Ich rede hier von den Pfarrkirchen und Kathedralen: dem die Klosterkirchen waren schon vorher meistens ausgeräumt, und zu profanem Gebrauch bestimmt worden.

Zu allererst warf man von den Thürmen alle Glocken herab, welche man größtentheils nach den Gießereyen schickte, um Kanonen und Mörser daraus gießen zu lassen. Auch wurde eine große Menge dicker Sous (gros sous) aus Glockenspeise gemünzt. Man ließ nur gerade so viele Glocken in den Städten und Dörfern, als zu den Thurm-Uhren erforderlich waren. — Von den Thürmen ging man in die Kirche selbst, nahm alles Gold, Silber, Edelsteine und andre Kostbarkeiten weg, womit z. B. die heiligen Reliquien geziert waren, und schickte das alles in den Schatz der Distrikte und Departementer. Die Meßgewänder wurden öffentlich auf dem Trödel verkauft, und die Kirchenleinwand, als Altar-Tücher, Alben, Röcheln, Humeralen u. dgl. in die Hospitäler geschickt. Das Holzwerk der Kirchen, als Altar, Kanzel, Orgel, Beichtstühle und Bänke, wurde an Tischler, der

Marmor an Marmorarbeiter, das Eisen an Schlös-
ser und Schmiede verkauft.

Daß Frankreich durch diese Zueignung einen Schatz gewonnen habe, größer, als ihn manche Protestanten schätzen mögen, kann man nicht bezweifeln. Man berechne einmal alle goldenen und silbernen Venerabels, Monstranzen, Kelche, Patenen, Bischofsstäbe, Weinkännchen, nebst ihren Tellern; alle silbernen Rauchfässer, Statuen, Leuchter, Kraukenkreuze und Ciborien; alle goldnen und silbernen Quäste und Borden an den Dalmatiken, Meßgewändern, Antipendien, Venerabels-Velen, Communiontüchern, Kanzelbehängen, Prozessions-Himmeln u. dgl.; alle Edelsteine um das Hostienbehältniß in den Venerabeln und Monstranzen, an den Einfassungen und Verzierungen der Reliquien; alle silbernen Särge für ganze Heiligen-Körper, nebst den silbernen Kapseln für einzelne Glieder; alle silbernen Ampeln, Engelchen, Heilige-Geist-Tauben, Jesus-Kindchen, und Votivtafeln für Menschen und Vieh; alle silbernen, zinnernen und bleyernen Orgelpfeifen, alle Weihwasser-Kessel von Kupfer, Messing oder Marmor, nebst dem Silberbeschlag an den Missalen; ferner alle feine Spitzen zu und an den Alben, Humeralen und Röcheln; dann alles Eisenwerk zu Gittern, Chorthüren, Ampelstangen,

Befestigungsstangen an den Altären, und zu Spindeln in den Glocken-Achsen: — das alles berechne man nach der Anzahl der Kathedral- Pfarr- und Kloster-Kirchen in ganz Frankreich, die Oratorien und Kapellen nicht einmal mitgerechnet; endlich erwäge man den Geist einer Religion, welche das Sünden-Conto durch fromme Stiftungen und Schenkungen so ganz und gar saldirt, daß noch ein Verdienst-Ueberschuß zu einem Wechsel übrig bleibt, den der liebe Gott dereinst im Himmel zu honoriren hat: — das Alles, sage ich, berechne man, berechne dazu die Kirch-Gebäude, die Priesterhäuser, Gärten, Grundstücke, Kirchhöfe und Kapitalien: und man wird die Millionen ansehnlich finden, welche der Aberglaube reichlich zusammengebracht und vermehrt hat, um die Wunden einer Nation dereinst damit heilen zu helfen, welche er ihr über ein Jahrtausend schlug. —

Die Bildsäulen der Heiligen von Stein und Gips wurden alle zerschlagen, und die hölzernen als Brennholz an Kauflustige verkauft. Alle Kruzifixe, alle Grabmäler und Mausoläen wurden vernichtet und eingerissen. — Die Volkssocietäten betrieben dieß vandalische Werk mit solchem Eifer, daß innerhalb weniger Zeit, Frankreich gar keinen Anstrich mehr hatte, als wenn die katholische Religion je darin geherrscht hätte. Weil aber die Ja-

Kobiner nichts mehr haßten, als das Kreuz, so ließen sie gleich anfangs die Kreuze von den Kirchthürmern herabschmeißen, und warteten nicht, bis man etwan einmal diese Thürme selbst demoliren würde. In Mâcon fiel ein Maurer, der so ein Kreuz von einem Thurme hinab werfen wollte, herunter, und brach das Genick. Der Kommentar der Devoten — läßt sich errathen.

Die Frauenzimmer trugen vorher Agnus-Dei und Kreuze am Halse. Aber jezt, da man dieses Zeichen überhaupt als ein antirevolutionäres Zeichen ansieht, untersteht sich keine weiter, auf ihren profanen Busen durch einen Schmuck aufmerksam zu machen, der die herzinnige Andacht der Anbeter von dem gekreuzigten Heiland so leicht zu den Schächern verirren läßt.

In Frankreich waren sonst sehr viele Reliquien als Heiligen-Leichname, Häupter, Beine u. s. f. auch viele heiligen Gnadenbilder. Man that einst den Vorschlag, diese Dinge, welche ehemals so viel Wunder gethan haben sollten, zu sammeln, und einmal, wenn der Friede hergestellt seyn würde, an fremde Völker, die auf dergleichen Sachen noch viel halten z. B. an die Herren Spanier, Italiäner, Oestreicher, Bayern u. s. w. zu verkaufen. Allein dieser Vorschlag wurde verworfen. Es soll und darf, schrieen die Jakobiner, nichts aus Frank-

reich kommen, was irgendwo Aberglauben und Pfafferey verbreiten könnte. Aus Frankreich soll andern Völkern Licht aufgehen! — Also wurden alle heiligen Ueberbleibsel, größtentheils unter tausend Sarkasmen von Seiten der Jakobiner, vernichtet.

In Dijon war eine heilige Hostie, welche durch ganz Frankreich berühmt war, und vielen Zulauf durch Wallfahrten hatte, auch sehr viele Wunder wirken sollte. Diese heilige Hostie war von einem gottlosen Priester in Palermo vorzeiten konsekrirt, und an einen Juden für viel Geld verkauft worden. Der Jude stach auf der Hochzeit seiner Tochter, nebst seinen Freunden, mit Federmessern in die Hostie, und, siehe, es floß sofort Blut in reichem Maße hervor. Die Juden erschracken und fielen wie todt zur Erde, die Hostie aber erhob sich, fuhr zum Fenster hinaus, und schwebte in großer Glorie und Herrlichkeit, mit Strahlen umgeben, hoch in der Luft. Der Erzbischof, ein frommer, heiliger Mann, erfuhr dieß, kam fluchs mit der Klerisey in Procession, fiel vor die Hostie auf die Kniee, begann seine Beschwörung, und die Hostie sank in des Erzbischofs heilige Hände. Der Erzbischof trug sie in Procession nach der Kathedralkirche, und verwahrte sie im Hochaltar. Der Papst vernahm die Begebenheit, und hörte von den unbeschreibli-

chen Wundern, welche die Hostie in Palermo wirkte. Er befahl also, daß man sie nach Rom bringen sollte, um da nach Würden verehrt zu werden. Als das Schiff in Begriff war, abzufahren, tobte das Meer schrecklich, aber kaum war die h. Hostie im Schiffe: so legte sich der Wind, und wurde so günstig, daß die Fahrt von statten ging, auch ohne Ruder und Segel. In Rom wirkte die Hostie von neuem unzählige Wunder.

Lange hernach vermählte sich ein Herzog von Burgund, Philipp II, mit dem Beynamen der Gute, mit der Portugiesischen Prinzessin Isabella. Diese nahm ihren Weg über Rom, um den Segen des h. Vaters einzuholen. Eugenius IV war damals Papst, und gerührt von der Frömmigkeit der Prinzessin, und von den Geschenken, die sie dem römischen Stuhl reichlich verehrte, gab er ihr die heilige Hostie. Die Prinzessin brachte, durch Hülfe eines Priesters diesen göttlichen Schatz nach Dijon, der Residenz der Herzoge von Burgund. Hier ließ sie ihr zu Ehren eine Kirche erbauen, welche dem Erzengel Michael geweiht wurde. In dieser Kirche ließ sie obendrein eine prächtige Kapelle aufführen, worin die h. Hostie auf einem massiv silbernen Altar in einer goldnen, mit Edelsteinen besezten Monstranz verehrt ward.

Seit jener Zeit, das ist, seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, hat nun diese h. Hostie gar viele neue Wunder gewirkt, und man hat aus ganz Frankreich Wallfahrten zu ihr angestellt. Sie hatte ihre ganz eignen Kanonikos. Im Jahr 1794, im April, wurde aber Kapelle und Altar zerstöhrt, und die h. Hostie in eine glühende Kohlpfanne geworfen, wo sie auch verbrannt ist, ohne irgend ein Zeichen ihrer ehemaligen göttlichen Allmacht. Bey dieser Exekution erwarteten freilich alle fromme Dijoner eine Rettung des weltberühmten Heiligthums durch ein Wunder. Aber — als kein Wunder erfolgte, und die arme Hostie sich ganz geduldig zernichten ließ, fingen auch solche über die Reliquien an zu räsonniren, welche vorher ihr Leben dafür gegeben hätten.

Der Sturz der christlichen Religion in Frankreich zog auch den der jüdischen nach sich: die Synagogen wurden verboten, und eben so, wie die christlichen Kirchen zugeschlossen. Auch hat das Judenthum drey Märtyrer gehabt, welche eher sterben, als den Schabes u. dgleichen aufgeben wollten. Aber die vernünftigern Juden, deren es hier und da auch in Frankreich giebt, ließen sich die neue Einrichtung gefallen, arbeiteten am Schabes, ließen ihren Knaben die Vorhaut, aßen Schweinefleisch und zogen mit zu Felde. Man muß in-

deß wissen, daß sich die Israelitischen Glaubensgenossen nicht so häufig in Frankreich, wie in Deutschland, Polen u. s. w. befinden: es giebt ganze Departementer, wo kein Jude zu sehen ist.

Die Herren Maçons oder Freymäurer mußten ihre Gesellschaften ebenfalls aufgeben. Sie thaten dieß, entsagten ihrer Zusammenkunft, und schlossen sich an die Jakobiner; ja, man wollte sogar behaupten, daß die Hauptsache der Jakobiner schon von Crömwels Zeiten an, der vornehmste Gegenstand der Freymäurerey gewesen sey. Wenn das ist, so hatten die Bischöfe in Frankreich wohl nicht unrecht, als sie schon vor vielen Jahren die Aufhebung dieses Ordens motivirten, und ihn als dem Staate d. i. dem Königthum, und der Religion d. i. den Pfaffen und der Hierarchie schädlich darstellten. *)

---

*) Wie in Deutschland, so auch in Frankreich gab es viele, die über den Ursprung, das Wesen und den Zweck der Freymäurerey ihr Urtheil hören ließen. Eine unbefriedigte Neugierde und etwas Neid zuweilen, ist die Quelle der Vermuthung und der Debatten darüber. Viele wissen nicht einmal, wie die Freymäurerey bey uns zuerst entstanden ist. In Deutschland entstand sie, als Ausländer hier anfingen, das Christenthum, oder vielmehr das ascetische Papstthum autorisirt einzuführen. — Reines Christenthum war damals in Rom durchaus nicht, folglich konnte man es den Deutschen von da auch nur verfälscht und bebrämt zuführen. — Die ersten Ankömmlinge in Deutschland, Mönche, fanden es sumpfig und waldig, und

Auch die Zerstörung der Mausoläen war eine Folge der Aufhebung des öffentlichen Gottesdien=

wählten zu ihrem Wohnsitz Berge, zumal in der Nähe von Flüssen. Jene umgab eine minder ungesunde Luft, und in diesen fanden sie Fische zu ihren Fastenspeisen; und von den Kühen auf den Wiesen am Flusse konnten sie Milch haben. — Diese Leute kultivirten physisch und moralisch nach ihrer Art, wie es gehen wollte. Nach und nach kamen mehrere, auch Bischöfe, Grafen u. dgl. unter Karl dem Großen. Sie sollten Klöster, Kirchen und Häuser haben. Geschickte und hinreichende Baumeister fand man in Deutschland nicht; und die in Italien hatten keine Lust zum Lande der Wölfe und Bären. In Italien standen sie unter strenger Aufsicht, und ihr Arbeitslohn war taxmäßig festgesezt. Wer nun, erklärte man, mit nach Deutschland zieht, um dort bauen zu helfen, soll von alle dem frey seyn. Dieß lockte: man benedicirte ihre Professions=Insignien, eximirte sie von höherer Aufsicht und der Taxe: und so hatten sie Freymauern und die Erlaubniß, soviel Gesellen anzunehmen, als sie für gut fanden. Endlich, wen die Aufsicht der Bischöfe und Gaugrafen nicht behagte, ließ sich, er mogte seyn, wer er wollte, Mäurer oder nicht Mäurer, als Mitglied bey der Mäurer=Zunft aufnehmen, erhielt sein Zeichen, und war von der strengen Aufsicht frey, wie die Herren in Spanien, die sich aus eben der Absicht bey der Hermandad, als Gehülfen des Inquisitionsgerichts, aufnehmen lassen. Dieß ist der Ursprung des Namens und der Sache der ersten Freymäuerey in Deutschland.

Die wahren oder eigentlichen Freymäurer misbrauchten ihre Freyheit, und mit der Zeit war man genöthigt, sie wieder, wie jede andern Zunftgenossen, nach den Gesetzen einzuschränken. Aus Freymäurern wurden also wieder gebundene Mäurer. Die Schein=Freymäurer sezten indeß ihre Verbindung und Zusammenkunft fort, und die vorher eigentliche Kunstsprache ward uneigentlich oder tropisch, so wie ihr Zweck jezt hieroglyphisch=moralisch ward. Die Cultur der Wissenschaften stieg, man lernte die Mysterien der Alten kennen, man modelte nach, modificierte weiter nach diesem und jenem, bis endlich die jezt nur sogenannte Freymäuerey das ward, was sie gegenwärtig ist — eine geschlossene Gesellschaft meist einsichtiger, würdiger Männer, deren Hauptberuf es ist, gewisse gesellschaftliche Pflichten vorzüglich auszuüben. —

ftes. Zerstört die Ueberbleibsel der Tyrannen, schrieen die Jakobiner: und die Gebeine der Könige und der Großen wurden herausgegraben. *)

Ueber die Entstehung der Freymäurerey in England zu Erreichung politischer Zwecke, während Cromwel dominirte, lese man das Buch: „Aufklärung über wichtige Gegenstände in der Freymäurerey, besonders über die Entstehung derselben ohne alle Schwärmerey."

Noch eins zum voriaen! Wer heutzutage auf Iburg bey Osnabrück, auf Hutsburg bey Halberstadt, oder auf dem Petersberg bey Halle — der schönen Aussicht sich freuet, lobt den Geschmeck und die Klugheit der ersten Anbauer. Aber weite Aussichten über Wald und Haine und Sümpfe gab es auf den hohen Bergen vorzeiten wohl; nur noch keine schönen: dazu fehlte es an der abwechselnden Mannigfaltigkeit in den Natur- und Kunst-Parthieen. Das schattirte Spiel von Städten, Dörfern, Burgen, Gasthöfen und Mühlen zwischen Wiesen, Hainen, Feldern und Wäldern entstand erst lange nachher. Auch lebten die moralisch-kastrirten Phantasienbrüter der damaligen Zeit mehr in ihrem Ideenhimmel, als im ästhetischen Naturhimmel der Sinne. Also nur die Sorge für ihre Gesundheit und für etwas mehr Sicherheit bewog sie, wie alle alten Bergbewohner, ihren Aufenthalt auf hohen Bergen zu nehmen. Die Benennung von Mons serenus für den Petersberg in ältern Urkunden, scheint dieß mit zu bestätigen.

Jenes verwechselnde Urtheil mahnt mich indeß gar treffend: wie täuschend auch viele Theologen das schon in der Bibel finden wollen, was der Kunstfleiß eines Semlers, Kants und Anderer, durch Hume's Voltaire's und Lessings Scharfblick geweckt, auf dem Boden der Bibel — dieser skizirten Kopie der moralischen Natur des Menschen: denn was da drüber ist, ist nicht zum Heile — erst aufgeräumt, und nachher nach der Symetrie der allgemeinen Vernunft gleichsam neu aufgeführt haben.

Decipimur specie Recti! —

*) Die Menschen bleiben immer Menschen — schrieb Wedekind an Gregoire über den Vandalismus in Strasburg. — Sollten wir nicht vielmehr das Andenken jedes Unsinns heiligen, um unsere Nachkommen zu bewahren, daß sie nicht von

Die berühmte Abtey zu St. Denis, nicht weit von Paris, ist jezt ein Hospital, und die Gruft der Könige — eine Holzniederlage. Die metallenen Särge der Könige und der Personen aus der königlichen Familie sind eingeschmolzen, und die Gebeine wurden sonstwohin begraben, verbraunt, ja, je nachdem sie es verdient hatten, sogar zerstreut und vom Pöbel verunehrt und beschimpft. Selbst Ludwig XIV liegt nicht mehr ganz beysammen: der stolze Ludwig! Es ist wahrlich eine seltsame Katastrophe in den menschlichen Dingen!

Ille Iugurthino clarus Cimbroque triumpho,
Quo victrix toties Consule Roma fuit,
In coeno Marius jacuit, cannaque paluſtri,
Pertulit et tanto multa pudenda viro!

Augustus fand zu Alexandria noch den Sarg des Erbauers dieser Stadt, „Alexanders des Großen, welchen Ptolemäus Lagi dahin hatte bringen lassen. Er ließ den Sarg öffnen, fand aber nur noch die Hirnschale und einige Gebeine des

---

neuem in ihn verfallen? Nicht die Vernunft, sondern ihre Geschichte, sichert das Volk gegen die moralischen und politischen Krankheiten der Vorzeit. Werkzeuge der Henker, Kronen, Scepter, kurz alles, was an die vorigen Zeiten des Königthums erinnern kann, sollte in Nationalgebäuden aufbewahrt, und jährlich einmal der Jugend vorgezeigt werden. Nehmt weg alles, was euch an die vorigen Zeiten erinnern kann: und ihr lauft Gefahr, daß es euren Nachkommen gehe, wie den Kindern, welche giftige Beeren aßen, weil sie nicht wußten, daß es giftige Beeren waren. —

seltsamen Mannes, qui res humanas miscuit olim. Der römische Tyrann — der Unterdrücker der Freyheit Roms, so gute Eigenschaften er sonst auch haben mogte, verdient allerdings diesen Namen, und selbst Friedrich der Zweyte (!) nennt ihn so.*) — also der römische Tyrann weinte, daß von dem Weltverwüstenden Helden nichts mehr, als so eine Kleinigkeit übrig war. Wer in seinem Leben an der ganzen Welt nicht genug gehabt hatte, hatte nach seinem Tode genug an einem Sarge!**) Darüber weinte Augustus, und Augustus blieb Tyrann. Der Herrschgeist ist einmal nicht anders!

Aber wenn eine Nation noch nöthig findet, sich an der Asche ihrer ehemaligen Beherrscher zu rächen, und deren längst vermorschte Knochen der Beschimpfung preis zu geben: dann muß es doch eben nicht die höchste Ehre des Menschen seyn — Nationen zu beherrschen! —

Zwischen Beherrschen und Beherrschen ist indeß ein Unterschied, wie unter dem Eindruck, den der gute und arge Beherrscher noch bis auf die segnende oder fluchende Nachwelt zurückläßt. Man sah dieß neuerdings in Frankreich bestätiget. So

---

*) Eloge de Voltaire S. 2.

**) — — Quem totus non capit orbis,
Urna capit.

stürmisch die Nation in ihrem Hasse gegen das Königthum verfuhr, so gerecht zeigte sie sich jedoch gegen Könige von Verdienst. So wurde Heinrich IV, und Ludwig XII, dem ehemals das französische Volk den schönen Beynamen des Vaters des Volkes gab, auch bey der Zerstörung der Gruft zu St. Denis verschont; und ihre ehrwürdigen Reste wurden mit dem lauten Zuruf der Bürger: „Es sind gute Könige gewesen! Ihre Gebeine sind uns heilig!“ in allen Ehren beerdiget.

Zu Dijon im Karthäuserkloster in der Vorstadt lagen die Herzoge von Burgund aus der jüngern Linie mit ihrer Familie begraben. *) Auch diesen ließen die Jakobiner im Grabe keine Ruhe. Die längst vermauerte Gruft wurde aufgebrochen, die Särge eröffnet, und was brauchbar darin war, besonders ein schöner mit Edelsteinen besezter Degen des Herzogs Johannis intrepidi (Jean sans peur) weggenommen, die zinnernen Särge an die Zinngießer verkauft, und die Gebeine der alten Burgundischen Regenten auf einem Schubkarren hinausgefahren und in ganz gemeine Erde verscharrt. Ich sprach einmal in Dijon über diese Begebenheit,

*) Diese Linie fängt mit Philipp, dem Kühnen, Königs Johannis Sohn, 1363 an, und endigt sich mit Karl, dem Kühnen, 1477.

und wunderte mich, daß man die alten Herzoge nicht habe ruhen lassen. Ey was, Herzoge! erwiederte ein Bürger: es waren Blutsauger, die alten Tyrannen von Burgund; und Tyrannen verdienen Verfolgung im Leben, und Schimpf und Schande nach dem Tode. —

Die Universitäten, deren es viele in Frankreich gab, wurden eben so wie die Gymnasien und Schulen samt und sonders aufgehoben. Viele waren vorher schon von selbst eingegangen, aus Mangel an Schülern: Aber nun kassirte man die gelehrten Innungen als höchst schädlich, und der Republik nachtheilig. Man betrachtete sie als Pflanzschulen, deren alter scholastischer Zuschnitt nur der abgeschafften Staatsform entsprochen hätte; die keinen Kopf eine andere Richtung hätte nehmen lassen, als die für Pfafferey und Despotie; ja, die sogar jedes aufkeimende Genie, das in den höhern und hellen Ton nur leise zu stimmen suchte, mit Gewalt gedempft, und in die Schul-Akkorden der barbarischen Jahrhunderte gezwängt hätten; die endlich nicht eher eine angemeßne Umänderung zuließen, bis man sie mit Stumpf und Stiel vertilgt hätte.

Herr Salzmann hat unter andern Wahrheiten, welche sein Carl von Carlsberg enthält, mehrmals gesagt, daß die Universitäten zu

den lächerlichen Anomalien gehören, welche das Menschengeschlecht verhunzen helfen: aber in Deutschland hat man das mit Beyfall gelesen, vielleicht hat man auch Herrn Salzmann Recht gegeben; und doch sind die gelehrten Handwerkslogen geblieben, wie vorher. Daß die Universitäten, diese privilegiirten Dünkel-Fabriken, — wegen ihrer Universitätsheit —, noch immer in derselben Barbarey liegen, worin sie vor 300 Jahren gelegen sind, beweisen unter andern die Promotionen, die akademische Polizey, und die seltsame Art, die Wissenschaften zu lehren und den Kursus abzumachen. — In Frankreich hat man diese Barbarey gehoben, indem man die Gelehrsamkeits-Innungen aufhob. Indessen werden jezt gewisse nüzliche Wissenschaften dafür desto unbefangner, und also mit mehr Interesse und Nachdruck gelehrt; und in Zukunft läßt sich noch wahres Wachsthum der menschlichen Kenntniß durch die Bemühungen der freyen Franzosen erwarten, wie wir weiter unten sehen werden.

Die lateinischen Schulen hatten das Schicksal der Universitäten: sie wurden ebenfalls kassirt.

Auch die ehemals berühmten Akademien existiren nicht mehr; doch davon rede ich in dem Kapitel von dem jetzigen Zustand der Gelehrsamkeit in Frankreich.

Die Schulen auf den Dörfern wurden eben so weggeschafft, wie die in den Städten, und die Schulmeister durften den Katechismus durchaus nicht mehr lehren. Ehedem bestand der Unterricht des gemeinen Mannes in Frankreich blos im Katechismus. Selten lernte jemand, zumal in den erbärmlichen Dorfschulen, schreiben, und noch seltner rechnen: ein elender Katechismus, der nur Frazzen enthielt, und den gesunden Menschenverstand ganz und gar verkrüppelte, wurde auswendig gelernt, und mit Prügeln kommentirt. —

In den Städten war der Unterricht der gemeinen, nicht für die Studien bestimmten Jugend eben so elend. Daher auch die große Unwissenheit des gemeinen Mannes in Frankreich! Und eben daher die nicht lange anhaltende Schwierigkeit, die gemeinen Franzosen über ihre Katechismus- und Pfaffen-Religion mit Spott und Lachen wegzubringen. Dieß mögen die sich merken, die, wie mit Blindheit geschlagen, von dem Popanz der kirchlichen Phantasie-Religion mehr erwarten, als von der hellen und immer und überall stichhaltenden Religion der Vernunft. Zu hoch für den gemeinen Mann ist diese gewiß nicht: denn sie ist für alle Menschen. — Unterricht! Unterricht!! —

Um solche Schulen war es also nicht nur nicht Schade, sondern Vortheil, und sie mußten eingestellt werden, wenn die Revolution ganz zu Stande kommen sollte. — Doch sah man zugleich ein, daß das Volk Unterricht haben müßte; und schon im Jahr 1793 wurde ein Comité de l'instruction festgesezt, welche herrliche Vorschläge für den gemeinen Unterricht gethan hat. Doch davon zu seiner Zeit.

Daß bey der Aufhebung der öffentlichen Religion in Frankreich manche Excesse von rasenden Jacobinern und ihren Anhängern, den Sanscülotten, sind verübt worden, kann man um so eher denken, da alles so schnell und mitunter tumultuarisch zuging. Dahin gehört unter andern, daß die Sanscülotten — diesen Namen führten 1793 und 94 alle die, welche für ächte Patrioten gehalten seyn wollten — in die Häuser liefen, und da die Bilder, Rosenkränze und Gebetbücher mir nichts dir nichts, wegnahmen, zerschmissen und zerrissen, und jeden insultirten, welcher sich diesem Muthwillen widersezte. Besonders verfolgte man die Rosenkränze und die Mutter-Gottes-Bilder, welche man ohne Gnade alle zerschlug. Bey dieser Gelegenheit wurden auch die Bilder der Könige und anderer hohen Personen zerrissen und vernichtet. Jeder Hauswirth war gehalten, alle Zimmer den

Sansculotten aufzumachen, damit sie nachsehen konnten, ob kein kontrerevolutionnärer Quark (ordures contrerévolutionnaires) sich fände; und wenn einer nicht aufmachen wollte, so schlugen die Sansculotten die Thüren mit Gewalt auf.

Nach der Eroberung von Lyon fanden sich Haufen von Sansculotten, welche die Gegenden um Lyon, Vienne, bis nach Toulon hinab, durchrennten, sich den Namen Bataillons révolutionnaires gaben, und allerley Unfug ausübten. Da ich die Ehre gehabt habe, diese Herren näher kennen zu lernen, auch einige Zeit, selbst als Sansculotte, mit ihnen herumgezogen bin, so werde ich meinen Lesern in einem eignen Kapitel am gehörigen Orte artige Nachrichten von ihnen mitzutheilen.

Neunzehntes Kapitel.

Beschluß des Vorigen.

Robespierre, welcher um diese Zeit in Frankreich das höchste Ansehn, sowohl im Konvent als unter den Jakobinern hatte, wollte doch dem Volke, das einmal an Versammlungen zu gewisser Zeit gewöhnt war, ein Etwas geben, das anstatt der

Religion die öffentliche Meynung leiten sollte: aber nun fragte sich: was?

Sollte man einen neuen Gottesdienst einführen? Das wäre höchst inkonsequent gewesen! Nein, es mußte, so zu sagen, eine Anarchie in der Religion entstehen, und um diese Anarchie herbeyzuführen, beschloß der Konvent, daß in jeder Stadt, auch in jedem Dorfe, ein Tempel der Vernunft seyn könnte, nicht seyn müßte. In diesem Tempel der Vernunft sollten alle zehn Tage Reden gehalten werden können zur Begründung der ächten Bürgertugenden, und der Ausrottung des Aberglaubens, d. i. der bisherigen öffentlichen Religion.

Die Jakobiner, deren Namen damals Legion hieß, bemeisterten sich sofort dieses Tempels, und nur ächte Jakobiner hielten die Reden darin. Gewöhnlich waren die Kathedralkirchen, oder sonst die vornehmsten dazu ausersehen, und der Redner bestieg an den festgesezten Tagen die Kanzel. Weil aber auch diese als ein schädliches und verhaßtes Erinnerungsmittel, den Jakobinern ein Dorn in den Augen war, so riß man sie überall ein, und errichtete für den Redner eine eigne Bühne.

Die Reden mußten jedesmal zuvor im Jakobinerklub vorgelegt und geprüft werden, damit ja nichts darin vorkäme, was nur von weitem nach

Royalismus oder Christenthum schmeckte. Sogar durfte von Gott, dessen Regierung, und von der Unsterblichkeit der Seele nicht ein Wort einfließen: Auch die Begriffe über diese Dinge sollten durch eine Art von Anarchie geläutert werden. Kam so etwas vor, so wurde es gestrichen; und hatte der Verfasser gar Einiges zu Gunsten der Bibel u. s. w. gesagt, so ward er obendrein deshalb noch verantwortlich.

Den Inhalt dieser Reden können meine Leser schon errathen. Sie rollirten meistens über Freyheit, Gleichheit und Vaterlandsliebe; über Haß und Vernichtung der Tyranney und der Pfaffen, und mit unter kamen derbe Ausfälle auf den Stifter der christlichen Lehre, auf seine Mutter und seine Apostel vor. Der Vater Papst wurde vollends nicht geschont, und die sonst ehrwürdigen Gebräuche der Religion in Frankreich, die Messe, Sakramente, Fegfeuer u. dgl. fertigte man mit derben Sarkasmen ab. Beyher wurden auch die Gesetze erklärt, und das Volk zur Befolgung derselben aufgemuntert.

In Colmar hörte ich die erste Rede im Tempel der Vernunft. Der Prokurator Glocsin — von dem man bald mehr lesen wird — hielt sie mit allem Pathos über das Recht der Völker, ihre Tyrannen zu richten, wenn sie das Volk drücken,

und die Gesetze nach Belieben beleidigen. Er bemühte sich, besonders darzuthun, daß der Satz: die Obrigkeit ist von Gott, grundfalsch sey, indem Gott, man möge sich dieses Wesen denken, wie man wolle, unmöglich die Wege billigen könne, auf welchen die ersten Regenten zur Herrschaft gekommen wären. Hat etwan, sagte er, Gott den ersten Franken-Herzog zum Könige in Gallien gemacht? Clovis war ein Ruchloser, ein Erzräuber! Sein Recht auf Gallien war das Recht des Räubers auf das Gut des unbewaffneten Wanderers, oder das Recht der Sklavenhändler auf die Freyheit der armen Afrikaner. Aber, fuhr er fort, wenn Gott dem Clovis das Recht über Gallien gegeben hat, wenn Gallien demnach rechtmäßig auf Clovis Nachkommen fortgeerbt ist: wer gab dann dem Pipin das Recht, die Herrschaft dem Stamme des Clovis zu entreißen, und auf seine Familie zu bringen? Und wie ist hernach dieses Recht auf die kapetingische Familie gekommen, woraus unsre lezten Tyrannen gewesen sind? Lauter Widersprüche! Wenn Gott die Menschen erschaffen hat, so hat er sie frey erschaffen: das Recht der Fürsten hat seinen Ursprung nicht in der göttlichen Regierung, sondern in der Dummheit der Menschen, und in ihrem Sklavensinn. — Die Völker Europens, fügte er hinzu, werden

uns jezt hassen, weil wir dem Ludwig Capet die Gewalt, uns zu tyranniſiren, genommen, und ihn für seine Bosheit bestraft haben. Aber die Zeit wird kommen, wo eben diese Völker unserm Beyspiele folgen werden.

Reden von dieser und ähnlicher Art habe ich viele gehört, und mitunter einige, die allerdings verdienten gehört, gelesen und beherzigt zu werden. Da sie allemal höchstwichtige Gegenstände abhandelten, und der Redner frey untersuchen und sprechen durfte, so fehlte es selten an Gründlichkeit und Stärke. *) Vorzüglich gute Reden wurden gedruckt, herumgeschickt, und hernach in allen Weinhäusern und Gesellschaften vorgelesen, bekommentirt und beexegesirt, und so wurde deren Inhalt immer mehr wirksam gemacht. Es würde mich zu weit führen, wenn ich Proben davon hier liefern wollte: aber nur noch etwas Geduld, und man erhält aus meinem reichen Vorrath: Laukhards Ausbeute in Frankreich für Theologen, Politiker und Kosmopoliten.

Es stand jederman frey, an der Zusammenkunft im Tempel der Vernunft Theil zu nehmen. Jeder gute Patriot fand sich ein, die Neugierigen

---

*) Wer frey denkt, denkt gut — sagt Haller; und in den Verlocken an den Schillerschen Musenalmanach heißt es S. 10: „Meisterwerke gedeihn nie, wenn ein Nero gebeut.“

auch, und so war die Versammlung immer sehr ansehnlich und zahlreich. Die Worte: Tempel der Vernunft standen mit großen goldenen Buchstaben über den Thüren der ehemaligen Tempel des Aberglaubens. Oft wurden drey, vier und mehrere Reden an einer Dekade gehalten, und man kam oft erst Abends um zehn, elf Uhr aus der lezten. Zum Einschläfern war keine. —

Das Zeichen zum Anfang jeder Versammlung wurde mit Läuten einer Glocke gegeben, aber auf ganz andere Art wie zu dem Gottesdienste bey uns: die Glocke wurde blos einseitig angeschlagen. Der Anfang dieses Vernunft-Dienstes, oder dieser Vernunft-Huldigung, wenn man so sagen darf, wurde mit Absingung gewisser Lieder gemacht, wozu auch Instrumente gespielt wurden. Die Lieder waren aus den Sammlungen republikanischer Gesänge, welche man jezt in Frankreich sehr häufig, gut und enthusiastisch-belebend hat. Vorzüglich wurde der Marseiller Marsch musicirt und gesungen. Der Beschluß geschah wieder mit einem republikanischen Liede.

So hatte denn Frankreich am Ende des Jahres 1793 bis in den Sommer 1794 gar keine eigentliche Religion, welche öffentlich wäre geübt worden, nicht einmal eine öffentliche natürliche: denn diese erfordert wenigstens öffentliches Bekenntniß

des Daseyns Gottes, und der Unsterblichkeit der Seele, als Beweggründe der Moral. Aber in Frankreich sollte alle Moral aus dem Bürgersinn, aus dem Patriotismus geleitet werden. Ueber diese Quelle, die in die Sinne fällt, konnte man bürgerlich wachen, und sie durch Gesetze läutern und festen Fußes verfolgen. Das hieß den Sinn-Menschen sinnlich fixiren, wie jede Regierung, als öffentliche, äußere Gewalt, dieß eigentlich nur sollte, weil sie dieß eigentlich nur kann, und weil es unweise und unklug ist, nothwendige, gewisse Zwecke von der Wirksamkeit zufälliger und ungewisser Mittel zu erwarten. Daseyn Gottes und Unsterblichkeit der Seele kann man bezweifeln, *) aber nicht, daß ich ein schlechter

*) „Wir wissen, schrieb Voltaire an M. d'Angerson, sehr gut, daß diese und jene Sottisen (bey Gott und Seele) nicht statt finden, aber wir sind sehr mittelmäßig unterrichtet über das, was sie sind. — Allein, wenn wir gewisse Dinge, die ein wenig delikat sind, nicht begreifen, so ist es wahrscheinlich, daß es nicht nothwendig sey, daß wir sie begreifen sollen. Wenn gewisse Dinge durchaus nothwendig wären, so würden alle Menschen sie haben, wie alle Pferde Füße haben. Man kann ziemlich versichert seyn, daß das, was nicht durchaus nothwendig ist für alle Menschen, zu jeder Zeit, und an jedem Orte, auch nicht nothwendig sey für irgend einen. Diese Wahrheit ist ein Polster, worauf man ruhig schlafen kann: das Uebrige ist ein ewiger Gegenstand fürs Streiten zum Pro und Contra." (Oeuvres compl. à Basle, T. 94. p. 70.) Wer die Wichtigkeit der Zweifel an die wichtigern übersinnlichen Begriffe näher prüfen will, dem empfehle ich das Buch

Bürger bin, sobald ich die Gesetze übertrete, die mich nach dem erklärten Willen meiner Nation zum guten Bürger haben wollen.

Man hat so oft und so viel gesagt, und sagt es noch, daß kein Staat ohne öffentliche Religion d. h. ohne öffentlich gehandhabten Glauben an unsichtbare Dinge bestehen könne. Ich mag nicht weiter untersuchen, wie weit diese Behauptung gegründet sey. Aber fragen mögte ich doch: ob die Franzosen, nach Abschaffung aller öffentlichen Religion, schlechter geworden seyen, als sie waren, da sie noch Pfaffen, Messe, Sakramente und allen religiösen Schnickschnack vollauf hatten? Die ganze französische Geschichte von 1793 und 1794 zeigt, daß das Volk in Frankreich wenigstens nicht schlechter geworden ist, nachdem die öffentliche Religion abgeschafft war: denn gerade um diese Zeit besiegten sie alle ihre Feinde. Es mag daher doch nicht so allgemein wahr seyn, daß man Kirchen, Pfaffen, Glaubens-Einigkeit u. s. w. haben müsse, um als Staat zu bestehen: ja, ein Volk ohne alle Religion ließe sich noch immer als Volk und

---

unter dem Titel: Die gesunde Vernunft, oder die übernatürlichen Begriffe im Widerspruche mit den natürlichen. London, 1788. Da kann man S. 261. sehen, warum die einsichtigern und klügern Völker und Menschen auf Kirchen-Religion am wenigsten halten, am meisten aber die dummen und trägen.

gesittetes, d. i. nach guten Gesetzen regiertes Volk denken. Noch mehr, wenn man Christi Lehre rein auffaßt, und sie von aller Einwirkung der Zeit, des Orts und der Personen entblößt: so war ihr Zweck unwidersprechlich: die Moral der Vernunft zur Alleinherrscherin in der Gesellschaft zu machen, und die Religion als die Privatsache des einzelnen Menschen aufzustellen. Dadurch war das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft im ganzen gesichert, aber die Gewissensfreiheit der Bürger im Einzelnen von der gewaltthätigen Bedrückung und Fesselung der Priester auch erlöset. Vorher war Alles Priester-Religion, und durch diese Alles den Priestern sklavisch unterworfen. Um nun von diesem Joche die Menschen zu befreyen, lehrte Christus: daß die wahre Würde und das wahre Wohl des Menschen nur durch eignes Handeln, nur durch Moral, und nicht durch Opfer und den übrigen Apparat der Priester-Religion begründet und gesichert werden könne.

In diese Fußstapfen traten alle einsichtige Fürsten, welche die Kunst inne hatten, den Menschen nach dem Menschen, und nicht nach phantastischer Priester-Maschinerie zu behandeln. „In meinem Lande, sagte Friedrich, der Zweyte, kann jeder glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist.“ Das war ganz in Christi Lehrsinn, ganz Christlich in

dem Munde eines philosophischen Königs! Und unter solchen Königen bedarf das Volk keiner positiven Zwangs-Religion, um mit seinem Haupte — welches ein Einziger oder Mehrere seyn mögen — als Staat zu bestehen.

Aber sobald man ein dummes, sklavisches Volk mit einem Regenten denkt, dessen Willkühr Gesetz, und dessen Grillen unverbrüchliche Vorschriften sind, und der es für seine Oberverwaltungsamt angemeßner hält, Sklaven sklavisch weiter zu beherrschen, als sie und sich durch zweckmäßige Cultur zu veredeln, um über Menschen Menschenwürdig zu herrschen: dann freilich scheint es, daß ein solches Volk unter einem solchen Fürsten eine Hohepriester-Religion nöthig habe, die den lieben Gott zum Popanz und zum eigensinnigen Tyrannen herabwürdige, und ihn ja nicht, wie Christus that, als den liebevollen Vater aller Geschöpfe, vorzüglich der vernünftigen, darstelle.

Eine solche Religion mit einem solchen Gotte ersezt dann freilich bey einem solchen Volke durch die Gewalt der Phantasie das, was die Regierungskunst in der Stärke der Vernunft des Oberverwalters, oder in der Staatsverfassung für dieses Volk nicht findet. Keiner hat diese theologisch-politische Maschinerie stärker ins Licht gestellt, als der einsichtige und freymüthige Verfasser von dem

„Erweis des himmelweiten Unterschieds der Moral von der Religion.“ *)

„Die ganze Orakel-Theologie und (Orakel-) Religion — sagt er S. 308 — ist so angelegt, daß sie den Leuten von Kindesbeinen an Furcht und Schrecken vor einem zornigen Gott und dessen ewigbrennender Hölle einjage, und ihre Gemüther immer auf der Folterbank peinlicher Unruhe und schrecklicher Besorgnisse über erdichtete abscheuliche Gefahren gespannt erhalte. Dieß ist der listige Kunstgriff, sie mit den beschwerlichsten Abgaben zu steuern, ihre geängstigte Selbstliebe zinsbar zu machen, und sie anzuspornen, sich durch allerley Gaben und Opfer die Geneigtheit derer zu erkaufen, die als die Bevollmächtigten des Himmels das Züchtigen und Loslassen, das Sünden-Vergeben und Sünden-Behalten, das Ewig-selig-machen und Ewigverdammen in ihrer Gewalt haben. — Erst wird den Leuten durch die Orakel-Theologie alle Ruhe, Hoffnung und Zufriedenheit des Herzens geraubt, um ihnen dieselbe hernach tropfenweise in einzelnen beliebigen Tröstungen und vorgegaukelten Beruhigungsgründen für baares Geld

*) Nebst genauer Bestimmung der Begriffe von Theologie, Religion, Kirche, und protestantischer Hierarchie, und des Verhältnisses dieser Dinge zur Moral und zum Staate. Frankfurt und Leipzig, 1788.

wieder zutröpfeln zu können. Erst werden sie in ihrer Phantasie berückt, und mit dem Wahn vergiftet, sich für abscheuliche, von Gott verworfene und aller Glückseligkeit unwürdige Sünder anzusehen, um ihnen hernach für baare Bezahlung die Sünden vergeben und einige schwankende Hoffnungen der Seligkeit wieder ertheilen zu können. Die Priesterschaft schlägt durch ihre Orakel-Theologie den von Natur ganz gesunden Menschen erst selbst blutende und heftigschmerzende Wunden, um hernach etwas an ihnen zu heilen zu haben. Sie wird aber mit dieser Heilung bey keinem Einzigen sein ganzes Leben hindurch fertig, um bis an seinen Tod das Arztlohn und die Heilungskosten von ihm ziehen zu können. — Dieß ist die wahre Gestalt und Beschaffenheit der Sache, die Jeder, der das ganze Priestergewerbe nur mit einem halb aufmerksamen Auge ansieht, daran finden und erkennen muß."

Daß eine solche Einrichtung eben nicht fähig sey, ein Volk besser und glücklicher zu machen, zeigt der Verfasser ferner, indem er S. 333 zeigt, daß jede bürgerliche Gesellschaft in dem Maaße mehr oder weniger glücklich sey, in welchem die Moral-Principien, nach denen sie regiert wird, entweder reine, oder mit angeblichen Religions-Principien vermischte sind. Denn alle bey

einer Maschine angebrachte fremde und mit der Natur der Maschine gar nicht passende Regeln sind ein Hinderniß ihres ordentlichen Ganges, und eine Quelle ihrer Zerrüttung. — Je reiner diese Regeln angewandt werden, desto vollkommner muß die Wirkung der Maschine seyn. — Nun enthält die Moral einzig und allein die wahren Regeln, nach welchen die Gesellschaft eingerichtet und regiert werden muß, wenn sie glücklich seyn soll. Alle (angebliche) Religions-Vorschriften hingegen sind von ganz anderer Natur, und betreffen ein ganz anderes Object, dessen Natur von der Natur der bürgerlichen Gesellschaft himmelweit verschieden ist. — Mithin kann keine einzige Anwendung irgend einer Religionsvorschrift auf die bürgerliche Gesellschaft anders, als zum äußersten Schaden der Gesellschaft, geschehen. — Ein jedes, in das Gesetzbuch einer Nation aufgenommenes (schwankendes) Religions-Princip macht also die Gesellschaft selbst unmoralisch und unglücklich; und je mehrere solcher Principien darin gelten, desto unmoralischer und unglücklicher muß die Gesellschaft seyn."

Soweit der Verfasser. Die nähere Auseinandersetzung dieser Behauptung mag der Leser in dem angeführten Buche selbst lesen, prüfen und entscheiden. Genug, was ein denkender Kopf in Deutsch-

land theoretisch aufstellte, führte man in Frankreich praktisch aus: und Frankreich — siegte. Nun mögen einige Recensenten es zurücknehmen, daß der Erweis — als etwas, das sich unmöglich ausführen lasse, in das Land der Utopier gehöre. — *) Noch will ich nur erinnern, daß selbst unsere hellern und edlern Theologen — ein Spalding, Teller, Henke, Rosenmüller, Niemeyer, Sintenis, Löffler u. a. — das Wesen der praktischen Religion vom alten Kirchen-Roste immer mehr säubern und sie dadurch auch dem kritischen Denker achtungsvoller empfehlen. Wohl jedem Lande, jedem Fürsten, die solche Religionslehrer viele haben! Doch ich schweife aus, bitte um Verzeihung, und erzähle weiter.

Die Sprache des gemeinen Pöbels — denn der politischen Gleichheit in Frankreich unbeschadet, giebt es doch noch gemeinen Pöbel dort genug, so wie es in Deutschland unter den Adelichen, Gelehrten, Damen u. s. w. gemeinen Pöbel giebt — wurde durch die Vertilgung der Heiligthümer bereichert: denn nun fluchte und schwur man bey den ehemals ehrwürdigen Dingen, welchen man die

---

*) Wen der Witz dahin kitzeln mögte, die Franzosen und die Utopier für synonym zu halten, der würde allen Fürsten ein artiges Compliment machen, die es für gut gefunden haben, der Ueberlegenheit dieser Utopier nachzugeben.

unanständigsten Beynamen gab. Ein gemeiner Christ würde sagen, man habe Gott gelästert. — Wenn es erlaubt wäre, die Unanständigkeiten der Pöbelsprache zu wiederholen, so sollten hier Redensarten vorkommen, worüber der fromme Christ sich kreuzen und segnen würde. Aber wir wollen sie übergehen.

Die Dekadi's d. i. die zehnten Tage im Monate, derer jeder dreißig hat, waren blos Ruhetage, oder Tage, woran man, ohne als schlechter Bürger verdächtig zu werden, müßig gehen konnte.

Aber im Anfange des Monats Mai, 1794, that Robespierre den Vorschlag, moralische Feste an den Dekadentagen anzuordnen. Die Rede des Robespierre, die er hierzu hielt, ist wohl leicht eine der schönsten, die jemals gehalten sind, und verdient von jedem gelesen zu werden, der Gefühl für das Wahre und Schöne hat. Mit dem Feuer eines Demosthenes und mit Kants Gründlichkeit bewies er hier: daß die Moral die erste Stütze der bürgerlichen Gesellschaft sey. Darin, fuhr er fort, besteht das Geheimniß der Staatskunst und der Gesetzgebung, daß man moralische Tugenden aus den Büchern der Philosophie in die Gesetze und in die öffentliche Verwaltung verpflanze, und die gemeinen Begriffe von Rechtschaf-

fenheit in seinem Privatbetragen auf das Betragen der Völker anwende u. s. f.

Der Konvent krönte die Rede des Robespierre mit dem lautesten Beyfall, und erklärte feierlich (um Pitts und aller Uebelgesinnten oder Engbrüstigen Verläumdung und Besorgniß öffentlich zu begegnen): daß die Republik das Daseyn des höchsten Wesens, und die Unsterblichkeit der Seele, sowie die Beobachtung der Menschenpflichten, als die einzige, des Höchsten Wesens würdige, Verehrung anerkenne. — Als Hauptpflichten nahm man weiter an: Verabscheuung der Unredlichkeit und der Tyranney, Bestrafung der Tyrannen und Verräther, Unterstützung der Unglücklichen, Achtung gegen Schwache, Vertheidigung der Unterdrückten, Ausübung alles Guten gegen Andere, Vermeidung aller Ungerechtigkeit. u. dgl. — Die Feste selbst wurden nach den großen Begebenheiten der Republik, nach den großen Tugenden und nach den großen Naturgaben benannt, und sollten den Menschen an die Gottheit und an des Menschen Würde erinnern.

Darauf erhob man die blutigen Rettungstage, den 14ten Jul, den 10ten August, den 21ten Jänner und den 31ten Mai, als die Gründungstage der Freyheit, zu Festen. Außer diesen wurden Dekaden-Feste angeordnet z. B. das Fest des höchsten

Wesens, das Fest des menschlichen Geschlechts, des französischen Volks, der Wohlthäter der Menschheit, der Märtyrer der Freyheit, der Freyheit und Gleichheit, der Vaterlandsliebe, des Hasses gegen Tyrannen, der Gerechtigkeit, der Wahrheit, der Liebe, der Jugend, des Männlichen Alters, des hohen Alters, des Ackerbaues u. s. w. Alle Talente, welche zur Beförderung der Schönheit und des Nutzens dieser Feste durch Hymnen, oder bürgerliche Gesänge, oder durch sonst etwas beytragen konnten, wurden in diesem Dekrete dazu aufgefodert, und einer öffentlichen Belohnung versichert. Uebrigens wurde nochmals wiederholt, daß es jedem frey stände, seine Meynung über religiöse Gegenstände zu hegen, und zu sagen, wie er es für gut fände.

Man sieht leicht ein, daß dieses Dekret blos die Folge oder die Wirkung einer überlegten Politik war, und daß man nichts weniger, als eine neue Religion gründen wollte. Eine neue Religion ist eine, die bisher noch nicht bekannt war. Die aber, welche der Konvent zur Uebung autorisirte, ist ja die alte natürliche, welche Confucius und Sokrates und Plato und Christus und alle andere Weisen gelehrt haben, welche D. Bahrdt und Zollikofer vortrugen, und welche endlich, wenn aller andre Phantasienkram wegfällt, immer bleiben wird.

Man hat in andern Ländern herumgeschrieen: die Franzosen hätten eine neuheidnische Religion angenommen: das ist eine tolle Behauptung! Man bedenke doch, daß in dem Religions-Dekrete ganz und gar keine Rede von irgend einem Lehrbegriffe vorkömmt, und daß einem jeden es frey steht, seinen lieben Gott, und das Verhältniß, worin er mit ihm zu stehen meynt, so einzurichten, wie er will, und wie es ihm gut dünkt. Will jemand in Frankreich den Jupiter und die Venus für wirkliche Wesen, für Gottheiten halten, so mag er es thun: aber einen öffentlichen Gottesdienst für Jupiter und Venus darf er nicht aufbringen.

Alle Erkenntniß der Wahrheit kann nur nach und nach stufenweise kommen. Erst muß der negative Weg gegangen werden, zumal bey einmal Verwöhnten. Man muß erkennen, daß das, was man bisher als Wahrheit annahm, sie nicht war. Dann schreitet man zum positiven, forscht nach, was und wie das denn ist, von dem wir erkennen, daß es das nicht ist, wofür wir bisher es nahmen. Den negativen Weg schlug man in Frankreich ein, indem man das römische Hierarchie-System als falsch und schädlich in den Klubs erklärte, und es endlich, nach vorhergegangner besserer Belehrung, öffentlich abschaffte. Darauf ging man — wir wissen schon, wann und wie — den posi-

tiven, — Sollte aber, demohnerachtet, das alte System noch Anhänger im Stillen haben, so müssen die mit der Zeit sich auch verlieren. Der öffentliche Gemeingeist, und die Beeiferung, Andern an Einsicht nicht nachzustehen, oder die Schaam und der Spott darüber — wird sie weiter bringen. Wer demnach am positiven Christenthume noch hängt, wird es reinigen. Die Päpsteley hält ihn nicht mehr ab, es, wie der alte, ehrwürdige Spalding,*) nur für das zu nehmen, was es, seiner moralischen Natur nach, nur seyn kann und sollte. Es wird ihm endlich das werden, was Jakob als allgemeines Religionssystem für alle Vernünftige so bündig, lichtvoll und schön darstellt.

Ob man die sogenannte Offenbarung der Christen, oder die Bibel, forthin in Frankreich für etwas mehr, als für eine individuelle Copie der eignen Art, Gott, Welt und sich zu betrachten, nehmen, und folglich sie nur historisch benutzen werde, wie die Bücher eines Herodots, Homers u. a., bedarf keiner weitern Berührung. — Kurz, da die Einrichtung der republikanischen Gottesverehrung, unbekümmert um alles System, blos auf die Anfachung der bürgerlichen und gesellschaftlichen Tugenden gerichtet ist: so steht allerdings zu hoffen,

---

*) Die Religion, eine Angelegenheit des Menschen. Leipzig, 1796.

daß die wahre Religion d. i. der ächte Deismus in Zukunft Gewinn und keinen Nachtheil von der gegenwärtigen Veränderung dieser Dinge in Frankreich ziehen wird. Frankreichs Beyspiel wird endlich weiter wirken, und man wird aufhören, ein Kirchen-Christ zu seyn, um ein Vernunft-Christ nach Christi Sinn zu werden. Also auch dafür wird die Nachwelt Frankreich danken und erheben. Doch die Ausführung dieser Gedanken, und die wahre Würdigung des französischen Religions-Justituts, muß ich Andern überlassen, die geschickter und einsichtiger und mit dem Gange der menschlichen Erkenntniß und der moralischen Vervollkommung bekannter sind, als ich.

Das Fest des höchsten Wesens (Fête de l'Etre Supreme) wurde, dem obigem Dekrete zu Folge, im Jun 1794 in Paris und in allen Städten Frankreichs mit ungemeiner Pracht und Eifer gefeyert. Eine nähere Beschreibung davon zu liefern wäre überflüßig: denn das ist schon, denk' ich, von Andern hinlänglich geschehen. — Ueber allen Tempeln der Vernunft, welche von jener Zeit an Tempel des höchsten Wesens und der bürgerlichen Tugend (temples de l'Etre supreme et des vertus civiques) hießen, wurde mit goldner Schrift angeschrieben: „Das französische Volk erkennt das Daseyn des höchsten Wesens und die Nothwendigkeit, dasselbe durch Ausübung der Bür-

gertugenden zu verehren: es tröstet sich mit der Hoffnung der Unsterblichkeit.„*) Ich werde wohl noch mehrmals von dem Religionswesen in Frankreich reden müssen, will also jetzt davon abbrechen, und wieder von meinem eignen theuren Ich meine Leser unterhalten.

Zwanzigstes Kapitel.

Marsch von Strasburg nach Colmar.

Den 3ten Jänner zogen ohngefähr 80 Deserteurs, und etwan 400 Kriegsgefangnen, aus Strasburg nach Schlettstadt zu. Drey Deserteurs von Rohan, welche mit uns von Weissenburg gekommen waren, wurden in Straßburg erkannt, als Emigranten angegeben, und zum Todtschießen verdammt. Sie hatten vorher bey den Franzosen gedient. Einer davon, ein hübscher junger Mensch, Namens Du Houx, hat mich sehr gedauret.

Wir wurden durch 40 Mann Volontärs, alle von einem Bataillon, du Var, begleitet; und ein Hauptmann, Namens Landrin, führte das

---

*) Le peupel François reconnoit l'Existence de l'Etre suprême, et la néceſſité de ſon culte par l'exercice des vertus civiques: il ſe conſole par l'eſpérance de l'immortalité de l'ame.

Kommando. Dieser Mann hatte einen äußerst feurigen rothen Kopf, und ich versprach mir eben darum wenig Gutes von ihm nach dem alten deutschen Sprichwort: „roth Haar und Erlenholz wächst auf keinem guten Boden.“ Aber ich ward bald zu meiner Freude gewahr, daß ich mich an Hauptmann Landrin geirrt hatte. Einige Stunden von Strasburg hielten wir in einem Orte an, weil noch eine Fuhre herbeygeschafft werden mußte, um einige erkrankte Kaiserliche mit wegzubringen. Es ist doch vom Teufel, sagte der Hauptmann zum Sergeanten, daß keiner von uns deutsch, und keiner von den Gefangnen französisch versteht! Da kann ich nun nicht einmal den Leuten sagen, was ich haben will. — Ich hörte dieses, lief hin und sagte, daß ich deutsch und französisch verstünde. Das ist brav, sagte der Hauptmann: von nun an sollst du mein Dollmetscher seyn. Ich mußte sofort mit ihm trinken, und den ganzen Weg bis Schlettstadt mit ihm sprechen. Es war ein sehr munterer Mann, dem aber schon bey einer Attake der linke Arm lahm geschossen war. Er war aber nicht abgegangen, und hatte die Pension nicht genommen, die doch jedem Verstümmelten, nach der Verordnung der Nation, von Rechtswegen zukömmt.

Ich bin in dieses Landrins Gesellschaft von Strasburg bis Besançon in der Franche Com-

te geblieben, und habe ihm vieles zu verdanken, wie ich denn beynahe aller Orten, wohin ich gekommen bin, brave Leute getroffen habe.

In Schlettstadt, 7 Stunden von Strasburg, wurden wir in einem ehemaligen Kloster einquartirt, nachdem ich dem Hauptmann vorher bey der Einrichtung des Quartiers Dienste geleistet hatte. Vier Volontärs blieben zur Wache bey uns, damit niemand ausgehen, und, wie schon mehrmals geschehen war, durch Stehlen Excesse in der Stadt begehen mögte. Ich sahe die Nothwendigkeit dieser Verordnung ein, ob es mir gleich sehr zuwider war, in so übler Gesellschaft die Nacht zuzubringen. Aber es dauerte nicht lange, da kam ein Volontär: „Höre, schrie er, wo bist du Citoyen Preuße, der französisch kann?" Ich meldete mich: Komm, sagte er, du sollst beym Kapitän logiren! Ich folgte ihm zu diesem, welcher in einem ehrbaren Bürgershause einquartiert war. Mein Freund, redete mich der Kapitän an, du mußt künftighin allemal bey mir logiren: du kannst mir bey den Leuten manchen Dienst und Gefallen thun, und dafür will ich dich auch besser behandeln, als die andern: Noth sollst du nicht leiden, so lange wir beysammen sind, und und das sind wir noch acht Tage: — Ich dankte ihm für seine gute Gesinnung, aber statt auf meinem

Dank zu hören, ließ er mir eine Flasche Wein geben, welche ich mit einem kaiserlichen Offizier, dem Leutnant Zimmer, vom Regiment Wilhelm Schröder, trinken sollte, und ging.

Es währte nicht lange, so kam der auf der Retirade in Gefangenschaft gerathene Chirurgus Ludwig, vom Regiment Prinz Ferdinand von Preußen, nebst noch einem Feldscheer aus Schlettstadt, und wollten den Hauptmann sprechen. Ihre Absicht war, ihm zu berichten, daß zwey Bursche von den Kaiserlichen, ohnmöglich Morgen mit könnten: es wäre zu besorgen, daß sie unterwegs auf dem Wagen umkämen. Da ich schon einiges Ansehn bey dem Hauptmann hatte, so nahm ich beyde Feldscheere mit zum Märe, wo der Hauptmann war, und stellte ihm in Beyseyn des Märes vor, daß die Leute in Schettstadt bleiben müßten. Aber der Märe, ohne des Hauptmanns Antwort abzuwarten, erklärte sofort, daß ihr kleines Spital so voll sey, daß nichts mehr hineinginge: die Leute müßten also weiter nach Colmar geschafft werden. Der Hauptmann fiel rasch ein: „wenn die Leute nicht fort können, ohne Gefahr auf dem Wagen zu sterben, so müssen sie hier bleiben: das wollen wir morgen schon sehen.“ Er befahl hierauf dem Schlettstädter Chirurgus,

ihm deshalb den andern Tag früh Nachricht zu geben, indessen aber die Kranken wohl zu pflegen.

Früh weckte mich Landrin, lange vor Tages-Anbruch: „Geh, sagte er, zu den Gefangnen, und sieh, wie's mit den Kranken aussieht.“ Ich that dieses gern, denn wen schmeichelt es nicht, unter solchen Umständen von seinen Vorgesezten sich mit Zutrauen beehrt zu sehn! Die armen Kranken hatten schon gehört, was ich Abends vorher für sie gethan hatte, und baten mich gar sehr, daß ich sie aufs Hospital befördern mögte. Sie mogten mich, wer weis, wofür ansehen: denn sie sagten: „Hoben's Gnod, bey Ihr Gnoden Herr Hoptmann zu bitten, doß wir holter uf's Losoreth kumen!“ Ich versprachs, und rapportirte meinem braven Landrin, daß die Bursche schlechterdings nicht fort könnten. So bleiben sie hier, war seine Antwort, und bald darauf disputirte er sich so lange mit den Municipalitätsbeamten herum, bis diese die Kranken in ihr Spital bringen ließen.

Schlettstadt war ehedem fest, ist aber nach und nach verfallen, bis es im Jahre 1793 wieder stark befestiget wurde. Dieß ist mit mehreren Städten im Elsaß geschehen, da man von allen Seiten her einen Einfall der Deutschen befürchtete.

Die angenehme Gegend von Schlettstadt nach Colmar konnte ich nur wenig beobachten: denn es

war alles mit Schnee bedeckt. Die Sonne schien aber sehr helle, und so machte das gestreckte vogesische Gebürge einen unterhaltenden Prospekt.

Als wir in Colmar eintraten, schrie alles: es lebe die Republik! — Ein ungezogner Soldat, vom Preußischen Regiment Kleist, mogte sich über dieses Geschrey ärgern, und rief entgegen: ich sch — ß auf eure Republik! — Sogleich entstand ein fürchterlicher Spektakel, und der Hauptmann mußte Halt machen lassen. Der Soldat sollte herausgefunden werden, dieser aber war unter die andern gelaufen, und der, welcher ihn angegeben hatte, konnte ihn nicht mehr von denen unterscheiden, welche eine Montur trugen, wie er. Der Hauptmann ließ nun einen Krais auf dem Markte schließen, und ich mußte in seinem Namen allen Deserteurs und Gefangnen bedeuten: daß alle Schimpfwörter und Lästerungen gegen die franzósische Republik mit dreymonatlichem Arrest bestraft werden sollten, und hienach hätte sich ein jeder zu fügen. Das ist nicht zu hart, fügte er hinzu, denn wer in einer Monarchie auf den Regenten schimpfen wollte, würde wohl noch schlechter ankommen.

Der Feldscheer Ludwig gieng mit Erlaubniß, welche ich ihm bewirkt hatte, ins Spital zu Colmar, und fand da einige deutsche Chirurgen, welche ihn baten, da zu bleiben, und ihnen zu helfen.

Der Hauptmann Landrin wollte anfänglich gar nicht einwilligen. Er könnte, meynte er, in Besançon es nicht recht verantworten, wenn er Kriegsgefangne zurückließe. Als ich ihm aber vorstellte, daß Ludwig ja nur Feldscheer sey, welcher niemals Waffen getragen habe, ließ er sich endlich bereden, und gestattete ihm, im Spital zu Colmar als Gehülfe der dort angestellten Wundärzte zu bleiben. Ludwig hätte es hier gut haben können, aber Ludwig war ein elender Wicht: durch seine Grobheit, oder durch sonst etwas, muß er es verdorben haben: denn einige Monathe hernach fand ich ihn im Hospital zu Dijon krank, wo er auch gestorben ist. Er hatte in Prenzlau Frau und Kinder.

In Colmar sah ich zum erstenmal eine Execution mit der Guillotine. Ein Dorfmäre wurde hingerichtet, weil er einen Geistlichen, der den Eid nicht schwören wollte, einige Zeit bey sich verborgen gehalten hatte. Er bestieg das Gerüst mit vieler Geistesgegenwart, und sagte noch, ehe er niedergelegt wurde, recht laut: ich bin doch kein Schelm!

Ich muß gestehen, daß die Guillotine damals einen seltsamen Eindruck auf mich gemacht hat, den ich den ganzen Tag nicht verwinden konnte. Der Apparat, und die mir so ganz fremde Art, jemanden hinzurichten, erschütterten mich gewaltig, ob ich gleich einsah, daß unter den mir bekannten

Hinrichtungsarten keine schneller, sicherer und weniger quälend ist, als diese. Der Hinzurichtende kann beynahe gar nichts empfinden, als die Todesangst, man müßte ihn denn so hinrichten, wie den Chaillier zu Lyon. — Die meisten von denen, welche ich habe auf der Guillotine sterben sehen, schienen nicht einmal Todesangst zu fühlen: sie waren unerschrocken, und plauderten noch, als man sie schon ans Brett befestigte.

Ob und welche Schmerzen die Guillotinirten nach ihrer Hinrichtung noch empfinden, mit schmerzhaftem Bewußtseyn empfinden, dieß ist eine Frage, die Hr. Sömmering so gelößt hat, daß seine Auflösung nichts entscheidet, indem sie zuviel entscheidet. Entweder müssen alle gewaltsamen Todesarten aufhören, oder Hr. Sömmering muß beweisen: daß das anderwärts übliche Hängen und Köpfen die Stärke und den Grad der Nachempfindung nicht habe, welche er dem Guillotiniren zuschreibt. Daß dieß schneller und sicherer die Qual der gewaltsamen Entleibung endige, ist außer Zweifel, aber nicht, ob der Gehängte oder sonst Geköpfte nicht weit länger nachzucke und nachempfinde, als irgend ein Guillotinirter.

Der Hauptmann bemerkte Niederschlagenheit an mir, und fragte nach der Ursache. Ich gestand ihm, daß der Anblick der Hinrichtung mir durch

die Seele gefahren sey. Mir ists auch so gegangen, sagte er, aber nun bin ich dergleichen schon gewohnt. Du wirst noch mehr guillotiniren sehen, und nicht mehr davor erschrecken. Er hatte recht: man gewöhnt sich nach und nach auch an die allerscheußlichsten Scenen. Man denke an die Vieh- und Menschen-Schlächter! —

Da wir in Colmar Ruhetag hatten, so konnte ich aller Orten herum wandern und mich mit den Einwohnern bekannt machen. Ich fand denn in Colmar weit mehr Patriotismus, als in Strasburg. Vorzüglich rühmte man an einem Procurator Glocsin, daß er bey verschiednen Gelegenheiten die gemeine Sache mit aller Macht vertreten habe. Der Name Glocsin fiel mir auf: denn eine weitläufige Anverwandte von mir hatte einen Doktor Glocsin von Colmar geheurathet. Ich fragte also weiter nach, und erfuhr, daß der D. Glocsin, welcher die Mamsell Stutz von Grehweiler vorzeiten geheurathet hatte, der Vater des Prokurators gewesen sey. Hierauf beschloß ich hinzugehen. Ich traf ihn zwar nicht zu Hause, aber sein Schwager, dem ich meinen Namen und mein Vaterland sagte, bewirthete mich ganz artig, und versprach, dem Prokurator von mir Nachricht zu geben. Dieser würde auch — sezte er hinzu —

noch zu mir kommen, oder mich doch rufen lassen, wenn seine überhäuften Geschäfte es nur erlaubten.

Ich erwartete dieses nicht, aber Abends um acht Uhr wurde ich vom Hauptmann dahin berufen, wo die Deserteurs waren, welche man hier von den Gefangnen getrennt hatte, und siehe da, ich fand den Prokurator Glocsin, der auch Doktor der Medizin ist. Er war sehr freundlich, und wollte gern wissen, wie seine Mutter mit mir verwandt gewesen wäre. Ich konnte ihm weiter keine Auskunft geben, als daß ihre ehemals noch ledige Schwester in unserm Hause Mamsell Cousine geheißen hätte. — Ich habe wirklich von jeher nichts weniger studirt, als die Genealogie meiner Freundschaft, und habe die, welche mir gefielen und mir wohl thaten, immer lieber gehabt, als meine nächsten Verwandten. An meine Freunde denke ich immer, aber an meinen Bruder, oft in einen Monat nicht. — Glocsin sagte zu mir: wir sind jezt alle Vetter und Brüder, und du bist auch mein Bruder, wenn du ein braver Mann bist! Er sprach noch lange mit mir, erklärte mir verschiedene Kapitel aus der neuen Einrichtung, die mir anstößig schienen, und rieth mir, die Gesetze zu studieren, und dann, wenn der Friede gemacht seyn würde, zu ihm nach Colmar zu kommen: da könnte er vielleicht für mich sorgen. Sodann zog er seine Schreib-

tafel hervor, gab mir ein Assignat von 25 Livres und ging mit einem derben Händedruck von dannen. Eine halbe Stunde darauf kam jemand, und brachte mir eine hübsche Flasche Schnapps und ohngefähr drey Pfund geräuchertes Fleisch, welches mir der Prokurator auf den Weg bringen ließ.

Wegen der Schreibtafel muß ich erinnern, daß es uns Deutschen anfangs schnurrig vorkam, wenn wir einen Franzosen bezahlen sahen. Bey uns zieht man den Beutel, oder holt die Münze aus dem Hosensack; in Frankreich aber zog man die Schreibtafel und langte Papiergeld heraus. Mit klingender Münze bezahlte man fast gar nicht mehr, nicht, als wenn die Leute kein baares Geld mehr gehabt hätten, sondern weil sie dieses an sich halten, so lange sie noch Papiergeld haben. Man kann überdem eine Million Livres in einer Schreibtafel leicht herum tragen, wenn man vielgeltende Assignaten hat, aber eine Million baares Geld können mehrere Personen kaum fortbringen, sollt' es auch eitel Gold seyn.

Den Jakobinerklub in Colmar habe ich in Gesellschaft des Hauptmanns Landrin auch besucht. Er wurde in einer Kirche gehalten, wo man Sitze in Form eines Amphitheaters angebracht hatte. In der Mitte war die Rednerbühne. In der er-

wähnten Ausbeute soll man mehr darüber antreffen.

Ehe ich weiter erzähle, will ich noch anmerken, daß der Katholicismus im Elsaß weit mehr Anhänger und Vertheidiger gehabt hat, als im übrigen Frankreich. Unter allen Franzosen waren keine schlechter unterrichtet, und mit Aberglauben ärger vollgepropft als die Herren Elsasser. Aus Deutschland kam beynahe kein vernünftiger Gedanke in diese Gegend, und aus Frankreich konnte keiner dahin kommen, weil die Elsasser alles haßten, was wälsch d. i. französisch war. Daher fand das System der Revolution anfänglich eben nicht viel Freunde in diesem Lande; und wenn die Elsasser ihr Land allein hätten vertheidigen sollen: dann wären die Deutschen längst Meister von Landau, Strasburg und Befort geworden. Ausserdem gab es im Elsaß doppelte Religionisten, Katholiken und Protestanten. Diese pochten auf ihre vom Könige zugestandnen Freyheiten und Privilegien, jene aber wußten wohl, daß ihre Pfaffen Mittel und Wege finden würden, diese Freyheiten zu eludiren, und drückten die Protestanten meisterlich. Da gab es denn Schärfung des Glaubens, und eben dadurch starke Anhänglichkeit an den Katechismus von beiden Seiten, welche im Stillen wohl noch fortdauert.

Aber der Elsaß kann, so sehr man auch deutscher Seits darauf gehofft hat, und Einige vielleicht noch darauf hoffen, aus sehr natürlichen Ursachen dennoch niemals eine Vendée werden. Auch wüßte ich mich nicht zu entsinnen, daß in irgend einer Elsassischen Stadt ein Aufstand von Bedeutung wegen der Neuerungen gewesen wäre. Aber aus dem Angeführten läßt sichs doch erklären, warum gerade aus dem Elsaß gemeine Leute, Handwerker, Bauern u. dgl. so häufig ausgewandert sind, da doch aus dem übrigen Frankreich blos Adeliche und Pfaffen, samt deren unadlichem Anhange, ihr Heil in andern Ländern gesucht haben.

Damit man nicht etwan glaube, als übertriebe ich meine Schilderung vom Elsaß: so will ich, zum Beschluß, einen Elsasser selbst darüber sprechen lassen. Es ist der Verfasser der sehr merkwürdigen Briefe über das Elsaß, besonders in Hinsicht der wissenschaftlichen Kultur, der religiösen Aufklärung und des Patriotismus. (1792.) Ueber die Ursache der so großen Unwissenheit des Volkes und der Priester schreibt er S. 156: „Denken Sie sich ein Land, in welchem man keinen Begriff davon hat, was eine gute Schulverfassung, und wie nöthig und nützlich eine gute und sorgfältige Erziehung der Jugend sey: so haben Sie das Bild der Schulverfassung des Elsasses genau getrof-

fen vor sich. Nirgends in Deutschland, nicht in der schlechtesten Dorfschule, kann das Schulwesen elender bestellt seyn, als es bisher bey uns gäng und gäbe war. — Die Schriften, welche für die Pädagogik herauskamen, namentlich in Deutschland, waren für unsere Geistlichen so gut, wie gar nicht da. — Unwissenheit in allen Fächern der Wissenschaften herrschte durch alle Klassen. — Was die heillosen Büchermacher drucken lassen, davon wollte man nichts wissen, weil ihre Bücher so trocken und so schwer zu verstehen sind, und weil man so leicht ein Kätzer werden könnte. Und so kam es, daß jeder schon ein Kätzer war, der nur Schmidts Geschichte der Deutschen las." —

„Es ist gar nichts Neues, fährt er S. 164 fort, daß wir bisher mit Pfarrern versehen waren, welche in 12, 15, 20, und 25 Jahren nicht mehr die Kanzel bestiegen haben. Aus den Predigten macht man sich bey uns überhaupt wenig. Höchstens hielten andere Pfarrer alle Vierteljahr eine sogenannte Predigt, das heißt, so eine Erzählungsstunde, welche sie mit Mährchen- Erzählen und Heiligen-Histörchen zubrachten, oder mit Schimpferey über Vorfälle in der Gemeinde. An den meisten Orten mußten Mönche die Pfarrdienste versehen. Daß selten einer der Pfarrer, oder ihrer Vikarien eine Predigt machen konnte, ist ausgemacht. Aber wo

hätten diese Leute auch soviel Unterricht erhalten sollen, um etwan aus zehn Predigten die eilfte zusammen zu stoppeln! Die Schulen waren in so schlechter Verfassung, als unwissend die Lehrer in denselben waren. Das Non plus ultra alles Wissens beschränkte sich höchstens auf etliche lateinische Phrasen. — Und fast auf die nämliche Art sah es auch seit langer Zeit in allen französischen Schulen, Gymnasien und Universitäten aus, so daß ich gewiß nicht zuviel behaupte, wenn ich sage: die Wissenschaften seyen bey uns seit mehr als einem halben Jahrhunderte her gänzlich in Verfall gerathen. Und dieß ist auch das Urtheil des großen Abbe Raynal, das er schon vor mehreren Jahren geäußert hat. Gewiß, unsere dermaligen Unruhen haben wir der seit Jahren her so ganz vernachläßigten Erziehung, der Verachtung der Wissenschaften, und der unverzeihlichen Trägheit der Seelsorger, Bischöfe und anderer Aufseher über die Schulen zu verdanken."

Das Volk war nämlich äußerst kurzsichtig und intolerant geblieben, und hing ganz ab von seinem Leithammel, dem noch ärgern Priester. Es sah also die Nothwendigkeit und die Wohlthat der Revolution für sich nicht ein, und blieb widersetzlich. Diese Volksblindheit benuzte der verruchte und verbuhlte Kardinal Rohan, als Erzbischof zu Straß-

burg, und ließ sich von seiner Priesterschaft eidlich versichern, daß sie, wie er, den Eid der Treue standhaft verweigern würden. Dann mußten sie seine und die päpstliche Exkommunikation gegen die vereideten Priester und gegen alle die, welche an den geistlichen Verrichtungen derselben Theil nehmen würden, öffentlich und heimlich erklären und einschärfen. Dadurch glaubte er das Volk dahin aufzuwiegeln, daß es für seine Religion in Masse aufstehen und die Repräsentanten der Nation zwingen würde, den Priesterstand und dessen Rechte ganz wieder herzustellen. *) Allein er und sein blinder Anhang betrog sich, und es floß nur Blut, und die Priesterschaft beschleunigte ihren Untergang durch ihre Kurzsichtigkeit und Ränke ganz wider Erwarten. Der Laie überfah den dummstolzen Leviten, und stürzte ihn und den, dem er so

---

*) „Wäre dieß gelungen, heißt es in den erwähnten Briefen S. 166, so hätte Hr. Roban für zwey Millionen Einkünfte ein Dutzen Huren und ein Dutzen Jagdhunde mehr halten können, und die Pfaffheit wäre in ihrem Elemente geblieben, und der arme betrogne Landmann wäre noch immer das Lastvieh privilegiirter Taugdiebe und Schurken.“ — Nach eben diesen Briefen, S. 251, ging die Tollkühnheit der Pfaffen soweit, daß das Strasburger Domkapitel gegen die gesetzliche Wahl des Bischofs Brendel förmlich protestirte, und die National-Versammlung einen Haufen Treu- und Gewissenloser Menschen nannte, die nur darauf ausgehe, die heilige katholische Religion zu verdrängen und sie alle zu Lutheranern zu machen u. s. w. Und daher die Widersezlichkeit, daher das Auswandern u. dgl.

lange als Stütze gedient hatte, den Despotismus in Frankreich.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Reise von Colmar nach Besançon.

Von Colmar hatten wir zwey sehr starke Märsche nach Befort. Ich würde mich unterwegs, wie mir der Hauptmann oft rieth, des Wagens bedient haben, wenn ich nicht ein böses Beyspiel hätte vermeiden wollen, und wenn ich nicht gern immer mit dem braven Rothkopf gesprochen hätte. Jeden Tag erfuhr ich neue Beweise seiner Gutmüthigkeit, und ich muß ihm nachsagen, daß er nicht eine Flasche Wein trank, ohne daß ich Antheil daran nehmen mußte. Früh tranken wir Wein, und aßen Brod und Knoblauch dazu. C'est le dejeuner de Henry quatre, sagte immer der Hauptmann. Es ist nämlich bekannt, daß dieser große und wahre König, der noch jezt, wie wir oben gesehen haben, im republikanischen Frankreich als ein Vater des Volks verehrt wird, nie etwas anders zum Frühstück genoß, als Wein und Brod.

Auch gegen die übrigen Deserteurs und Gefangne war Landrin sehr gütig, und er er-

laubte ihnen, nach ihrer Bequemlichkeit zu marschiren, auch wohl zurück zu bleiben und nachzukommen. Als der Sergeant erzählte, daß die Kaiserlichen die bey Fort Vauban gemachten Kriegsgefangenen schlecht behandelt, und sie mit Schlägen fortgetrieben hatten, erwiederte er: das kann wohl seyn, aber darum müssen wir es den Kaiserlichen nicht nachmachen: Menschlichkeit ist eine gar schöne Tugend!

Nicht weit von Befort fängt man an, lauter Französisch zu sprechen, aber das ist ein Französisch, wobey einem die Ohren eben so fürchterlich klingen, als bey dem Elsassischen Deutsch.

Befort oder Belfort — man spricht das l nicht aus — ist beynahe so groß, als Landau, und ist eben so der obere Schlüssel zum Elsaß, wie dieses der untere ist. Es ist von Vauban trefflich befestiget, hat aber diesen ganzen Krieg über weder Kanonen noch Garnison gehabt, weil beides bey den Armeen war.

Abends berathschlagte der Kapitän mit dem Sergeanten und mir, ob er den folgenden Tag Ruhetag halten, oder gleich weiter marschieren sollte. Du kannst thun, was du willst, war unsre Antwort. Das weiß ich, aber ich mögte doch wissen, ob die meisten Gefangnen lieber hier ausruhen wollten, als Morgen fort nach Lille mar-

schieren. Ich mußte also aufs Schloß, um die Gefangnen und die Deserteurs, die dort einquartirt waren, darüber zu fragen. Ich fand, daß alle gern wieder ruhen wollten. Ich hinterbrachte das dem Hauptmann und dieser machte Rasttag.

In der Vorstadt sah ich ein Haus mit folgender Inschrift in französischen Knittelversen:

Cette maison est à un pere de huit fils,
Dont quatre combattent l'Ennemi,
Et quatre s'y préparent aussi. *)

So elend diese Verse, als Verse sind, so sehr müssen sie doch bey jedem Vorübergehenden eine nicht geringe Idee von dem Patriotismus dieser Leute erwecken.

Den 9ten Jänner gingen wir von Befort nach Lille, einem Flecken am Doux, da, wo eben die sogenannte Franche comté angeht. Ich weiß nicht recht, ob man Lille oder L'Isle schreiben muß: ich mögte beynahe das leztere vorziehen, indem dieser Flecken gerade auf einer Insel liegt, die der Fluß hier bildet.

Unser Weg ging durch das Mümpelgardische, welches sonst dem Herzog von Würtemberg gehört

*) Dieses Haus gehört einem Vater von acht Söhnen. Viere davon kämpfen mit dem Feinde, und vier bereiten sich hier dazu vor.

hatte, seit einiger Zeit aber schon zur französischen Republik gezogen war. Das Ländchen scheint gar nicht unfruchtbar zu seyn und die Dörfer darin verrathen mehr Wohlstand, als die in der eigentlichen Franche comté. Die Mümpelgarder erhielten von der Republik die Versicherung, daß keine ihrer jungen Leute ausgehoben, und zu den Armeen geschickt werden sollten, und noch im Anfange des Jahres 1795, als ich wieder durch diese Gegenden kam, hatte man ihnen Wort gehalten. Das ganze Ländchen war sonst lutherisch, aber der lutherische Gottesdienst hatte auch hier damals schon völlig aufgehört.

Der Kapitän war diesen Tag über sehr väterlich gewesen, und deswegen ärgerte es mich gar sehr, daß unsre Deserteurs ihm des Abends so vielen Verdruß ma ten. Man hatte die Gefangnen in einen leeren Schafstall, und die Deserteurs in einen andern gebracht, und Wache davor gestellt. Der Kapitän befürchtete, und dieß nicht ohne Grund, daß mancher sich mögte belieben lassen, fortzulaufen wegen der Nähe der Gebürge, welche die Schweiz von Frankreich trennen. Ich war indessen mit ihm zum Märe gegangen.

Auf einmal kam Klage: die Deserteurs hätten mit Gewalt die Schildwache weggedrängt, und wären mir nichts, dir nichts nach der Schenke ge-

laufen, wo sie sichs wohl seyn ließen. Landrin gerieth natürlich in Hitze, fluchte aber mehr auf die Volontärs, welche die Leute durchgelassen hatten, als auf die Deserteurs. Ich mußte in der Schenke, in seinem Beyseyn, den Burschen eine derbe Strafpredigt halten, und sie bedrohen, daß er sie zu Besançon als Meutmacher angeben würde, wenn so was noch einmal geschähe. Hierauf mußten sie wieder in den Schafstall.

Der kaiserliche Leutnant Zimmer gab dem Hauptmann durch Zeichen zu verstehen, daß man die Kerls tüchtig durchprügeln sollte, und ich erklärte ihm dieses näher. Aber Landrin verwarf den Wink mit Unwillen. Die Hunde schlägt man, sagte er, und nicht die Menschen: diese straft man nach den Gesetzen, oder geht das nicht an, so wehrt man sich gegen sie, und sticht sie im Fall der Noth wohl auch auf der Stelle nieder. Einen Menschen zu ermorden, der mich gröblich beleidigt, wäre mir eine Kleinigkeit; aber einen Menschen mit Stockprügeln zu strafen, würde ich mich ewig schämen.

Ueberhaupt hatte der Hauptmann Landrin seltsame Begriffe, worüber wir auf dem Marsche oft disputirten, und wobey er recht in Feuer kam. Er meynte nämlich, daß persönliche und gesetzliche Freyheit die einzige Quelle aller Moralität sey,

daß aber diese mit der Zeit ihre vortrefflichen Folgen so allgemein in der französischen Republik, und bey allen künftighin freywerdenden Völkern beweisen würde, daß selbst alle bürgerlichen Pönalgesetze überflüßig seyn würden. Ich widersprach ihm immer, und berief mich auf die Schwachheit der menschlichen Natur, und auf die Geschichte aller Völker und aller Zeiten. Was willst Du? — so antwortete er mir immer mit Feuer — du berufest dich auf die Geschichte aller Zeiten, und du hast Recht: denn bisher ist auf der weiten Erde noch kein freyes Volk gewesen, wenigstes ist noch kein kultivirtes *) Volk so lange frey geblieben, daß es sich hätte moralisch bessern können. Aller despotische Zwang macht die Menschen böse: denn er macht sie zu Heuchlern, und zerstört in ihnen jene

---

*) Ich glaube, daß der Hauptmann Landrin sehr Recht hatte, die Freyheit einer kultivirten Nation von der Freyheit, oder vielmehr von der Zügellosigkeit einer rohen Horde wilder Menschen zu unterscheiden. Jene verdient erst mit Grund den Namen Freyheit, da hingegen diese so ziemlich an die Freyheit gränzt, wovon die Lehrer des Naturrechts in ihren Büchern reden, wenn sie behaupten: Jeder Mensch sey von Natur frey geboren. Die ächte Freyheit kann nur vernünftig und social seyn, und blos der ist vernünftig und social, der im gleichen Schritte mit dem höchsten Grade der Kultur seines Jahrhunderts fortschreitet. Folglich ist auch sogar der Begriff der Freyheit relativ. Ich mag diesen Gedanken hier nicht verfolgen: in dem Kapitel aber, worin ich meinen Lesern die wahren französischen Begriffe von Freyheit mittheilen werde, sollen sie auch die Folgerungen dieser Grundsätze finden.

Liebe zur Aufrichtigkeit im Reden und Handeln, ohne welche der Mensch unmöglich gut seyn kann.

Unsre Vernunft, fuhr er fort, irret sich selten in Rücksicht unsrer Pflichten: das mußt du selbst gestehen. Jezt sag mir aber, warum wir so selten unsre Pflichten beobachten?

Ich: Weil wir sinnliche Geschöpfe sind, weil wir, vom Taumel unsrer Leidenschaften hingerissen, die Stimme der Vernunft nicht hören, weil wir — —

Landrin: Larifari! Du sprichst ja, wie der Pfaffe auf der Kanzel! Ich will dir's besser sagen. Deswegen thun wir Böses, weil wir zu viel Gutes thun sollen, weil man uns zuviel Pflichten aufbürdet.

Ich: Ich verstehe Dich nicht, Kapitän.

Landrin: Will Dir's erklären. Man hat von allen Zeiten her die wahren natürlichen Pflichten der Menschen nicht gehörig gekannt, und daher hat man Zeug zu menschlichen Schuldigkeiten gemacht, das niemals wirkliche natürliche Schuldigkeit war. Alle Gesetzgeber sind in diesen Fehler gefallen, indem sie von Pflichten gegen Gott und gegen den Nebenmenschen räsonnirt haben. Denn schau, Bruder, es giebt keine Pflichten gegen Gott, weil wir mit Gott in keinem Kontrakt stehen, und es giebt auch keine Pflichten gegen den

Nebenmenschen, mit dem wir nicht im Kontrakt ste-
sten. Verstehst Du mich?

Ich: Also dürfte ich ja einen Menschen, mit dem ich nicht im Kontrakt stehe, ermorden, bestehlen!

Landrin: Da haben wir's ja, das liebe Naturrecht, die schönen Zwangspflichten! — Pflicht besteht im thun müssen, nicht im Unterlassen müssen. Unterscheide doch den ruhigen Zustand der gesellschaftlichen Schuldigkeit von dem kriegerischen Zustande der Nothwendigkeit des Nichtbeleidigens! — Sobald du etwas thun mußt, hast du eine Pflicht zu erfüllen. Wenn man dir nun viel zu thun giebt, so giebt man dir viele Pflichten. Dann merkst du aber bald, daß du Manches thun mußt, das du eigentlich nicht schuldig bist zu thun, das heißt, du siehst ein, daß du Pflichten hast, die keine sind. Diese übertrittst du leicht: denn dein Gewissen macht dir keine Vorwürfe. Aber da du es doch heimlich thun mußt, aus Furcht vor der Strafe: so wirst du unaufrichtig, falsch und heuchlerisch im Reden und Handeln: und der Hauptschritt zur Immoralität ist gethan. Bisher hast du blos die Stimme der Vernunft noch gehört, und eben deswegen keine wahre Schuldigkeit vernachläßiget: aber bald wirst du auch die Stimme der Sophisterey und der Leidenschaft hören, und wirkliche Laster begehen: denn du wirst Vernunft

und Leidenschaft nicht recht mehr unterscheiden können. Du siehst dieß an allen verwöhnten hitzigen Leuten. Erst verleitet sie ihr Temperament, sich über das Lästige und Zuviele der despotischen Convenienz hinauszusetzen. Ihre Sinnlichkeit befindet sich bey dieser Lebensart behaglich. Sie gehen weiter, werden zügellos, und beruhigen sich durch die sophistische Stimme der Leidenschaft. Endlich überschreiten sie die natürlichen Pflichten, und betäuben, um sich auch dabey zu beruhigen, die ächte Stimme der Vernunft, und sophistisiren Moral und alles, was mit der Erhaltung der vernünftigen Natur des Menschen in Verbindung steht, fort, und werden Scheusale. Betrachte den Wollüstling, den Trunkenbold, den Geizhals, den Tyrannen: und du wirst finden, daß ich recht habe.

Ich: Noch sehe ich nicht ein, wohin dein Räsonnement führen soll.

Landrin: Höre nur weiter! Alle Pflicht entsteht aus Kontrakt: wer seine Schuldigkeit kennen lernen will, muß diesen auch genau kennen lernen. Nun frage ich dich: was ist besser, Freyheit oder Sklaverey?

Ich: Freyheit allerdings!

Landrin: Kann aber ein einzelner Mensch frey seyn?

Ich: Auf keine Weise.

Landrin: Recht so! Freyheit einzelner Menschen existirt blos unter freyen Völkern. Ein freyes Volk ist aber ein solches, das seine Rechte gegen Jeden, er sey wer und was er wolle, vertheidigen kann. Die Kraft also eines Volkes, seine Rechte zu vertheidigen, macht das Wesen der Freyheit aus. Sobald du diesen Satz einsiehst, so begreifst du eine Menge Pflichten, die dir als Bürger eines freyen Volkes obliegen. Diese wirst du auch so lange gern befolgen, als du die Freyheit für ein hohes Gut ansiehst. Also ist der Begriff von der Freyheit der Nation für den Republikaner die erste Quelle, der erste Erkenntnißgrund seiner Schuldigkeit; und aus diesem einzigen Begriffe leitet sich alles her, was irgend als Pflicht für ihn ausgegeben werden kann. Außer der Freyheit hast du aber auch dein Eigenthum, du hast einen guten Namen, du hast Güter, du hast Gesundheit, und noch mehr. Diese Dinge ungestöhrt genießen zu können, heißt das Recht eines Bürgers, und wer dich darin stöhrt, beleidiget dich, und wird an dir zum Verbrecher. Also darf dich keiner stöhren, so wenig du Andere stöhren darfst in dem, was ihnen zusteht. Siehe da die Quellen der wahren Pflichten, welche die Vernunft selbst anerkennt, und gegen welche selbst die Leidenschaften zu schwach seyn werden, wenn einmal die Menschen diese

heilsame Grundfeste ihrer Glückseligkeit werden völlig kennen gelernt haben.

Ich: Aber wann wird das geschehen?

Landrin: Sobald die französische Republik ihren Völkern den Beweis gegeben haben wird, daß wahre Moral nur in einem freyen Staate öffentlich das wahre Glück der Menschen machen kann. In Staaten, wo Despoten regieren, kann nur die Tugend d. i. das innere Bewußtseyn, Gutes gethan zu haben, und noch ferner Gutes thun zu wollen, die wenigen Weisen beglücken, die sich da finden. Aber im Freystaat macht die Erfüllung der gesellschaftlichen Pflichten auch äußerlich glücklich, giebt Wohlstand, macht geehrt, beliebt, kurz, macht den Menschen so, wie er gern seyn mögte. Sag mir einmal, warum in einer Stadt, worin 3000 Handwerksleute sind, doch wenigstens 2900 fleißig arbeiten?

Ich: Weil ihre Arbeit sie nährt.

Landrin: Schön! Nun nimm an, die Ausübung unsrer Pflichten nähre uns, d. i. mache uns nicht im Innern — denn so ein Glück ist für die meisten Menschen zu hoch — sondern im Aeußern vollkommen glücklich, versetze uns in Wohlstand u. s. w: so wirst du finden, daß auch von 3000 Menschen allemal 2900 und noch mehrere rechtschaffne Männer seyn werden.

Ich, fuhr er voll Enthusiasmus fort, ich bin völlig überzeugt, daß die künftige Generation in Frankreich besser seyn wird, als die gegenwärtige, und daß man in hundert Jahren die Uebung der gesellschaftlichen Tugenden, und der Pflichten gegen das Vaterland, für das Wohl der Menschheit eben so nothwendig allgemein halten wird, als man jezt das Othemholen nöthig für das Leben hält. Dann werden die Strafgesetze freilich noch da seyn, aber kein Mensch wird sie brauchen: in Erz wird man sie eingraben, und Moos wird sie überziehen. Ihre Sprache wird so veraltern, daß die Gelehrten nach Jahrtausenden Mühe haben werden, zu erklären, welche Laster man ehemals, und wie man sie bestraft habe. —

Das Urtheil über das Räsonnement des ehrlichen Landrin, wie über die Würdigung seiner erbaulichen Aussicht in die Zukunft überlasse ich dem Leser.

Ehe wir nach Besançon kamen, passirten wir eine kleine Stadt, Beaumes les Nonnes genannt, wo ehemals das erste Nonnenkloster im ganzen Lande, Hochburgund, gestanden hat. Jezt heißt die Stadt Beaumes les Citoyens.

Den 11ten Jänner kamen wir nach Besançon.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Meine Reise von Besançon nach Lyon.

Die Gesellschaft mit meinem braven Landrin sollte nun ein Ende nehmen: er war blos beordert, die Gefangnen und Deserteurs nach Besançon, oder wie dort herum die gemeinen Leute sprechen, Sanson, zu bringen, und dann mit seinen Volontärs nach der Mosel-Armee zu seinem Bataillon du Var zurück zu kehren.

Ich bezeugte ihm schon unterwegs darüber mein Leidwesen, und versicherte ihn, daß es mich freuen sollte, wenn er mich mit zu seinem Bataillon nehmen könnte. Gern wollte ich das thun, antwortete er, aber es ist einmal verboten, bey der Armee gegen den Feind, feindliche Deserteurs oder Gefangne anzunehmen: sey aber deshalb ohne Sorgen! Ich will mich erkundigen, wie ich dir helfen kann. Noch heute spreche ich dich wieder.

Vor dem Thore zu Besançon stand eine Menge Einwohner, welche uns mit dem Absingen des Marseiller Marsches und der Carmagnole empfingen, es aber doch nicht so machten, wie die Lieblinge des Exleutnants Göchhausen, ich meyne die Herren

Philister zu Frankfurt am Mayn, welche die armen französischen Kriegsgefangnen mit einem Hagelregen von Steinen und Koth begrüßten. Aber wir waren ja auch keine exkommunicirten Königsmörder!

In Besançon nahm mich Landrin mit in sein Quartier, und ging hernach fort auf die Municipalität und zum Kriegskommissär. Gegen acht Uhr des Abends kam er voller Freuden wieder, gab mir die Hand, und sagte: Du bist geborgen, Freund! Du kannst in unsre Dienste treten, wenn du willst. Ich versicherte ihn, daß ich dieses herzlich wünschte. Nun wohlan denn, fuhr er fort: ich habe dir einen Paß nach Mâcon, oder wenn's da nichts ist, nach Lyon ausgewirkt: da findest du ausländische Bataillons, welche der Republik in der Armee revolutionnaire dienen. Willst du dahin? von ganzer Seele, war meine Antwort. Gut, fuhr er fort, Uebermorgen früh gehst du ab. Nun trink, Citoyen und sey fröhlich: es lebe die Republik! — Niemals hatte ich den ehrlichen Landrin munterer gesehen, als den Abend, und er versicherte mich, seine Heiterkeit käme daher, daß er mir hätte dienen können.

Den folgenden Tag verhandelte ich meinen Rock und Weste gegen einen habit de police oder habit national, d. i. einen blauen Rock mit weißen

Klappen, und rothen Aufschlägen und Kragen, nebst einer weißen Weste. Ich gab noch einen Kronenthaler zu.

Frankreich war ehemals die Garderobe von ganz Europa: alles machte die französischen Flitter-Moden nach. Aber seit der Revolution hat die Erfindung der Moden in diesem Lande aufgehört: die Nation ist ernsthafter geworden. Jezt geht jeder, wie er will, doch schlicht und ungezwungen, wie es freye Männer ziemt. Die Meisten tragen die Kleidung der Volontärs, um im Fall der Noth zur Vertheidigung des Vaterlandes gleich bereit zu seyn. Dieß ist Pflicht für jeden, und jeder ist darauf gefaßt und eingerichtet. Das Wort, Soldat, ist abgeschafft, und wenn man es hier und da auch noch hört: so hat es doch keine häßliche Nebenidee von Sklaverey, Sittenlosigkeit u. dgl.

Als ich aufgestanden war, gieng ich gleich zu Landrin: er sagte mir, daß wir den Nachmittag um 2 Uhr zum Kommissär gehen würden: ich mögte jezt nur die Stadt besehen. Ich that dieß, ich werde aber niemals eine Stadt oder Landschaft beschreiben, wodurch ich gekommen bin, es sey denn, daß mir etwas Besonderes aufgefallen wäre, wie man weiterhin bey Lyon, Grenoble, Avignon u. s. w. sehen wird. Also halte ich mich auch bey Besançon nicht auf, wo ich doch bey Betrachtung der

schauderhaften Festungswerker und der doppelten Citadelle die Bemerkung machte, daß wenn die Deutschen auch Landau, Strasburg und Befort erobert hätten, sie doch hier würden haben Halt machen müssen.

Von dem gewesenen Erzbischof zu Besançon, einem gebornen Marki von Grammont, hörte ich in einer Schenke das Lob, daß er mehr als 200 unschuldige Menschen aus seiner Dioces auf die Galeeren befördert habe. Er stand bey Hofe in so großem Ansehn, daß das Parlament und die übrigen Gerichte zu Besançon sich in alle Wege vor ihm fürchteten, und seinem Willen blindlings folgen mußten. Auch die Leichen der hiesigen Erzbischöfe sind bey der Revolution nicht verschont worden. Die Kathedralkirche war ein Magazin.

Den Nachmittag ging ich mit dem Hauptmann zum Kriegskommissär, wo ich einen Paß erhielt, nach welchem ich mich zu den Bataillons étrangers, employes au service de la république begeben sollte. Mein Paß lautete nach Mâcon.

Ich blieb den Abend noch bey meinem Hauptmann, früh aber zogen wir beyde auf verschiednen Wegen aus Besançon: er nach der Mosel-Armee mit seinen Leuten, und ich nach Dole zu. Er drückte mir beym Abschiede recht freundlich die Hand, schenkte mir noch 30 Livres in Papier, und

ermahnte mich zur ewigen Liebe der Freyheit, als dem einzigen Glück der Menschen. Da meine Leser schon wissen, was Landrin eigentlich unter Freyheit verstand, so können sie auch denken, wozu mich der ehrliche Rothkopf ermahnte. Ich weinte bey dem Abschiede von diesem Biedermann: auch die Volontärs gaben mir die Hand, und wünschten mir alles Glück. Ewig wird Landrin mir unvergeßlich seyn, und nimmermehr werde ich das oben erwähnte Sprichwort als eine allgemeine Wahrheit gelten lassen.

Ich war nun ganz allein, und ging bis zum ersten Etape, ohngefähr fünf Stunden weit, wo ich über Nacht blieb. — Das Wort Etape wird wohl meinen Lesern größtentheils unverständlich seyn: ich will es daher erklären, zumal, da es kein deutsches Wort giebt, das es völlig ausdrückt.

Seit der Revolution hat man aus allen Gegenden des innern Frankreichs nach den Gränzen zu gewisse Stationen angelegt, welche ein reisender Soldat täglich bequem zurücklegen kann. Auf diesen Stationen muß er allemal seinen Paß zeigen, und ihn unterschreiben lassen. Dann bekömmt er frey Quartier, 1½ Pfund Brod, ½ Pfund Fleisch und eine Bouteille Wein. Solche Stationen heißen Etapes, und die Versorger derselben — Etapiers.

In allen größern Städten sind Kriegskommissäre, welche von Station zu Station dem Reisenden noch obendrein 3 Sous für jede Stunde bezahlen müssen. Daß man nun gerade nach den Etapes gehen, folglich oftmals, wie es sich fügt, Umwege machen müsse, versteht sich von selbst. Man hat nach der Zeit einiges an den Etapes geändert, wie ich vielleicht zu seiner Zeit melden werde.

Mein Weg ging über Dole, Challons sur Saone und Bourg en Bresse nach Mâcon. Mâcon ist eine altfränkische Stadt an der Saone, wo ich zum erstenmal einige von den ächten Ohnehosen antraf. Ich muß ihre Organisation wohl ein wenig näher beschreiben.

Als im Jahr 1793 Lyon rebellirte und Toulon in die Hände der Feinde fiel, da ward dem Konvent bange, das ganze mittägliche Frankreich mögte sich zur royalistischen Parthey schlagen. Man hielt daher die Rebellen zu Toulon und Lyon gerade für die gefährlichsten Feinde der Republik, und das mit dem größten Recht. Die Herren Lyoner hatten ihre Emissärs in allen dortherum liegenden Städten, in Mâcon, Vienne, Montpelier, Valence und andern, um auch diese Städte zum Widerstand aufzuwiegeln. Die Nationalmacht war auf den Gränzen. Es wurden also in aller Eile Truppen zusammengerafft und in diese

Gegenden geschickt. Jeder Offizier hatte das Recht, anzunehmen zum Dienste der Republik, was nur wollte; ja, wer 20, 30 bis 40 Mann zusammen hatte, durfte sich zu ihrem Anführer aufwerfen, und er blieb es. Es ging da ohngefähr so zu, wie bey der Errichtung der östreichischen Freykorps! — Daß nun bey diesen Leuten sich allerley Gesindel einfand, läßt sich denken; aber die Noth war dringend, und man durfte auf diesen Mißstand nicht lange Rücksicht nehmen.

Und diese so errichteten Korps hießen mit Einem Namen die Armée révolutionnaire, und waren die ächtesten aller Ohnehosen, oder Sansculottes. Daß aber mit dergleichen Leuten sich etwas recht Tüchtiges ausrichten lasse, beweisen die blutigen und entsetzlichen Belagerungen von Lyon und Toulon, die in der Geschichte aller Zeiten wenig ihres Gleichen haben.

Nachdem Lyon erobert war, gingen viele dieser Truppen nach den Gränzarmeen; viele aber blieben in den Städten von Lionnois, Dauphine, Provence u. s. w., damit man sie, wenn ja noch einige Reste von Rebellion sich regen sollten, sogleich bey der Hand haben könnte.

Bey dieser Armée révolutionnaire waren mehrere Bataillons, welche aus ausländischen Deserteurs und

Kriegsgefangenen zusammengesezt waren, und sich den Ruhm der Tapferkeit miterwarben. Zwar war es schon im Dezember 1793 verboten worden, Ausländer bey den Armeen aufzunehmen, welche auf den Gränzen Krieg führten, aber bey der revolutionnären Armee durften sie noch immer dienen. Und zu so einem Bataillon sollte ich denn auch stossen, nach der Absicht des braven Landrins.

In Mâcon meldete ich mich beym Kriegskommissär, und dieser sagte mir, das deutsche Bataillon sey in Lyon: ich könnte aber hier nähere Nachricht einholen, da Sanscülottes in Mâcon lägen, welche erst vor einigen Tagen von Lyon gekommen wären.

Ich war über diese Nachricht froh, und suchte und fand eine Schenke, worin es vor Sanscülotten strozte. Kaum hatte ich mich hingesezt, als ein derber Ohnehose mich anredete, und fragte, wo ich herkäme, und wo ich hinwollte?

Ich: Will nach Lyon, und suche Dienste.

Er: Was bist du für ein Landsmann?

Ich: Ein Deutscher. Ich habe den Preußen gedient, bin aber nach Frankreich gekommen, die gute Sache unterstützen zu helfen.

Er: Bravo! (trinkt mir zu) Auf das Wohl der Republik! Also du gehst nach Lyon! Kannst Uebermorgen Gesellschaft haben; es gehen einige

von hier dahin. Dienste kriegst du auf alle Fälle, kourtre! Jezt sauf!

So hatte ich denn schon Bekanntschaft mit den Sanscülottes. Ich fand unter ihnen einige recht artige, feine Leute: aber größtentheils waren es rohe ungeschliffene Waghälse, wie man sie bey einem solchen Freykorps wohl nicht anders erwarten durfte. Von militärischer Disciplin mogten sie eben nicht viel halten: denn sie versicherten mehrmals unter tausend Flüchen, daß sie den Offizier in Stücke hauen würden, der ihnen etwas anders befehlen wollte, als gegen die Aristokraten zu marschiren: sie seyen blos da, um den verfluchten Aristokraten die Hälse zu brechen. Die Leute da herum wären fast alle von dem Kaufmannschaftsteufel besessen, und zwackten den armen Künstlern, Handwerkern und Taglöhnern ihr Verdienst ab bis aufs Verarmen. Wenn nur sie den vornehmen, reichen Herrn spielen könnten, dann kümmerte sie die Noth und Armuth aller derer nicht, die Tag und Nacht bis aufs Blut für sie sich abzehren müßten. Hier wäre eigentlich der Geld-Adel recht am Brette; und wo der herrschte, da gelte der Arme weniger als nichts. Das Blatt müßte aber jezt ganz gewendet werden: das abgezwackte Gut müßte wieder an seinen rechten Herrn kommen: und da

helfe kein Mitleid. Das war so der rechte Sankülottismus!

Ich hatte vom Commissär einen Logis-Zettel bekommen, aber meine nunmehrigen Kameraden, die Ohnehosen, ließen mich nicht mehr von sich, und ich mußte die Nacht bey ihnen auf ihrer Kaserne, in einem ausgeräumten Kloster, zubringen. Einigemal gingen wir in Bürgerhäuser, wo die Leute uns zu trinken gaben, ohne etwas dafür zu fodern: denn die Ohnehosen waren sehr dafür bekannt, daß sie nicht gern bezahlten. In allen öffentlichen Gesellschaften, führten sie das große Wort, und: „Es lebe die Republik: der Teufel ersticke die verfluchten Sch..., von Aristokraten!" war allemal ihr leztes Wort.

Den dritten Tag, nach meiner Ankunft zu Mâcon, ging ich mit vier Sankülotten auf Lyon. Wir blieben unterwegs in allen Kneipen, wenigstens eine halbe Stunde, zechten derb, und zahlten sehr selten. Ich hatte noch viel baares Geld, auch noch Geld in Papier, wollte also immer zahlen, aber meine Begleiter ermahnten mich, das ja nicht zu thun: das ganze Land da herum stecke voll Aristokraten und voll Freunde der Pfaffen; und die müßten noch froh seyn, daß ein braver Sankülott ihnen ihren Wein abtränke, ohne sie todtzuschlagen.

Ich muß hier im Vorbeygehn bemerken, daß die revolutionäre Armee ein Hauptstück des Schreckenssystems gewesen ist, wovon ich bald reden werde. Wo solche Leute hinkamen, fuhr alles zusammen, und kein Mensch unterstand sich, nur den Mund zu öffnen, aus Furcht, es mögte ihm ein Wort entfahren, das der Sankülott als kontrerevolutionär und aristokratisch deuten könnte; und dann war er verloren: der Culotte gab ihn an, und man schmiß ihn sofort, mir nichts, dir nichts, ins Gefängniß des Revolutions-Tribunals, woraus der Ausgang gar schwer war. Die Regierung konnte aber damals dem abscheulichen Unwesen der Sankülotterie noch nicht mit Strenge steuren: die Rebellion war eben erst gedämpft; und hätte man die mit Schärfe behandeln wollen, welche dieselbe hatten dämpfen helfen, so würden sich diese wahrscheinlich auf die Seite derer geschlagen haben, welche noch immer misvergnügt waren: und dann hätte man neue Sankülotten haben müssen, um die alten zu Paaren zu treiben; und diese frischen Ohnehosen hätten es am Ende vielleicht noch ärger gemacht, als die ersten.

Daß aber der Konvent die Ausschweifungen der Sankülotten nicht billigte, erhellet aus jenen Decreten, welche gegen dieses Gesindel in der Folge gegeben wurden, und aus den Anstalten der Volks-

repräsentanten, die Truppen der revolutionären Armee aus jenen Provinzen wegzubringen, wovon ich weiterhin reden werde.

Wir kamen gegen Abend, ich glaube, es war den 22ten Jänner, nach Lyon. Meine Begleiter gingen nach ihren Kasernen, ich aber zum Kriegskommissär, dem ich meinen Paß, und das Zeugniß, das mir Laudrin gegeben hatte, vorwies, und ihn bat, mir doch an die Hand zu geben, wie ich mich in Zukunft verhalten sollte. Er gab mir meine Zettel auf Brod, Fleisch, Wein und Quartier, und für das Uebrige bestellte er mich auf den andern Morgen.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Lyon.

Lyon hieß damals Commune Affranchie, weil diese Stadt so zu sagen aus den Händen der Aristokraten, wie aus einer Sklaverey, gerissen, und der Freyheit wieder gegeben war. Sie hat diesen Namen auch so lange behalten, als die Jakobiner den Meister öffentlich spielten; nachher wurde der alte Namen Lyon wieder hervorgesucht.

Diese Stadt, welche ehemals, nach Paris, die schönste, volkreichste und wohlhabendste in ganz Frankreich war, und deren Handel wegen ihrer Industrie, und wegen ihrer herrlichen Lage an zwey schiffbaren Wässern, der Rhône und der Saone, sich in die ganze Welt verbreitet hatte, giebt nun dem Reisenden einen traurigen Anblick. Man kann auch von ihr sagen, was Virgilius von Troja sagt:

— — — fuit Ilium et ingens
Gloria Dardaniae!

Lyon ist zwar nicht abgebrannt, aber ihre besten Palläste, Hospitäler, Fabriken, Kirchen u. s. w. liegen in der Asche, und die übrigen Häuser sind größtentheils gar sehr beschädiget. Was aber das ärgste ist, so ist das Blut von mehr als 10, 000 ihrer Bewohner in und unter ihren Mauern geflossen, und niemals sind so viel todte Körper in die Rhone geworfen worden, als im Winter 1793, 94. Die Kunstwerke, woran in Lyon ein Ueberfluß war, sind nun alle zerstöhrt, und da, wo sonst Ludwigs XIV. metallene Bildsäule stand, stand damals, als ich da war, die Guillotine, worauf jeder sterben mußte, der nur von Königen und Regenten Gutes sprach. Es ist doch ein wunderbarer Wechsel in den menschlichen Dingen!

Ich weiß nicht, ob ich recht thue, wenn ich meinen Lesern die Nachrichten von dem traurigen

Unglück dieser Stadt mittheile, welche ich selbst dort erfahren habe, indem schon mehrere davon bekannt sind. Da aber diese Nachrichten, besonders jene, welche Herr Girtanner in seinen politischen Annalen aus den Berichten einiger Lyoner Emigranten aufstellt, schon deswegen verdächtig sind, weil sie von Emigranten d. i. von abgesagten Feinden der neuen Einrichtung ihres Vaterlandes herkommen, und überdem die wahre Ursache der Rebellion nicht hinlänglich und nur schief angeben: so liefert man vielleicht nicht ohne Vergnügen das, was ich aus dem Munde mehrerer Bürger zu Lyon und mehrerer einsichtigen und ehrlichen Sanskülotten darüber erforscht und gelernt habe!

Die Bürgerschaft zu Lyon bestand sonst meist aus Handelsleuten und Fabrikanten, und diese hatten sich mit schwerem Gelde manche Monopolien angekauft. Gewisse Zeuge, welche z. B. in Vienne gemacht wurden, mußten erst nach Lyon gebracht, und da gestempelt werden; sonst durften die Verfertiger sie bey schwerer Strafe nirgends verkaufen. Ein auffallendes Beyspiel des Lyoner Handels-Despotismus giebt die arme Stadt Avignon. Diese hatte ehedem viele und schöne Fabriken, worin gedruckte Leinwand gemacht wurde; und von diesem Verkehr lebten die Einwohner. Aber die Lyoner steckten sich hinter den päpstlichen Vice-Lega-

ten — Avignon gehörte vorzeiten dem Papste — boten Geld über Geld, und der heilige Vater verbot die fernere Verarbeitung der gedruckten Leinwand in seiner eignen Stadt, damit die Einwohner einer fremden Stadt mehr Vortheil davon ziehen könnten. So väterlich sorgte der heilige Vater für seine Leute, und seine Leute — darbten!

Zu Anfange der Revolution waren die Lyoner ganz auf Seiten der Assemblée nationale, aber sobald sie sahen, daß eine Republikanische Verfassung statt haben sollte: gleich änderten sie ihre Gesinnungen. Bey dem vorgeschlagnen System des Föderalismus waren nirgends eifrigere Vertheidiger dieser Fratze, als eben die Herren zu Lyon: denn da dachten sie doch wenigstens die zweyte vornehmste Republik unter den 84 fränkischen Republiketten auszumachen. Aber nichts wollte ihnen weniger in den Kopf, als die allgemeine Freyheit des Handels, weil dadurch alle ihre Monopolien wegfielen. So patriotisch dachten die Lyoner!

In Lyon hatte sich eben so, wie in den meisten französischen Städten, ein starker Klub von Volksfreunden, oder Jakobinern gesammelt, der aber freylich nur sehr wenige von den Großen und Reichen unter seine Mitglieder zählte. Da aber die Jakobiner sich besonders für ächte Patrioten ausgaben, und in dieser Rücksicht oft sehr anzüglich und verächtlich

von den Petitmätern oder Muscadins redeten, auch noch obendrein eine Surveillance für sich, freylich mit Genehmigung der Obrigkeit, errichteten: so geriethen sie immer mehr mit denen zusammen, welche nicht Jakobiner waren.

Endlich verlohr Ludwig Capet sein Leben, und der Jakobinerklub gab deshalb eine Adresse an den Konvent, um diesem für die Hinrichtung des Tyrannen zu danken. Diese Adresse war das Signal zur Rebellion. Sie war von mehrern Tausenden unterzeichnet, und enthielt unter andern: daß hier der Konvent die Namen aller rechtschaffnen Bürger und aller wahren Patrioten in Lyon sehen könnte. Es giebt zwar, hieß es in diesem Aufsatz weiter, hier noch einige, welche blödsinnig oder bosshaft genug sind, Eure Anstalten zu misbilligen, aber wir hoffen, daß unser Eifer für das gemeine Wohl alle ihre Machinationen zerstören soll.

Die Adresse wurde dem Bulletin einverleibt, und sollte nun, der Gewohnheit nach, auch in Lyon angeschlagen werden. Aber darüber entstand ein Auflauf, wobey viele Menschen von Seiten der Jakobiner und der Patrioten — denn so nannten sich um jene Zeit die Lyoner Aristokraten — ermordet wurden. Der Auflauf war hart an dem Rhone, und der Fluß strozte vor Leichen.

Der Präsident des Jakobinerklubs, Chailler, — bey Hn. Girtanner heißt er Challier: aber fehlerhaft — ein unternehmender Kopf, rieth jezt, daß man, um fernern Aufstand zu verhüten, die Straßen mit Kanonen besetzen sollte. Er gab davon der Municipalität Nachricht, aber diese verwarf den Anschlag, und die Feinde der Jakobiner stellten den Bürgern vor, daß man die Absicht habe, alle Nichtjakobiner nieder zu machen. Dieses Vorgeben war an sich absurd, fand aber doch Eingang und Chailler wurde angeklagt, auch eingesteckt, aber sogleich wieder frey gemacht. Dabey aber blieb es nicht: denn um Mitternacht überfielen die Aristokraten den Saal, worin die Jakobiner zum Theil noch versammelt waren, tödteten deren über 150 und zerstörten das ganze Gebäude. Bey dieser Gelegenheit kam die ganze Stadt in Harnisch, und gar viele Menschen wurden selbige Nacht ermordet.

Chailler ward flüchtig, und die Jakobiner klagten eine große Liste von Lyonern als Aristokraten und Feinde der Republik z.u Paris an. Der Konvent schickte auch einige Sankülotten, welche dann doch in Lyon Furcht verbreiteten. Da aber diese bald zur italiänischen Armee abgingen, so wollten die Lyoner, daß die Regierung geändert, und ein Interims-Parlament errichtet werden sollte. Dieses Parlament sollte weder im Namen des Kö-

nigs, noch des Konvents regieren; und am Frieden würde man ja sehen, zu welcher Parthey man sich bekennen sollte. Das war so ein Vorschlag von Kaufleuten, die ihrer Sache ganz gewiß seyn wollen, doch ohne es sich etwas kosten zu lassen!

Der Konvent befahl der Lyoner Municipalität, diese gefährliche Unternehmungen zu hindern; und diese, mit Einverständniß der Jakobiner, errichteten in Lyon eine Armée révolutionnaire von drey Bataillons, Freyheit, Gleichheit, Brüderschaft. Täglich zog eins dieser Bataillons auf die Wache, patrouillirte durch die Stadt und steckte jeden, der ihnen verdächtig vorkam, ins Gefängniß. Es ist gar nicht zu läugnen, daß auch hiebey sowohl von den Jakobinern, als von der Revolutions-Armee gar manche Excesse vorgefallen sind,

Illiacos intra muros peccatur et extra,

heißt es auch hier, und ich bin weit entfernt, irgend einer Parthey eine Apologie zu halten, ob ich gleich völlig überzeugt bin, daß das Unglück der Stadt Lyon sich mehr von den Mulcadins, als von den Jakobinern herschreibt.

Viele Lyoner Bürger, aber auch viele Jakobiner wurden bey den von Paris geschickten Repräsentanten als Stöhrer der öffentlichen Ruhe angeklagt, und eingesteckt. Die Bürger befreyeten ihre Mitbürger mit Gewalt aus dem Gefängniß: das

Nämliche thaten auch die Jakobiner, und beyde Partheien forderten endlich, daß man ein besonderes Gericht errichten sollte, um die Streitigkeiten zwischen der Parthey des Convents (parti de la convention) und der Parthey der Unpartheilichkeit (parti de l'impartialité) zu entscheiden. Ueber diesen seltsamen Vorschlag verlohren viele Menschen ihr Leben. Die in Lyon stehende Revolutions-Armee, ohngefähr 1800 Mann stark, war bey den fast alle Tage vorfallenden Gefechten mit den Unpartheiischen — so nannten sich um diese Zeit die Aristokraten — bis auf ohngefähr 800 herabgeschmolzen, und den Lyonern gar nicht mehr fürchterlich. Sogar die Jakobiner wurden gezwungen, die Stadt zu verlassen, und sich nach dem Gebürge zu flüchten: was zurückblieb, wurde todtgeschlagen. Auch die Ohnehosen zogen aus.

Der Konvent hatte dem General der Alpen-Armee Befehl ertheilt, eine Truppe von vier Bataillons nach Lyon zu schicken. Das geschah auch, aber die Lyonner fochten gegen die Truppen der Republik so heftig und so glücklich, daß sie das Feld erhielten, und die Soldaten des Konvents beynahe gänzlich niedermachten. Dieß geschah am 29ten und 30ten May 1793.

Die Lyoner feyerten jezt ein Siegesfest, wie noch keins war gefeyert worden. Sie ließen öffent-

sich eine Kirche vom republikanischen Gräuel rei-nigen, zogen in Procession dahin, ließen Messe le-sen für das Wohl des Königs Ludwigs XVII und für das Verderben der Demokraten. *) Die päpsti-liche Bulle wider die Feinde der Kirche wurde öf-fentlich angeschlagen, und was der aristokratischen Narrheit und der kaufmännischen Politik und Theo-logie mehr war. Aber abscheulich war es, daß man nun die noch in Lyon befindlichen Jakobiner auf-suchte, sie mordete, ja, sogar ihrer Weiber und Kin-der nicht schonte. Selbst die Repräsentanten wa-ren ihres Lebens nicht mehr sicher, und mußten die besten Gute-Worte geben, auch versprechen, sich bald wegzugeben. Uebrigens ist es völlig falsch, was der Korrespondent des Hn. Girtanners sagt, daß selbst die Lyoner dem Konvent von dem Nach-richt gegeben hätten, was bey ihnen vorgefallen wäre: vielmehr weigerten sie sich, von da an den Konvent anzuerkennen, indem sie unpartheiisch blei-ben wollten. Sie stellten sogar den Adel wieder her, ja, einige adelten sich selbst, in Hoffnung, daß

*) Monopolien sind gegen das Interesse jeder Nation; fördern aber das Chatouillen-Interesse der Fürsten und deren Minister sehr. Es wird also Geld reichlich spendirt, und das Monopol ist fertig. Aber eine ganze Nation durch Bestechung dahin zu bringen, daß sie Einzelnen etwas einräume, was Allen schadet — das sahen die Lyoner und Consorten ein, daß das nicht gienge: und daher ihre Anhänglichkeit an den Thron und ihr Haß gegen Demokraten und Demokratismus!

Ludwig XVII dereinst ihren Adel bestätigen würde. So tollkühn war man in Lyon! —

Daß die Lyoner um diese Zeit mit den Föderalisten zu Marseille ein enges Bündniß gemacht haben, übergeht der Korrespondent des Hn. Girtanners völlig, meldet aber doch mit einigen Worten, daß die Truppen, welche die Marseiller den Lyonern zu Hülfe hätten schicken wollen, unterwegs vom General Cartant seyen geschlagen worden. Aber, wie schon gesagt ist, der Föderalismus war nicht allein in Lyon, sondern im ganzen mittäglichen Frankreich. Cartant hatte nur wenige Bataillons Ohnehosen, mit welchen er hin und her zog, um den Gehorsam gegen die Befehle des Konvents wieder herzustellen. Bey diesem Geschäfte sind mehrere tausend Menschen geopfert worden.

Chaillet und mehrere seiner Anhänger wurden gefangen gesezt, und vor einem aristokratischen Tribunal verhört. Man fragte ihn: ob er den Sohn Ludwigs XVI für seinen Herrn erkenne? Nein! antwortete er: Das Gesetz ist mein Herr; und der junge Kapet ist ein so dummer Junge, daß ich ihn nicht einmal zu meinem Bedienten haben mögte. Diese Antwort gab er, so oft man ihm obige Frage vorlegte; man legte sie ihm aber alle Tage vor.

Der Konvent foderte die Untersuchung des Prozesses über Chaillier und seine Freunde; allein die Lyoner versagten den Gehorsam, und instruirten den Prozeß dieser Unglücklichen ganz für sich. Sie wurden alle hingerichtet. In Girtanners Annalen werden nur zwey genannt, es waren aber mehr als dreyßig, welche auf einen Tag mit Chailler guillotinirt wurden.

In Lyon hatte man die Nationalkokarde abgeschaft, und an deren Stelle eine weiße oder die königliche aufgesteckt. Chailler küßte noch auf der Blutbühne die dreyfarbige Hutschleife; und dafür wurde, nach seiner Hinrichtung, sie zum Spott an seinen abgehackten Kopf genagelt.

Wenn die Guillotine recht geht, so muß der Kopf auf einen Schlag herabfahren, wenigstens kann er nur noch an der untern Haut hängen bleiben. Aber bey der Hinrichtung des Chaillers wurde das Messer so eingerichtet, daß es dreymal fallen mußte, ehe der Unglückliche sterben konnte. Dieser Umstand von der Barbarey der Lyoner ist in Frankreich allgemein bekannt, und blos aus dieser Ursache ist hernach auch der Henker oder der Guillotineur hingerichtet worden: er hatte gegen das Gesetz einen Menschen bey der Exekution gemartert.

Auch die Volksrepräsentanten mußten jezt Lyon verlassen, und begaben sich nach Paris, wo sie von

Allem, was in der rebellischen Stadt vorgefallen war, genaue Nachricht gaben. Der Konvent faßte denn, nach strenger Untersuchung der Sache, ein Dekret ab, daß die Stadt Lyon für rebellisch erklärt, erobert, geplündert und von Grund aus zerstöhrt werden sollte. Zwischen der Saone und dem Rhone sollte eine Schandsäule errichtet werden mit der Inschrift: daß hier dereinst eine berühmte Stadt gestanden habe, welche aber rebellisch geworden sey, und deshalben so jämmerlich nun daniederliege.

Chailler wurde des Patheons würdig erklärt; und beynahe in allen Städten wurden Straßen und Hospitäler nach seinem Namen benannt! Er, Le Pelletier und Marat hießen lange Zeit die vornehmsten Märtyrer der Freyheit.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen.

Ich habe nicht nöthig zu erzählen, wie Lyon von der größern republikanischen Armee erobert und zerstöhrt d. i. aufs fürchterlichste zugerichtet worden ist: das mögen meine Leser in unsern Journalen

suchen, wo sie die nähern Umstände dieser grausamen und entsetzlichen Tragödie finden werden. Ich glaube aber doch bewiesen zu haben, daß der Konvent bey den damaligen mißlichen Umständen nicht anders konnte, als so ein hartes Urtheil über Lyon zu sprechen. Lyon rebellirte gerade zu einer Zeit, wo die Republik noch keine innere Konsistenz hatte, und auf allen Seiten von den fürchterlichsten Feinden bedroht und geängstiget wurde. Und hätten sich die Städte Marseille, Toulon und Lyon behaupten können: dann gute Nacht Republik, gute Nacht Freyheit! *)

---

*) Hätte Pitt diese Gährung stracks unterstützet: Europa wäre längst zur Ruhe. Aber was kümmert einen Kaufmann das Interesse Anderer! Pitt wollte unumschränkt herrschen in England, und Herr zur See seyn. Die Holländer standen ihm vorzüglich im Wege, und ihre Besitzungen reizten ihn gar sehr. So via facti zuzufahren, ging nicht: er zwang sie also, — auch Andere, weil im Trüben gut fischen ist, und weil das Augenmerk auf einen gemeinschaftlichen Feind, die Franzosen, es verhindern sollte, sein Augenmerk auf einen besondern zu merken und zu hintertreiben; oder gelänge der Krieg, dann den Franzosen das wegzukapern, was er in diesem Falle den Holländern hätte lassen müssen — zur Theilnahme am Kriege. Aber schon bey der Belagerung von Dünkirchen, die er von der Seeseite nicht unterstützen ließ, konnte man merken, wohin er eigentlich wollte. Die mordbrennerische Expedition auf Toulon zeigte das Nämliche. Der Krieg sollte einmal in die Länge gezogen werden, um das Volk in England und dessen Sprecher in eine anhaltende Nothwendigkeit zu setzen, sein despotisches Verfahren als ein interimistisches Resultat der Noth und der Zeit gelten zu lassen; während der Zeit aber die Zügel der willkührlichen Regierung so fest anzuschnallen, daß nichts sie weiter zerreiße. Die Volksmasse mußte also durch

Ich ging noch den nämlichen Tag, als ich in Lyon angekommen war, hin und wieder herum, fand aber wenig Straßen, wenig Winkel, wo das Elend der Zerstöhrung nicht sichtbar gewesen wäre.

---

weggeschickte Land- und Seetruppen vermindert, geschwächt und lenksamer gemacht werden. Er hob große Anleihen von mächtigen Handelsbauern, um die Unterstützung des Throns, ihnen, im Fall sie dereinst wieder bezahlt seyn wollten, zum Bedürfniß zu machen. Den ausgeschickten Truppen, zumal denen zu Lande, gab er solche Anführer, von welchen er gewiß wußte, daß sie nichts entscheiden, und folglich seinen Plan, den Krieg in die Länge zu ziehen, nicht stöhren würden. Die Admirale zur See erhielten Befehl, wie er ihn für seinen Plan gut fand. Dünkirchen ließ er von der Seeseite nicht angreifen, um den Franzosen das Vordringen bis nach Holland nicht zu erschweren. Sie sollten dahin dringen, die Holländer, des Statthalter-Despotismus überdrüßig, sollten sich mit ihnen verbinden: und dann hatte er ein Recht, die Besitzungen der Holländer wegzunehmen. — Diese Absicht ist erreicht. Aber Belgien darf den Franzosen nicht bleiben, weil sonst Englands Handel und Credit zu sehr dabey litte. Auch Hannover darf nicht verloren gehen, wegen der Hülfstruppen und der Einkünfte von daher, und wegen der Stimme im deutschen Reichs-Rath. Also muß man, wegen des leztern, den Kaiser zum Freunde halten, und um dieß für die Dauer zu bewirken, muß man alles aufbieten, ihm die Wiedereroberung von Belgien möglich zu machen. Ist Belgien gerettet; hat man dem Kaiser noch etwas hinzu erobern helfen, und ihm dadurch — wills Gott! — eine Präponderenz verschaffet; dann hat man, was man wollte, und zum schuldigen Danke läßt man sich die neuen Acquisitionen garantiren, herrscht dann in England Souverain, und bestimmt Handel und Geldlauf, wie es seiner Britischen Majestät beliebt. — Sehet Deutsche, das ist der Grund eurer noch immer unabsehbarer Leiden! O daß doch unsere edlern und humanern Fürsten erwachten, und für Englands Guineen und Handels-Despotismus deutsches Blut nicht mehr flöhen, und Deutschlands beste Provinzen, zum Nachtheil aller übrigen, nicht länger verwüsten ließen! —

Ganze Reihen Häuser waren weggebrannt, und gerade die allerschönsten. Kirchen, Klöster und alle Gebäude der ehemaligen großen Herren, waren ruinirt. Auch hatten die Hospitäler während der Belagerung großen Schaden erlitten. Als ich an die Guillotine kam, floß das Blut derer, welche wenig Stunden vorher waren geköpft worden, noch auf dem Platze. Dieser Anblick machte mich schaudern. Ich trat in eine nahe Schenke, zu einem Haufen Ohnehosen, und sagte: Es würde doch hübsch seyn, das Menschenblut dort wegzuschaffen. Warum? antwortete einer: das ist aristokratisches Rebellen-Blut, das müssen die Hunde auflecken. Hast du heute guillotiniren sehen? — Nein! — Nun gut: Morgen spielt man das nämliche Spiel: dann kannst du zuschauen. —

Die Leute sprachen vom Kopfabschlagen, wie wenn sie von Nußklopfen gesprochen hätten: Alles, was aristokratisch ist, muß sterben, war allemal der Refrän. Man ging bey der Untersuchung auch nicht immer sehr genau zu Werke, und es war schon hinlänglich, von Adel oder Priester gewesen zu seyn, um den Kopf zu verlieren, wenn man auch sonst nichts begangen hatte. La nobleſſe, la prêtriſe ce ſont des crimes, hieß es; und das Urtheil war fertig.

Die Guillotine reichte zum Hinrichten nicht zu, und so schoß man die unglücklichen Schlachtopfer vor dem Thore mit Kartätschen todt; und was da nicht gleich auf der Stelle blieb, das expedirten die Sankülotten mit ihren Säbeln und Bajonetten. Und doch waren alle Grausamkeiten, welche durch die Guillotine und die Füseliaden in Lyon vorgingen, noch lange nicht hinreichend, die Wuth und Rachsucht der Ohnehosen zu begnügen. Sie hatten gehofft, Lyon sollte nach dem ersten Konventsschluß geplündert und verbrannt werden, und als dieses nicht geschah, da murrten sie laut. Sie machtens hierin, wie ehemals der heil. Prophet Jonas: denn als der Herr seine Drohung, gegen die große Stadt Ninive, welche drey Tagereisen lang, *) also ein ganz ander Ding, als Lyon, war, nicht erfüllte: so wurde Jonas böse, und wollte vor Aerger Hungers sterben. **) Jonas war ein Prophet des Herrn, durch welchen Gottes heiliger Geist selbst redete, ***) den also eine so elende Rachsucht nicht zum beßten kleidete. Aber den Ohnehosen konnte man ihr Murren wohl nicht sehr übel nehmen, indem man ihnen die Plünderung versprochen hatte; und in dieser Hoffnung

---

*) Jon. Kap. 3. 3.

**) Kap. 4. 3.

***) 2. Pet. 1. v. 21.

waren sie auch blindlings ins Feuer gegangen, und hatten mehrere tausend ihrer Brüder verlohren. Auch waren viele von ihnen jämmerlich verwundet: und dennoch murrten sie nur, und empörten sich nicht öffentlich, wie der Prophet Jonas.

Die zum Tode Verurtheilten gingen größtentheils mit vieler Gleichgültigkeit, und Manche mit wahrer Frechheit zum Richtplatz, ja, es war so zu sagen, wider den guten Ton, Betrübniß oder Furcht vor dem Tode blicken zu lassen. Ein Beyspiel muß ich hier erzählen, als einen Beweis von Liebe, die auch im Tode standhaft blieb.

Die achtzehnjährige Gattin eines jungen Lyoners hatte ihrem Bruder bey den Emigranten etwas von ihrem Schmuck schicken wollen, damit er es verkaufen, und davon leben könnte. Der Brief, worin kleine Diamanten sehr künstlich unter dem Siegel versteckt lagen, wurde aufgefangen, und nach der Eroberung der Stadt wurde der Mann und die Frau eingezogen und inquirirt. Die Frau läugnete, daß ihr Gatte um das Geschenk für ihren Bruder gewußt hatte, er aber widersprach und gestand, daß er allerdings darum gewußt, ja, sogar zur Absendung desselben geholfen habe. Da nun das Gesetz alle die zum Tode verurtheilt, welche den Emigranten die geringste Hülfe leisten wollen: so wurden diese beyden jungen Eheleute, wel-

che weiter keinen Theil an der Lyonschen Rebellion genommen hatten; zur Guillotine abgeführt.

Sie erschienen beyde auf dem Blutgerüste, hielten sich fest umschlungen, und sagten sich ganz unbefangen die zärtlichsten Dinge. Endlich riß die junge schöne Frau sich los, und sagte zu ihrem Gatten, der sie wieder umarmen wollte: hâtons ce moment, mon ami; c'est pour nous rejoindre bientôt!*) Sie legte sich sofort aufs Brett; und ihr Kopf flog herunter. Ihr Geliebter bat den Guillotineur, ihr die theuren Wangen seiner Freundin noch einmal küssen zu lassen, und als dieses geschehen war, übergab er sich mit der größten Gleichgültigkeit den Händen des Henkers. Als der Guillotineur beyde Köpfe dem Volke hinwies, schrie auch keine Seele: „es lebe die Republik!" wie doch sonst gewöhnlich ist: alle schauten, in stumpfen Schmerz verlohren, vor sich hin, und bewiesen dadurch, daß sie noch nicht alles Gefühl für Natur und Menschlichkeit verlohren hatten. Diese Geschichte war lange das Gespräch des Tages, und wurde mit sehr humanen Glossen begleitet. Natur, riefen Viele, edle, allmächtige Natur: was ist gegen dich Kunst, Politik und Tod! —

---

*) Lassen wir diesen Augenblick beschleunigen, mein Freund, damit wir bald wieder vereinigt werden.

Den Tag nach meiner Ankunft ging ich zum Commissär, wie er mich bestellt hatte. Er las das Zeugniß des Hauptmanns Landrin sehr aufmerksam durch, und sagte dann: Ja, du kannst vielleicht hier ankommen als Volontär bey den Truppen der Republik: aber da muß ich dich an einen Colonel weisen. Gehe hin auf den Place Marat zum Colonel von Montagne, der nimmt dich ohne Zweifel. Ich traf nun zwar den Colonel nicht, wohl aber einen andern Offizier, der mich, nachdem ich mein Anliegen eröffnet hatte, sogleich mitnahm, und in die Ecurie führte, wo eine ganze Kompagnie Ohnehosen beysammen Quartier hatte. Diese Ecurie war vorzeiten ein prächtiges Gebäude nahe an der Saone, und hatte einem Prinzen zugehört. Man nannte diesen Palast seit der Revolution Ecurie oder Pferdestall, um dadurch die Lebensart der ehemaligen Prinzen in Frankreich durchzuhecheln, die ausgesuchtes Futter gehabt hatten, ohne es zu verdienen, und eben so zügellos sich gebehrdeten, wie jedes unbändige Pferd.

Hier fand ich Ohnehosen von allerley Volk: Deutsche, Italiäner, Spanier und Holländer, meistens Deserteurs; auch Kriegsgefangne mitunter, welche man zur Zeit des Aufstandes im mittäglichen Frankreich bewaffnet hatte. Die meisten aber waren durchgängig Franzosen; und so war ihr

National-Intereſſe, durch ihr Uebergewicht, vor dem Privat-Intereſſe der Rebellen und Ausländer geſichert. Bey dem Anblick dieſes buntſchäckigen Gemiſches von Leuten, welche noch gröſtentheils die Uniform der Herren trugen, denen ſie kurz vorher gedient hatten, fielen mir die Volonen der Römer ein, von welchen der große Diktator ſagte, ſie ſeyen immer gut genug, für das gemeine Wohl zu fechten. Ich konnte daher bey der wunderſeltſamen Karrikatur nicht lachen, die dieſe Militz beym erſten Anblick machte.

Als der Offizier und ich ankamen, ſchrie er: Citoyens Sanculottes, hier bring' ich Euch einen Deutſchen, der aber franzöſiſch ſpricht: Er will brav werden, wie Ihr! — Vive la république! ſchrie mir gleich der ganze ſansculottiſche Schwarm entgegen. Ich erwiederte dieſen Zuruf mit den nämlichen Worten, und war ſofort gleich unter den Burſchen bekannt.

Ich wollte mir nun auch Kameraden nach meinem Geſchmack ſuchen, mit welchen ich nähern Umgang pflegen könnte. Den deutſchen Deſerteurs traute ich wenig, wie ich denn überhaupt ſagen muß, daß unter 10 Deſerteurs allemal 9 ſchlechte Kerls ſind — nicht als wenn ich die Deſertion an und für ſich für ein ſchlechtes Stückchen hielte: wie könnten ſonſt Fürſten und ihre dienſtfertigen Werber

so gierig nach ihnen haschen! — sondern, weil ein braver Bursche, sobald er von vernünftigen Offizieren als Mensch menschlich behandelt wird, selten in die Nothwendigkeit versezt wird, überzulaufen. — Also machte ich mich an einige französische Sanskülotten, — sie nannten sich selbst so, oder Revolutionnaires: Soldaten wollten sie nicht heißen, auch nicht einmal Volontärs — redete freundlich mit ihnen und bat sie, mit mir ins Wirthshaus zu gehen, wo ich eine Bouteille zahlen wollte. Drey gingen mit, und da ich mit Papier und Geld noch ziemlich versehen war, so ließ ich sie gut bewirthen.

Die Ohnehosen waren fidele Brüder, alle drey aus Auvergne, die bald meine Freunde wurden. Sie gaben mir weitläufige Nachricht von dem Zweck ihres Berufes. Wir sind blos da, sagten sie, die Rebellen, die Verräther des Vaterlandes, die Aristokraten, die Edelleute und die Pfaffen todtzuschlagen. Bey uns heißt es kurzweg: friß Vogel oder stirb! Pardon geben oder nehmen sind uns unbekannte Dinge. Du solltest nur gesehen haben, wie unsre braven Brüder da draußen vor dem Rackernest (Lyon) zusammenstürzten! Alle Tage kamen Hunderte, oft Tausende um: aber das machte uns nicht irre! Wir marschirten über die Leichen unsrer Kameraden, und kriegten doch endlich das Rebellen-Nest. Schade nur, daß wir es nicht abbrennen

durften! — Recht thust du übrigens, daß du zu uns dich gesellst; aber den Tod darfst du nicht scheuen! fouttre! Es lebe die Republik! —

Das war so die Instruktion, welche die Ohnehosen mir gaben; und daß sie ächt war, habe ich aus vielen Beweisen eingesehn. Ich fragte auch, wie sich die Ausländer bey ihnen aufführten, und hörte da zu meiner Freude, daß die Deutschen allemal brave Ohnehosen wären, besser, als die Spaniolen, und noch besser, als die Italiäner, welche man vorwärts stoßen müßte. Aber wer einmal bey ihnen sey, der müßte wohl brav werden: denn wollte er sich fürchten, und weichen, so stieße ihm sein nächster Kamerad das Bajonet in den Wamst, und dann wäre er schon bezahlt.

Der Dienst der Ohnehosen in Lyon bestand, außer den Wachen, welche sehr stark, und allemal mit scharf geladnen Gewehren besezt waren, darin, daß sie Tag und Nacht starke Patrouillen machten, alles Verdächtige arretirten, und alle Tage einen Kreis um die Guillotine schlossen: denn alle Tage wurden Mehrere hingerichtet. Ich fragte auch nach den ausländischen Bataillons, hörte aber, daß sie nicht mehr existirten, sondern vertheilt wären. Wie stark aber damals die Revolutions-Armee war, konnte mir niemand sagen: denn täglich kamen einige hinzu, und einige gingen ab. Diese Armee war in dem

ganzen mittäglichen Frankreich, in dem ehemaligen Lyonnois, Dauphine, Languedoc und Provence zerstreut, wo ihrer viele von den Aristokraten oft erschlagen wurden, viele auch davon liefen, oder mit Päſſen sich nach der Armee begaben, welche in der Vendee gegen die Brigands kämpfte. Doch sollen auch damals noch wenigstens 80,000 Mann Revolutions-Truppen in jenen Gegenden gestanden, oder vielmehr herumgeschwärmt haben.

Wenn man nun überlegt, daß vor sechs Monaten von allen diesen Kriegern noch keiner ein Gewehr trug, und daß doch damals schon durch sie die ganze fürchterliche Rebellion im mittäglichen Frankreich gedämpft, Marseille beruhiget, Lyon erobert, und Toulon zerstöhrt war, so kann man sich so ohngefähr einen Begriff machen, was eine Nation vermag, welche für ihre Freyheit aufsteht. Diese schafft Armeen, in einem Zeitraum, worin die Monarchen ihre schon längst stehenden, längst geübten Heere kaum aus ihren Garnisonen führen können. Es ist beynahe unglaublich, welche Märsche die Ohnehosen gemacht, und wie geschwinde sie an Orten operirten, wo man sie noch lange nicht einmal vermuthete. Gegen solche Krieger hilft weder Kriegesliſt, noch Taktik, noch überlegne Macht: Nichts kann sie zurückwerfen, als gleicher Muth:

und welches Monarchen Krieger messen sich wohl an Muth mit Republikanern, die für ihre eigne Sache fechten, und dabey nichts sehen, als Sieg oder Tod? —

Den folgenden Tag ging ich in Begleitung mehrerer Ohnehosen zum Colonel, welcher ehedem ein ehrlicher Seifensiedergeselle gewesen war, aber bey der Eroberung von Lyon seine Bravour auffallend bewiesen hatte. Er sah mich freundlich an, und nachdem er verschiedne Fragen über meinen Patriotismus, und über meinen Haß gegen alle Aristokraten und Pfaffen gethan hatte, sagte er: tu peux exister avec nous; tu auras bientôt un fusil. Das war mein ganzes Engagement. Handgeld ist überhaupt bey den Franzosen schon längst nicht mehr Mode: denn sie meynen, durch Annehmung eines Handgeldes verkaufe der Mann sich und seine Haut, und werde dadurch Leibeigen. Wer aber so niederträchtig oder so dumm seyn könnte, sich um irgend einen Preis zum Leibeignen zu verkaufen, der verdiene Verachtung, und sey nicht werth, daß er das Vaterland und die Würde und die Rechte des Menschen vertheidigen helfe. Sie setzen hinzu: wer durch viehhändlerischen Selbstverkauf Verräther an sich wird, wird es weit eher an Andern werden. Dieß ist es, warum der französische Volontär kein Handgeld nimmt, und noch weniger der Sankülotte.

Der Soldaten=Eid ist auch ganz abgeschafft, wie jeder andere. Wer schwört mehr Eide, sagen sie, als die Söldner der Fürsten, und wer achtet sie weniger, als wieder sie! Dieß zeigt die Menge ihrer Deserteurs.

Der Colonel hatte nicht einmal nach meinem Namen gefragt, und erst einige Zeit hernach schrieb mich der Sergeant ins Register. Sogar der Korporal, welcher das Prêt oder die Löhnung, und das Brod besorgen mußte, machte blos ein Zeichen, daß er nun einen Mann mehr zu besorgen hatte.

Ich war sehr vergnügt, nun bey den Sankülotten zu existiren, und trank mit einigen Kameraden bis den andern Morgen auf das Wohl der Republik und der Sankülotterie. — Warum ich vergnügt war? — Je nun, meine Herren, weil ich bey einem Korps existirte, wovon ich mich losmachen konnte, sobald ich wollte: denn kein Sankülotte ist gebunden. Auch sah ich die Möglichkeit vor mir, irgend etwas zu thun, was mich der Republik hätte empfehlen können; und nun die Ehre, einer freyen Nation zu dienen! Vielleicht war ich auch darum vergnügt, weil ich das Besondere liebe: und ich, als Sankülotte, war doch wohl was besonderes?

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Meine Lage bey den Sankülotten.

Daß es mir leicht war, die Gunst aller meiner Kameraden zu erwerben, sowohl der Offiziere, als der Gemeinen — denn die alle heißen Kameraden oder Brüder — bilden sich diejenigen meiner Leser schon für sich ein, die mich von meiner Wiege an kennen. Ich that alles, was sie thaten, schwadronirte wie sie, lief herum wie sie, trank wie sie, schimpfte auf Aristokraten und Pfaffen, wie sie, und war also in allen Stücken gerade wie sie. Mein Dienst erstreckte sich, so lange wir in Lyon waren, blos auf das Patrouilliren, und zur Guillotine ziehen, um welche wir täglich, Nachmittags um zwey Uhr, einen Kreis schließen mußten. Ich würde denk' ich, meine Leser beleidigen, wenn ich ihnen noch viel von dem traurigen Spektakel schildern wollte, vor welchem ich anfänglich zurückschauderte, hernach aber es gleichgültig, oder doch ohne Zuckungen betrachten konnte.

Einer von den Repräsentanten, welche damals in Lyon das schreckliche Amt, die Empörer zu strafen, ausübten, war der in ganz Europa bekannte

Collot d'Herbois. Von diesem Manne habe ich in Lyon eben nichts Vortheilhaftes, doch auch nichts Nachtheiliges reden hören. Aber nach meiner Rückkehr nach Deutschland habe ich erfahren: d'Herbois sey Komödiant gewesen, und habe ehedem in Lyon gespielt, wo man seine elende Aktion brav ausgezischt habe. Nachher sey er Mitglied des Nationalkonvents geworden, und habe die Bestrafung der Lyoner übernommen, vorzüglich, um sich wegen des ihm auf dem Theater in dieser Stadt wiederfahrnen Schimpfes zu rächen.

Ich kann nicht sagen, ob diese Theater-Geschichte gegründet sey, doch scheint es mir eben nicht sehr. In Lyon selbst habe ich nichts davon gehört; und in Lyon war man eben nicht gewohnt, von den Volksrepräsentanten mit Schonung zu sprechen. Es giebt dergleichen Anekdoten mehr! So soll z. B. Robespierre ein naher Anverwandter des im J. 1757 zu Paris hingerichteten Franz Damiens gewesen seyn, und eben wegen dieser Hinrichtung die Burbonen so sehr gehaßt haben. Es giebt überhaupt keinen Mann, der sich bey der jetzigen Revolution ausgezeichnet hat, dem man in den deutschen Zeitungen, Journalen, Annalen u. dgl. nicht etwas anhinge. Und wenn man ja weiter nichts weis, so sprengt man aus: General Pichegrü sey doch nur eines Bauern Sohn;

General Hoche ein Handwerker von Profession; General Fevre ein unehliches Kind u. s. w. Aber da Pichegrü, Hoche und Fevre bewiesen haben, daß Bauernsöhne, Handwerker und Hurkinder große Helden werden können, welche Hochgebohrne Durchlauchtigste, Hochwürdigste, Excellente Generale zurückwerfen und besiegen: so kompromittiren solche Anekdotenkrämer am schändlichsten sich selbst, und beweisen jedem denkenden Menschenforscher, daß eine alberne Plappergans weiter keine Rücksicht verdiene.

General Laporte wollte gegen das Ende des Jänners von Lyon nach Vienne, einer beynahe 8 Stunden von Lyon gelegnen Stadt. Er ließ unter den Sankülotten bekannt machen, daß er ohngefähr 600 Mann nöthig habe: wer mit wolle, könne sich melden. Diese Art, zum Marsch aufzufodern, vermeidet alles Passive, und der Anführer kann auf seine Leute um so zuverläßiger rechnen, jemehr es ihr eigner Wille ist, unter ihm zu agiren. —

Ich hatte zwar Lust, noch in Lyon zu bleiben, aber meine Kameraden redeten mir zu, mitzugehen, weil sie vermutheten, daß da unten, in dem verfluchten Gebürge der Aristokraten, etwas für sie zu thun seyn würde. Ich ließ mich also auch einschreiben, und zog nebst andern Haufen mit einem von

150 Mann, welchen ein Colonel führte, nach Vienne. Auch unsre 150 Mann nannten sich sogleich Bataillon de la Montagne.

Vor dem Thore befahl der Colonel, daß den andern Morgen um 11 Uhr Alle in Vienne seyn müßten: er müßte erst noch zurück in die Stadt, und würde schon nachkommen. Darauf ritt er zurück, und wir machten, wie es jezt unter den marschierenden Franzosen gebräuchlich ist, Trupp-weise vorwärts. Der anführende Offizier oder General zeigt den versammelten Leuten gewöhnlich nur den Ort ihrer Bestimmung, und die Zeit, wann sie diesen erreichen sollen, an, und überläßt es ihnen, ihren Marsch dann nach ihrer Bequemlichkeit darauf einzurichten. *)

Wer je ein preußisches Regiment hat marschiren sehen, der müßte sich sehr gewundert haben, wenn er bey unserm Trupp einen Soldaten-Marsch hätte entdecken sollen: wer aber die Preußen aus Champagne hat ziehen sehen, der kann, was die Unordnung anbetrifft, sich so ohngefähr vorstellen, wie

---

*) Diese Art zu marschieren hat freylich nichts Gezwungnes, und noch weniger das Ansehn fluchtverdächtiger Züchtlinge, deren Schritt und Tritt überall scharf bewacht werden müsse; aber in der Nähe vom Feinde, oder auf Retiraden, wenn unvorsichtige Anführer, oder verwöhnte, disciplinlose Haufen sie beybehalten, hat sie auch Gefahr, wie die Jourdanische Armee es vorigen Herbst erfahren hat.

die Ohnehosen von einem Orte zum andern wandern; aber auch blos nur, was die Unordnung anbelangt: denn wir waren alle nicht so siech und krank, nicht so hungrig und nicht so abgerissen, als die Preußen damals, ob wir gleich, wegen der sehr verschiednen Kleidung, buntschäckig genug aussahen.

Ehe man nach Vienne kömmt, muß man eine kleine Stadt passiren, deren Namen ich vergessen bin, wo gerade, als wir am andern Tage früh hinkamen, mehrere Bauren vom Lande waren, um gedörrtes Obst zu verkaufen. Die Ohnehosen, mit welchen ich war, — es war aber nur ein kleiner Trupp, von ohngefähr 20 Mann, da die andern von unserm Haufen schon voraus, viele aber noch zurück waren — bemerkten, daß einige dieser Bauern keine Nationalkokarden trugen. Fluchs nahmen sie selbige beym Bündel, führten sie mit Gewalt in einen Kramladen, und zwangen sie, Kokarden zu kaufen, und an ihre Mützen von Schafwolle fest zu machen: darauf ließen sie die Leute wieder gehen.

Als wir näher an Vienne kamen, erzählte ich meiner Kameradschaft, daß ehemals hier der Ort gewesen sey, wohin die alten Kaiser zu Rom die Staatsverbrecher verwiesen hätten: auch, daß unter diesen Pontius Pilatus gewesen sey, der den

Juden Jesus zum Tode verdammt hätte. Fouttre, fing einer an, hat denn der Kaiser den Pilatus verwiesen, weil er den armen Teufel hat hinrichten lassen? Freilich, erwiederte ich, ob ich gleich wußte, daß Tiberius ganz andere Ursachen dazu gehabt hatte. — Er hatte Unrecht, versezte der Ohnehose: der Mosjöh Jesus hatte seine Strafe verdient: denn er hat die ganze Pfafferey gestiftet! — Nicht doch, erwiederte ich, die ist von herrschsüchtigen Bischöfen und Päpsten gestiftet. Jesus verabscheute sie, und es ist eine Lust, zu lesen, wie er die Pfaffen seiner Zeit, die Schriftgelehrten und Hohepriester, wo er nur konnte, hernahm. Jesus, Brüder, war es, der es wagte, den Despotismus unter seiner Nation anzugreifen, und ihr Freyheit und Gleichheit vorzupredigen. Ja, er war im eigentlichen Sinne euer Patriarch, und — wie die Muscadins es nehmen — der erste Sankülotte, der sein Leben zur Stürzung des damaligen Despotismus hingab, und nicht einmal so viel hatte, worauf er sein Haupt hätte legen können, vielweniger — Hosen .... Allerliebst! riefen Mehrere; wenn das wahr ist, so muß er mit ins Pantheon! Es lebe der Sankülott Jesus! Es lebe die Republik!*)

*) Wenn der französischen Nation noch daran liegen könnte, die Religion der Vernunft, unter dem Namen Christenthum — der Schwachen wegen — wieder öffentlich lehren zu

— Aber höre, Kamerad, rief mir ein Anderer zu: nicht wahr, Pilatus ist verwiesen worden, weil er den Herrn Jesus hat kreuzigen lassen? Man muß niemand quälen, der sterben soll. Guillotiniren hätte er ihn höchstens sollen, dann wäre es noch so halb und halb gewesen. Es lebe das Gesetz! — Dieser Zug verräth immer die Anhänglichkeit, die diese sonst so rohen Leute doch für das Gesetz, das alle Martern und Unmenschlichkeiten an Verurtheilten verbietet, bey all ihrer Unwissenheit zeigten.

Die Ursache, warum Laporte einen Theil der

---

lassen: so wüßte ich keinen konsequentern Weg dazu, als den eben bezeichneten. Ich habe ihn bey mehrern Franzosen versucht: und sie sahen ein, daß das ächte und reine Christenthum weiter nichts enthält, als die Elemente der Moral = Religion der Vernunft. Ich werde dieß dereinst vielleicht zeigen in einem gedrängten Auszug aus Tindals Christianity as old, as the creation, oder das Christenthum so alt, als die Welt. — Genug, wäre Johannes der Täufer, und die Apostel eben so mächtige Vor = und Nacharbeiter für Christi Lehre gewesen, wie ohngefähr die Jakobiner dieß für die Beschlüsse des Konvents gewesen sind: ich bin versichert, der Despotismus, zumal der kirchliche, wäre nie System geworden, und selbst in Frankreich wären der Schreckensscenen weniger gewesen. Doch, Alles hat seinen Gang und seine Zeit!

Theil sehr groben, Excessen, welche die Sankülotten, die sich gegen Aristokraten, Priester und Kaufleute alles erlaubt glaubten, hin und wieder begangen hatten. Wollte man sie auseinander gehen lassen, so stand zu befürchten, daß diese Leute, die jezt von der Arbeit entwöhnt waren, bey der ersten Empörung zu den Rebellen übergehen, und da eben so tapfer wider die Republikaner streiten mögten, als sie einige Monate vorher für dieselben gefochten hatten. Und dann ist dort unten an dem Rhone das Land so recht gemacht, Räuber zu beherbergen, wegen der vielen Gebürge in jenen Gegenden, wodurch nur sehr enge Pässe schleichen, und wo die Räuber gar schwer zu fangen sind. Also war es am klügsten, daß man lavirte, und dem Unwesen auf eine gute Art zu steuern suchte.

Die Bürger zu Vienne hatten an der Lyoner Rebellion keinen Antheil genommen; sie wunderten sich also gar sehr, daß man sie, wie sie meynten, exequiren wollte, und versagten unserm Trupp den Eingang, ob sie gleich das Thor nicht sperrten. Die Dinchosen, welche auf einer großen Wiese an dem Rhone versammelt standen, fluchten und schwuren hoch und theuer, daß sie eindringen, und alle Muscadins morden wollten, die sich weigern würden, die braven Rächer der Republik aufzunehmen. Der Lärmen ward endlich allgemein, und

Laporte hatte Mühe, die Ruhe unter ihnen herzustellen. Er ritt selbst in die Stadt und versicherte die Bürgerschaft, daß diese Einquartierung ganz und gar keine Execution sey, und daß diese Truppen kaum drey Tage da bleiben würden. Auf diese Versicherung empfingen uns die Bürger mit Freudengeschrey, und unser Trupp kam in ein Kloster zu liegen.

Das sind doch verfluchte Kerls, die Vienner, sagten die Ohnehosen: fouttre, man muß ihre Gesinnungen untersuchen! In dieser Absicht zerstreuten sich nun fast alle in der Stadt hin und wieder, liefen in die Häuser, und bekamen überall, wo sie einkehrten, vollauf zu trinken, so daß endlich der ganze Trupp so ziemlich benebelt gegen Abend in das Kloster zurück kam. Hier gestanden sie denn, daß die Einwohner der guten Stadt Vienne rechtschaffne Citoyens, gute Patrioten und gute Jungens wären.

Wir blieben nur eine Nacht in Vienne: denn am andern Tage wurden wir beordert, abzugehen, und die Straße nach Grenoble zu nehmen. Alle Ohnehosen steckten die Köpfe zusammen, und fragten sich, was das wohl zu bedeuten habe? Aber selbst die Offiziere, welche wir bey uns hatten, wußten keine Auskunft. Wir erhielten auf zwey Tage Brod, und nun Marsch aus dem alten Vienne

wo die Straßen eben so kothig sind, als in der Vorstadt Glaucha zu Halle.

Fünf ganze Tage brachten wir unterweges zu, obgleich es kaum 20 Stunden von Vienne nach Grenoble sind. Wir machten aber sehr große Umwege, um Dörfer zu erreichen, und da einmal auf gut sankülottisch zu trinken d. h. ohne zu bezahlen: denn auf den Dörfern zahlt ein ächter Ohnehose nichts. Dann ist auch der Weg in jenem Lande, wegen der fürchterlichen Gebürge, und wegen der vielen Flüsse, sehr übel. — Die Bauren sprechen eine sehr unverständliche Sprache, welche aus Italiänisch und Provensalisch zusammengesezt ist, doch verstehen sie meistens das Französische. Die Sprache dort herum ist noch schändlicher, als die in den Gebürgen von der Franche comté.

Unsre Ohnehosen gingen, wie man weis, nicht zusammen, sondern truppweise in mehreren Haufen, verfolgten auch nicht immer denselben Weg, sondern schwärmten herum nach den Dörfern, und fragten nur, ob sie auf den Etape und nach Grenoble kommen würden. Endlich sahen wir das friedliche Grenoble von ferne.

Ich hatte bey dem Anblick dieser Stadt so meine ganz eigne Betrachtung und Empfindung. Bey dem Namen dieser Stadt fiel mir ihr Erbauer, der Kai-

ser Gratian, ein. *) Dieser Kaiser ist, weil er keine große Thaten im Kriege gethan, keine Länder geraubt, und keine Städte zerstöhrt hat, — bey den Historikern eben nicht in Ansehn. Seiner häuslichen und im Stillen wirksamen Tugenden, welche Ausonius so gefällig geschildert hat, gedenken die Historiker nicht: aber mir war Gratian immer sehr schätzbar. Er ist der Sohn des würdigen K. Valentinians des Ersten, welcher unter den christlichen Kaisern zuerst einsah, daß man, wie Gott, die Ketzer nicht verfolgen, sondern einen jeden glauben lassen müsse, was er wolle. Valentinian hat dieses durch ein Gesetz geboten, und dadurch den Pfaffen seiner Zeit die Gewalt benommen, über die Gewissen zu herrschen. Er empfahl seinem Sohn, Gratian, das Nämliche, und dieser befolgte die Vorschrift seines Vaters pünktlich, und ward dadurch dessen würdiger Nachfolger.

Meine Kumpanschaft war zwar nicht im Stande, meine Bemerkungen zu verstehen, als ich aber daher ging, ohne ein Wort zu sprechen, fragte mich einer, warum ich so still einher ginge. Ich theilte ihm also einige Nachrichten von dem Erbauer der Stadt Grenoble mit, und er antwortete mit einem

---

*) Sie heißt auch auf lateinisch und griechisch, Gratianopolis.

Fouttre: Es ist doch Schade, daß Gratian ein Kaiser war! So ein braver Mann hätte Volksrepräsentant werden sollen! — Der rohe Ohnehose sah die Kaiserwürde, als eine Last an, die er für den redlichen Mann unwürdig hielt. —

Bey der vorigen Bemerkung dacht ich zugleich an das vortreffliche Buch des gelehrten und weisen Abrahams Teller, Valentinian der Erste betitelt. Blos ein eudämonianischer Distelkopf, ein intoleranter, dominikanisch-gesinnter Pfaffe, ein theologischer Schulfuchs oder ein Vorsteher solcher Institute, die den Aberglauben zum Grunde haben, ein Pastor Rindvigius, ein Herr von Göchhausen zu Eisenach und andre dieses Gelichters können einen Theodosius den Großen, einen Justinianus und andere schätzen, wegen ihrer Befehle gegen die Ketzer: aber jeder brave, einsichtige Mann wird die Religions-Intoleranz allemal eben so, wie die politische Tyranney widerrechtlich, grausam und abscheulich finden, und ihr, so viel er kann, die Spitze biethen. — Ich segnete Hn. Teller und trat mit meinen Ohnehosen ein in Grenoble.

Der Etapier versicherte uns, daß er kein Brod in Vorrath habe, und erst gegen Abend einiges liefern könne: es sey ein großer Trupp Ohnehosen eben erst von da nach den Alpen gezogen, und so

sey alles vorräthige Brod darauf gangen. In drey oder vier Stunden sollten wir jedoch frisches haben. Die Ohnehosen murrten, und ließen sichs gefallen.

Die Dauphiné oder vielmehr das Delphinat — die dortigen Einwohner nennen es selbst so — ist ein sehr gebürgiges, fatales Land, worin aber schöne fruchtbare Gegenden sind. Dort, wo Grenoble liegt, ist eine recht schöne Gegend, und wenns nicht so kalt auf den Bergen gewesen wäre, so hätte ich wenigstens die große Karthaus besuchen mögen, welche einige Stunden von da auf einem scheuslichen Gebürge liegt. Sie ist jezt ausgeleert, und alle seltne Kostbarkeiten sind zerstöhrt. Der h. Bruno hat hier ehemals sein Hauptwesen gehabt. Auch ist ein Arm von ihm da öffentlich verehrt worden: denn sein übriger h. Leib liegt in Kalabrien. Dieser Arm hat sonst Wunder gethan, aber leider konnte er am Ende des Jahres 1793 sich von dem Feuer, worin er verbrannt wurde, nicht retten.

Scilicet omne sacrum gens importuna profanat,
Omnibus obscuras injicit illa manus! *)

Diese Karthaus war sonst, wie man mir in Grenoble erzählt hat, ein sehr wohlthätiges Institut, worin jeden Tag viele Arme gespeiset wurden.

---

*) Ovid. L. III. Amor. Eleg. VIII.

Aber zum Ersatz dafür besaß auch diese Karthaus beynahe alles gute Land, alle Wiesen, Weinberge u. s. w. auf einige Stunden im Umkraise. — Weil es nicht wahrscheinlich ist, daß jemand auf den einsamen Gebürgen dort die Karthaus in Zukunft bewohnen werde, und weil die Nation die Kosten des Abreißens wohl niemals daran wenden mögte: so wird dieses weitläufige Gebäude noch viele Jahrhunderte hindurch dem Reisenden ein Dokument des Aberglaubens und der ascetischen Nachteulerey bleiben.

Unter den Städten in Frankreich giebt es sehr wenige, worin bey der gewaltsamen Revolution nicht Blut geflossen wäre: und zu diesen wenigen gehört Grenoble. Es steht oder stand zwar damals eine Guillotine auf dem Markte, aber sie war — welches den Einwohnern dieser guten Stadt wahrlich Ehre macht — noch nicht gebraucht worden.

Die Grenobler schienen mir überhaupt durchaus gutmüthige Leute zu seyn, wenigstens nahmen sie uns alle recht freundlich auf, und theilten uns das Ihrige mit, ohne daß wir sie darum ansprachen.

Wir wurden auch hier in ein Kloster einquartiert, wo unsre Ohnehosen beynahe eine Feuersbrunst erregt hätten. Wir hatten nämlich frisches Lagerstroh erhalten, und das alte, worauf, wer weiß,

wie viele Ohnehosen schon gelegen hatten, in ein Nebenzimmer geworfen. Dieses Stroh ging in der Nacht an, und würde gewiß das ganze Gebäude in Brand gesteckt haben, wenn man es nicht schleunig gelöscht hätte. Einige von unsern Ohnehosen badeten sich hier in der Isere, die durch Grenoble läuft, und man gab vor, dieses Wasser habe die Kraft, die Krätze zu heilen. Ob das wahr sey, weiß ich nicht, aber das Wasser der Isere ist so helle, als ich mein Tage kein Flußwasser gesehen habe.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Reise nach Avignon.

Unser Marsch war eigentlich nach der italiänischen Armee, oder nach der Alpen-Armee angelegt. Mehrere Truppen der Revolutions-Armee waren nach der Rhein-Armee, andere nach der Vendée und einige nach der Pyrenäen-Armee geschickt worden. Die Abtheilung, bey welcher ich mich befand, war nach der Alpen-Armee bestimmt. Die Volksrepräsentanten hatten nämlich, wie man weiß, den Befehl erhalten, dahin zu sehen, daß die republikanischen Truppen, welche man in Eile

zusammengerafft hatte, so untergebracht und vertheilt würden, daß die Ruhe des Staats nicht darunter leiden dürfte; und niemand wird die deshalb genommenen Maßregeln tadeln, der sich nur halb und halb einen Begriff von einer Sankülotten-Armee machen kann. *) — Wir harrten auf die Ankunft des Generals Laporte in Grenoble, aber wir harrten vergebens. Endlich befahl der Kommissär, daß wir abziehen, und unsern Marsch auf dem chemin d'étapes nach Marseille richten sollten: wahrscheinlich würden wir auf Mont Dragon in Garnison kommen.

Wir gingen also ab auf den fatalsten Wegen nach Valence zu. Auf den Bergen war es immer formidabel kalt, und in den Thälern gewaltig heiß, ob gleich nur erst der Februar anging. Auf diesem Wege kam ich mit einem einzigen Kameraden eines Abends an ein Dorf, und war willens, nebst ihm in die Dorfschenke einzukehren. Allein der Sankülotte machte mich aufmerksam, daß es nicht rathsam seyn würde, indem wir zu schwach

*) Man kann nicht läugnen, daß der Konvent, so viel man ihm im Auslande auch getadelt hat, oft in einem Monate, unter den gefährlichsten Stürmen, mehr Regierungsweisheit gezeigt hat, als ein Victor Amadäus, in einem ganzen ruhigen Jahrhunderte nie zeigen wird. Und doch meynt der Erzlügner Pitt: in Frankreich sey keine Regierung!

wären, einen Anfall von Mehreren abzuhalten, uns den Bauren bey Nachtzeit so aufs Gerathewohl zu überlassen. Man könnte nicht wissen, ob sie nicht vielleicht erst kurz vorher von Leuten unseres Gleichen seyen insultirt worden, und ob sie nicht auf Gelegenheit lauern mögten, sich zu rächen. *) Ich überdachte das, fand seine Vorstellung vernünftig; aber die Nacht kam heran, und in der Nacht läßt sich in jenem gebürgigen und flußreichen Lande, wo Weg und Steg nicht leicht zu finden sind, gar schlecht weiter machen. Ueberdieß hatten wir noch vier französische Meilen nach Valence. Als

*) Die Leute in jenen Gegenden waren ohne Ausnahme gut republikanisch gesinnt, und wußten recht gut, daß die Sankülotten es waren, welche das innere Frankreich gerettet, und die Sachen dahin gebracht hatten, daß sie der Despotie der Pfaffen, der Edelleute und der Beamten nicht neuerdings, und wohl noch ärger, als vorher, waren unterworfen worden; auch, daß sie, ohne Requisition, ihre Feldarbeit in Ruhe und heiler Haut betreiben konnten. Dieß machte sie auch überall gastfrey gegen die Sankülotten; aber Viele von diesen, zu stolz auf die öffentliche Meynung über ihr Verdienst um die Erhaltung der Republik, gingen in ihren Foderungen oft weiter als sie sollten, und machten es, wie mancher Fürst, welcher die Dankpflicht der Unterthanen für den Schutz, den er ihnen angedeihen läßt, wozu sie Geld und Leute ohnehin schon im voraus geben, soweit ausdehnt daß er sie, wie das Ihrige als sein Eigenthum betrachtet, und nun zugreift, wann und wie es ihm beliebt. So wenig dieß nun gutes Blut bey den Unterthanen setzet, so wenig setzte das Herren-Benehmen vieler Sankülotten auch gutes Blut bey manchen Bauren; und darum war Vorsicht nöthig, wenn Einzelne zur Nacht sich ihnen nahten.

wir nun überlegten, was wir machen sollten, wurde mein Kamerad den Gottesacker und die Kirche gewahr, und that den Vorschlag, hier zu übernachten. Wir gingen hin, fanden sie aber verschlossen, und hatten das Herz nicht, sie mit Gewalt zu öffnen, um die Bauren nicht zu allarmiren. Wir entschlossen uns daher kurz und gut, und krochen ins Beinhaus, rüttelten uns auf den Gebeinen etwas zurecht, und schliefen ziemlich gut bis zum andern Morgen.

Vorzeiten würde ich mich gefürchtet haben, eine Nacht an so einem Orte zuzubringen, aber damals galt mir es völlig gleich. Die Todten haben mir meine Freyheit gewiß auch so wenig übel genommen, als es die Gänse übel nehmen, wenn jemand auf ihren ausgerupften Federn sich hinstreckt. Ueberbleibsel sind Ueberbleibsel: diese von außen und etwas bequemer, jene von innen und etwas hart; aber wie der Hunger das beßte Gewürz der Speisen ist, so ist Müdigkeit die beßte Förderung des Schlafes.

Die Bauren in diesen Gegenden haben die Gewohnheit, die Rinde eines gewissen Baumes, dessen Namen mir entfallen ist, aufzuritzen, wie man in einigen Gegenden die Birken anfrizt, und reiben den herausdringenden Ansatz klein, vermischen ihn dann mit Wein, und dieser wird dadurch

weit lieblicher. Die Leute nennen das Zeug Manne, und machen mancherley Gebrauch davon. Ich aß es gern zum Brode, und das ist alles, was ich darüber sagen kann.

Das gemeine Volk im Delphinat ist äußerst einfältig und abergläubig, und daher wundert es mich sehr, wie die Revolution dort so ganz ohne Unordnung und ohne vieles Blutvergießen hat zu Stande kommen können, zumal da man eben da, wegen der vielen Gebürge, und ungangbaren Wege gar wenig mit Gewalt erzwingen konnte. Aber vielleicht hatte auch kein Land mehr von der Tyranney des Adels und der Pfaffen gelitten, als das Delphinat, und so waren die Leute nur froh, daß sie einmal von diesem Uebel erlößt wurden. — Herr Fisch in seiner vortrefflichen Reise durch das südliche Frankreich erzählt, daß in Languedoc gar viele Mährchen herumgehen, und daß er wünsche, man möge sie sammeln, und von der Vergessenheit retten.*)

*) Der Titel dieser Reise ist: Briefe über die südlichen Provinzen von Frankreich — in den Jahren 1786 87 und 88 geschrieben von J. G. Fisch. Zweyte Auflage. Ich kenne über das Südliche Frankreich nichts vollständigeres, als diese Briefe, und empfehle sie daher jedem, welchen dieser merkwürdige District interessiret. Sie werden dereinst ein nothwendiges extremum Comparationis für den seyn, welcher den jetzigen Zustand dieser Provinzen mit dem ehemaligen vor der Revolution vergleichen will.

Ich habe einige gesammelt; aber hier ist ihr Ort nicht.

Die Stadt Valence oder Valenza, wie die gemeinen Leute sprechen, erinnerte mich lebhaft an den Cäsar Borgia, welcher 1499 Herzog von Valentinois ward. Ich fluchte seinem Andenken, aber der Mätresse K. Heinrichs II, welche auch den Namen einer Herzogin von Valence führte, vorher aber Diane de Portiers hieß, konnte ich meine Bewunderung nicht versagen, da sie in einem ziemlich hohen Alter den wüsten Heinrich, der doch weit jünger als sie war, immer in ihrem Netze zu halten wußte. — Ich weiß nicht, ob ich vielleicht irre, wenn ich sage, daß man auch die ödesten Gegenden unterhaltend finden kann, wenn man sie mit vergangenen merkwürdigen Begebenheiten oder Menschen, durch Hülfe der Geschichte, zu beleben weiß, oder sie so — zu bereisen, wie Herr von Thümmel. Aber —

Dicite Pierides, non omnia discimus omnes.

Als wir Valence verließen, war unser ganzer Trupp nur noch ohngefähr 20 Mann stark: denn aller Orten waren einige zurückgeblieben, zu Hause gangen, krank geworden u. s. w. Wir begaben uns mit den Päßen, die wir hier erhalten hatten, über Montelimart und Carpentras nach Avignon.

Unterhalb dem rusigen Montelimart geht das Comtat an, welches noch vor wenig Jahren ein Eigenthum des h. Vaters zu Rom war, jezt aber unter dem Namen des Departements von Vaucluse zu der französischen Republik gezogen ist. Bey Avignon will ich von diesem Gegenstande mehr sagen.

Wir passirten auch das ehemalige Fürstenthum Orange oder Oranien, wovon noch jezt die Linie von Nassau-Diez den Titel führt. Dieses Land fiel nach dem Tode Wilhelms III, Königs von England, an das preußische Haus, aber Friedrich Wilhelm I. überließ es gegen Ersatz an den König von Frankreich im Jahr 1713; doch behielt Preußen den Titel und das Wappen von Oranien bey. Preußen hat ganz recht gehabt, dieses Fürstenthum abzutreten: denn jezt wäre es doch ohne Widerrede verloren.

Carpentras — man spricht das s am Ende aus — ist eine alte unbedeutende Stadt, wo man aber ein excellentes Glas Wein findet. Unsre Saukülotten waren mit den Einwohnern des Comtats sehr zufrieden, weil sie grösstentheils für ihren Wein, und ihre eingemachten Oliven nichts foderten. Das Frauenzimmer in der Provence ist vorzüglich gut gewachsen, vollbusig, und hat feine Gesichtszüge. Daß ich auf diesen Gegenstand wenig ach-

tete, glauben meine Leser, ohne daß ich es lange versichere: auch meine Kameraden, kümmerten sich um das liebe Frauenzimmer fast gar nicht. Die Sprache war uns hier zu Lande sehr unverständlich, da das Provensalische gar weit vom ächten Französischen abgeht. Doch verstanden uns die Leute fast durchgängig, und Viele sprachen auch rein französisch.

Man findet in diesem Lande viele Ueberbleibsel der alten Römer, welche es ehemals zu einer römischen Provinz gemacht hatten, und ihm den Namen gaben, welchen es, bis auf die Revolution führte. Eins der vornehmsten römischen Ueberbleibsel ist der Circus bey Orange, welcher, wie man sagt, dem großen Marius zu Ehren erbaut ist, der in diesen Gegenden die Cimbrer und Teutonen geschlagen hat.

Uebrigens kann man es den Päpsten nicht verdenken, daß sie sich immer bemüht haben, das Comtat zu erhalten, denn es ist ein schönes fruchtbares Ländchen, worin vorzüglich gurer Waizen, Wein und andere Producte gezogen werden, z. B. Oliven und Saffran. Mich haben die Rosmarinhecken, womit die Straßen besezt sind, sehr verdrossen: denn sie dufren, früh Morgens besonders, so sehr, daß einem der Kopf weh thut. Der Rosmarin wächst hier zu einer sehr beträchtlichen Höhe,

bleibt aber immer Staude: einen Rosmarin-Baum habe ich nicht gesehen. Hat also ein gewisser Hallischer Naturforscher im Kollegio gesagt: in der Provence gäbe es Rosmarinbäume so groß wie die höchsten Fichten — sit fides penes auctorem.

Das ganze Land des Comtats war vor der Revolution voll Klöster, heiliger Kapellen, Kruzifixe und anderer Insignien des Katholicismus. Alles dieses ist jezt zerstöhrt. — Fast in jeder Kirche war ein Gnadenbild, und man fand häufig wunderthätige Reliquien. Aber alle Wunderkraft war nicht im Stande, den reißenden Strohm einer Revolution zu hemmen, die sie zernichtete. Hier, wo der Aberglaube gleichsam sein Hauptwesen so lange gehabt hatte, ist er endlich auch gefallen. *)

---

*) Wunder sind denn wohl nicht von Gott: sonst wäre Gott hier wider sich selbst gewesen. Wunder sind ein Product der Unwissenheit des trägen Glaubens und des politischen und religiösen Dunstmachens. — Aber wen macht es nicht lachen, wenn eben die Maria, die ihre und andere Klotzbilder in Frankreich ungestöhrt zernichten ließ, in Oestreich jezt weinet, um den Pöbel gegen Frankreich erst hintendrein aufzubringen! — Kurz, wie der Glaube selig macht, so macht auch nur der Glaube Wunder; denn wo dieser verschwindet, verschwinden auch jene; und Gott bleibt Gott. Ganz Frankreich hält sich fest am Irrdischen, und befindet sich wohl; und was das Ueberirrdische betrifft, so ist jezt jedes hellen Franzosen Frage und Antwort kurz diese:

De Iove quid sentis? — Minimum est, quod scire laboro:

Iupiter est, quodcunque vides, quocunque moveris.

Und damit ist seine Theologie zu Ende. Und doch, wer überwindet ihn!

Ohngefähr im halben Februar — es mogte etwan der 12te seyn, soviel ich noch rechnen kann — kamen wir nach Avignon, der Hauptstadt des ehemaligen päpstlichen Gebietes, und wurden wieder in ein Kloster einquartiert. Wo also vorzeiten die Hauptpropagandisten des Aberglaubens ihr Brut-Nest gehabt hatten, da logierten jezt dessen Bestürmer. —

Wir fanden hier viele Ohnehosen, auch einige Kriegsgefangene und Deserteurs von den Piemontesern, welche Unfug über Unfug trieben, dafür aber auch tüchtig büßen mußten.

Den zweyten Tag nach unsrer Ankunft wollte ich mit einem Haufen Ohnehosen, welcher nach Marseille ging, auch dahin abgehen, allein der Kommissär war dawider. Es ist wider das Gesetz, sagte er, daß du als ausländischer Deserteur der Republik Kriegsdienste leistest, doch magst du zum Repräsentanten gehen, und wenn der's erlaubt, so ist mir es recht. Ich indeß hatte das Leben bey den Ohnehosen längst satt, und wollte also lieber, ohne Dienst, für mich leben, als mit ihnen noch ferner herumziehen. Ich trennte mich daher von meinen Kameraden, und logirte mich zu einem Grobschmid, welcher mich aus eigner Bewegung aufnahm, und mir eine Stube einräumte, wie man bald näher erfahren wird.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Avignon.

Diese Stadt mit ihrem Gebiete war ehemals eine freye Stadt oder eine kleine Republik, verlohr aber ihre Freyheit, und Papst Clemens VI kaufte diese Stadt und das dazu gehörige Land von Johanna, Königinn von Sicilien und Gräfin von Provence, im Jahr 1348 für 80,000 Florenen.

Sie ist im vierzehnten Jahrhundert sehr berühmt gewesen, indem vom Jahr 1305 bis 1377 die römischen Päpste, an der Zahl sieben, hier residirt haben. Sie liegt an dem Rhone, worein hier die Sorgue stürzt, und ist besser gebauet, als irgend eine Stadt in der Provence. Ehemals hat Avignon sehr geblühet durch den starken Handel mit gedruckter Leinwand, aber seitdem der h. Vater, von den Lyonern bestochen, seinen Unterthanen die Verfertigung der gedruckten Leinwand bey Strafe des Bannes verboth, ist die Nahrung dieser Stadt sehr verfallen, wird sich aber bey der jetzigen Regierung gewiß wieder heben.

Vor der Revolution stand hier ein Erzbischof mit großen Einkünften, und noch außerdem ein

päpstlicher Legat, welcher meistentheils ein Kardinal, war, und die ganze Landschaft, so wie das Comtat verwaltete. Auch war hier viel Adel und eine sehr zahlreiche Klerisey. Zu Anfange der Revolution beschloß Avignon, sich mit Frankreich zu vereinigen; aber der Papst hatte hier noch viel Anhänger, und so entstanden einige sehr blutige Auftritte, wobey von beyden Seiten die abscheulichste Barbarey verübt wurde. Der Vicelegat rettete sich nur noch mit Mühe, und mehrere von seinen Bedienten wurden von dem rasenden Pöbel ermordet — wieder zum Beweise: daß die positive Sinn- und Phantasie-Religion das nicht ist, worauf ein Staat seine Sicherheit zuverläßig berechnen kann. Denn wer hängt der positiven Religion mehr an, als der Pöbel, und wer in Frankreich war grausamer, als er? — Alles Positive hat nämlich keinen festen Grund, indem ihn nicht einmal das hat, woraus das Positive so oder so gegründet wird — die Bibel — und wenn man's durch dicta probantia u. dgl. noch so scheinbarfest blokirt. Der Mensch, auch der gemeinste, ist für Wahrheit und Recht gemacht. Für beyde hat jeder einen immer horchenden Sinn. Tritt nun jemand auf, der diesen Sinn gerade und ehrlich zu treffen weiß, so stürzt das Entgegengesezte, und der Betrogne zürnt jezt um so unversöhnlicher, je schändlicher er sich misbraucht sieht;

und Haß und Verfolgung ist dann der Lohn für alle die, welche ihm und sein unbefangnes Zutrauen so lange herumgehänselt und misbraucht haben, gleichviel, ob im Politischen oder im Religiösen.

Es ist hier, wie in der Freundschaft. Mit je mehrerem Zutrauen man sich einem Freunde anvertraut, und je inniger man ihn geschätzt und geliebt hat, um so unversöhnlicher verachtet man ihn, wenn man hintendrein erfährt, daß er unser Zutrauen misbraucht hat, und Verräther an unsrer Ergebung gegen ihn geworden ist. Woher wäre es sonst auch gekommen, daß die hellern Köpfe in Italien und Frankreich, die nach der katholischen Religion erzogen, unterrichtet und gebildet waren, in den Jahren, worin ihre empfindende Natur, wie ihre erkennende, zur Reife kam, diese Religion weit bitterer bestritten, als ihres Gleichen unter den Protestanten in Deutschland, Holland und England. Auch muß man hier nicht übersehen, daß die katholische Religion, als die positivste, oder bestimmteste, die sinnliche Empfänglichkeit weit mehr schärft, als jede minder positive. Ist aber diese Empfänglichkeit einmal habituel-subjectivisch da, dann wirkt sie das Entgegengesezte gerade subjectivisch-stärker wenn das entgegengesezte Objective stärker auf sie

einwirkt: und das geschieht, sobald der Mensch das Entgegengesezte als besser und richtiger einsieht.

Dieß ist wohl der wahre Aufschluß, über die Gräuel-Scenen in Frankreich. — O, mögten doch alle Fürsten, Theologen und Schul- und Kirchenlehrer dieß genauer prüfen, und dann von dem Irrglauben zurückkommen, daß Wahrheit weniger beruhige und beselige, als Irrthum und Täuschung! Ehrlich währt am längsten, ist ein Sprichwort, das die Welt oder die Menschen dann besser und ruhiger machen wird, wenn es die Gesetztafel aller Kabinette, Schulen und Kirchen geworden seyn wird. Alles andere ist wankendes Product des Despotismus, widerspricht der natürlichen Bestimmung des Menschen, deren Erreichung durch die bürgerliche erleichtert, aber nicht erschwert, noch weniger verdrängt werden darf, und führt am Ende dahin, wohin es in der Schweiz, in den Niederlanden, in Nordamerika und in Frankreich geführt hat. —

Avignon kam eigentlich erst im Jahr 1792 zur Vereinigung mit der französischen Republik, unter dem Namen des Departements von Vaucluse, zu Ehren des großen Franz Petrarca, welcher in der Grotte zu Vaucluse, fünf französ. Meilen von Avignon, ehemals seine Laura besungen hat. — Gegenwärtig ist alles ruhig in Avignon

und zu meiner Zeit hatten die Jakobiner einen starken Klub darin, welcher alles, was von der ehemaligen Tyranney der Päpste übrig war, zerstöhrt hatte.

Ich habe mich in dieser Stadt besonders umgesehen, weil sie viel Interesse für mich hatte, da ich mich an die alte hier ausgeübte Hierarchie so recht lebhaft erinnern konnte. Denn hier hat Clemens V die Schätze, die er den Tempelherren genommen hatte, auf dem Schlosse angehäuft. In Avignon stiftete Johann XXII die römische Dataria, die Annaten, Reservationen, Provisionen und anderes Teufelswerk, welches ihm 25 Millionen Gulden, eine für jene Geldarme Zeit unermeßliche Summe, einbrachte. In Avignon sprach Clemens VI den Bannfluch über den tapfern Kaiser, Ludwig den Baier, die Päpste zu Avignon sind alle in der Geschichte merkwürdig. Clemens V, Johann XXII, Benedict XII, Clemens VI, Innocenz VI, Urbanus V und Gregorius XI haben von hier aus die Christenheit, welche besonders im 14ten Jahrhundert so tief gesunken war, als sie beynahe sinken konnte, gewaltig tyrannisirt; ja, einige von ihnen haben sogar die Menschheit durch ihre großen Laster entehrt. Petrarca lebte damals, und schilderte den päpstlichen Hof zu Avignon als eine Schule der Laster, einen Mittelpunct der Irreligiosität, des Atheismus, und des Aberglaubens. — Das

alles wußte ich recht gut aus der Geschichte, und erinnerte mich an alle Gräuel der päpstlichen Herrschaft um so lebhafter, da ich mich an eben dem Orte befand, wo ehedem ein großer Theil dieser Gräuel verübt war.

Der päpstliche Pallast steht auf einem Berge, und sieht, wie Hr. Fisch richtig bemerkt, einem Zwingherrensitz aus den Zeiten des Faustrechts ähnlicher, als einer Wohnung des Oberpriesters der Friedensreligion. Es ist ein solides mit hohen Thürmen versehenes altes Gebäude. Ehedem bewohnte es der päpstliche Legat, doch stand der größte Theil der Zimmer leer. Bey der Revolution hat das Feuer in diesen heiligen Mauern vieles beschädiget; und als ich sie besah, waren sie der Aufenthalt des lüderlichsten Gesindels, welches der Märe von Avignon aus der Stadt in die päpstliche Burg verwiesen hatte. Die schamlosesten Huren aus der ganzen Gegend trieben also da ungescheut ihr schmutziges Gewerbe, wo ehedem der Statthalter Christi gewohnt hatte! Ein seltsamer Wechsel der menschlichen Dinge!

Der Pallast des Erzbischofs ist durch den Brand ebenfalls sehr beschädiget, und die Kathedralkirche stark verwüstet worden. Keine Seele bewohnte damals den erzbischöflichen Pallast, als luftiges Gesindel, welches sonst nirgends unterkommen konnte.

Es war auch sonst eine Inquisition zu Avignon, welche aber, wie man mir berichtet hat, niemanden zum Tode verurtheilte, doch aber über Büchercensur und andre ähnliche Fratzen zu sagen hatte. Auch diese fand in der Revolution natürlich ihr Ende.

Da die Bürger zu Avignon sich dem Papste entzogen hatten, so zernichteten sie auch alles, was an dessen Regierung erinnern konnte. Der Thron, worauf die alten Päpste gesessen waren, wurde vom Pöbel zerschlagen, ihre Grabmäler gänzlich zerstöhrt, und ihre Knochenreste hingeschmissen. Die vortrefflichen Gemälde und die Inschriften, welche hier und da zusehen waren, und wovon die Reisebeschreiber so viel berichten, sind alle nicht mehr. Auch hier sind die Franzosen ihrem Grundsatze treu geblieben: daß man alle Symbole der politischen und religiösen Tyranney zernichten müsse, gesezt auch, man müßte die größten Meisterstücke mitzernichten, wenn man anders die von dieser und jener Tyranney herkommenden Uebel aus der Wurzel heilen wolle.

In der ehemaligen Franziskaner Kirche ist das Grab der berühmten Laura, welche Petrarca's Muse unsterblich gemacht hat. *) Man wies mir

*) In der fünften Sammlung von Herders Briefen zur Beförderung der Humanität finden diejenigen, welche den Petrarcha noch nicht gehörig kennen, schon genug, um diesen seltnen Geist zu bewundern und zu achten.

den Ort, aber weder Grabmal noch Inschrift konnte ich unterscheiden, weil viel Schutt sie bedeckte. Laura soll in einem bleiernen Sarge liegen. Franz I, König von Frankreich hat das Grab dieses schönen Mädchens öffnen, und ein von ihm selbst zu ihrem Lobe verfertigtes Gedicht hinein legen lassen. Jederman in Avignon weiß von diesem edel-liebenden Paare, und doch hat man, wie ich gehört habe, zu Vaucluse diesem feinen, großen und freyen Dichter auch nicht das geringste Denkmal errichtet, wohl aber das ganze Ländchen mit Kapellen und andern Pfaffen-Possen angefüllt. Hätte ich das geringste Sehenswürdige zu Vaucluse vermuthet, so wäre ich dahin gewalfartet: aber so mogte ich den Weg dahin für nichts und wieder nichts nicht machen.

Es ist wohl keine Stadt in ganz Frankreich, wo nach Verhältniß der Größe mehrere Kirchen und Klöster sind, als in Avignon. Von weitem sieht die Stadt aus, als wären lauter Kirchen darin, wegen der vielen hervorragenden Thürme. Aber schon zu meiner Zeit fing man an, Kirchen, Thürme und Klöster einzureißen, und Avignon sieht ohne Zweifel jezt nicht mehr so bethürmt aus, als vorher.

Während der Revolution öffneten diejenigen, welche der eingeführten Regierung zuwider waren, bey einem Auflauf die Gefängnisse auf dem Schloßberg; und die zahlreichen Gefangnen warfen sich

auf die, welche sie für die Ueheber ihres Unglücks hielten, her, zerstöhrten ihre Häuser, mordeten sie, ihre Weiber und Kinder, und trieben allen Unfug, den man von Gefangnen erwarten kann, die so anomalisch in Freyheit gesezt werden.

Es giebt in Avignon viele Juden, denen aber, wie ich oben erwähnt habe, der öffentliche Gottesdienst auch verboten ist, und die gleich den Christen, mit ins Feld ziehen müssen. Vorzeiten wurden diese Leute hier sehr bedrückt, und durften des Abends nach acht Uhr nicht ausgehen, oder jeder Christ hatte das Recht, ihn auf alle mögliche Art zu mishandeln. Wenn ein Jude gehenkt wurde, so hatten sie ihren eignen Galgen jenseits des Rhone; denn die Regierung hatte den Grundsatz, daß es sich für einen Galgen-Christen nicht schicke, neben einem Galgen-Juden an Einem und demselben Galgen zu hängen. Jezt aber sind alle Galgen, Räder und Rabensteine in ganz Frankreich abgeschafft.

Ehemals ging eine Brücke hier über den Rhone, welche Villeneuve, die in dem Rhone liegende Insel und Avignon miteinander verband, und beynahe 800 Schuh lang war. Sie hatte 19 Bogen, ist aber jezt unbrauchbar und verfallen. Aber man wird, wie ich gehört habe, dieses nützliche Werk des zwölften Jahrhunderts jezt wieder herstellen, weil man keine Klöster, Kapellen u. dgl. mehr zu bauen

oder zu unterhalten hat. Die Brücke soll vom h. Benezet, einem armen Schäfer, herrühren, von welchem die Legende gar viel zu erzählen weiß.

Das Comtat und die Stadt Avignon müssen jezt sehr viel gewinnen, da sie nun mit dem übrigen Frankreich frey handeln können. Unter der vorigen Regierung war das nicht so: denn da mußten alle Waaren, welche im Comtat verfertigt wurden, und alles Getraide, Wein, Oehl, Saffran, und was sonst von dort ausverfahren wurde, schwer verzollt werden. Aber das Unwesen mit dem Zoll, der Accise u. s. w. hat längst aufgehört.

Die Einwohner zu Avignon sind im ganzen brave, freundliche Leute, weit höflicher, als die im Delphinat, obschon auch diese ein ehrlicher Schlag Menschen sind. Ich wenigstens würde sehr undankbar seyn, wenn ich den Avinionesen nicht das Zeugniß einer großen Hospitalität geben wollte.

Als ich vom Kommissär zurück kam, der mich an den Repräsentanten gewiesen hatte, welcher damals in Avignon auf Mission war, ging ich, noch ungewiß, was ich thun sollte, in ein Weinhaus, und wechselte da im Stillen, weil das nicht gut öffentlich anging, einen halben Carolin gegen Papier. Der Wirth, welcher mir gewogen ward, weil ich ihm baares Geld brachte, rühmte mich öffentlich in der Stube gegen seine Gäste, als ei-

nen braven Mann, ob er mich selbst gleich erst seit einer Minute kannte. Die Gäste unterhielten sich mit mir, und ich erzählte ihnen manches meiner Abentheuer, welches ihnen zu gefallen schien. Unter andern war ein Grobschmied da, ein Mann von ohngefähr funfzig Jahren, Namens Neulot, der mehr als die übrigen sich mit mir einließ, und mir endlich seyn Haus anbot, wo ich, so lange ich in Avignon bleiben würde, wohnen könnte. Ich nahm dieses Anerbieten mit Freuden an, und zog gleich den folgenden Tag bey Neulot, welcher ohnweit des Rhone sein Haus hatte, ein. Ich habe in dem Hause dieses braven Mannes viel Gutes genossen, und manche frohe Stunde gehabt; und bin durch ihn mit mehreren bekannt geworden, welche mir auch manches Vergnügen gemacht haben.

Er misbilligte meinen Vorsatz, mit den Ohnehosen weiter herum zu ziehen, und öffnete mir über sie die Augen merklich. Die Armee revolutionnaire ist eine Ruthe, sagte er, womit die Rebellen gezüchtigt werden mußten. Da aber die Rebellion jezt ein Ende hat, so darf diese Armee nicht weiter existiren, die nur Unordnung verbreiten würde. Er bewies mir hierauf, daß ich wohl thun würde, wenn ich mich ganz ruhig verhielte, und dasjenige annähme, was die Republik den fremden Gefang-

nen und Deserteurs bestimmt hätte. — Neulot hatte recht: ich meldete also dem Kommissär meinen Entschluß, für mich zu bleiben; und von diesem Tage an erhielt ich täglich 1½ Pfund Brod und 10 Sous an Geld, nebst noch zwey Sous fürs Quartier, da ich bey einem Bürger, und nicht in einem Nationalgebäude wohnte.

Neulot ließ mich täglich mit sich essen, und nahm mich fast alle Abende mit ins Weinhaus, wo ich unter dem Namen grand Prussan (Prussien) sehr bekannt war.

Ich habe es schon gesagt, daß man aller Orten Leute antrifft, welche uns gern helfen, wenn wir in der Noth sind; und der Satz: „res Sacra miser olt," scheint den Menschen ins Herz geschrieben zu seyn. Gegen Einen Hartherzigen finden sich zehn Gutmüthige: Dieß habe ich so oft und an so manchem Orte erfahren: denn was erfährt der nicht, qui mores (hominum) multorum vidit et urbes! Aber wir müssen hübsch ohne Anspruch kommen, und nichts als Schuldigkeit fodern, was nur guter Wille ist. Ohne Prätension kömmt man sehr leicht durch die Welt, aber schwer, wenn sich Stolz, Zudringlichkeit, Impertinenz, Ungenügsamkeit und die Sucht, bequem zu leben, mit der Dürftigkeit verbinden: und dann erst ist der Mensch im eigentlichsten Verstande elend und unglücklich. Der ist frei-

Hor. Epist. I, 3; 142.

lich ein Narr, welcher zu Fuße geht und Wasser trinkt, wenn er fahren und Wein haben kann: allein wenn kein Wagen zu haben ist, so muß man gehen, und wer keinen Wein hat, muß mit einem Trunk Bier oder Wasser zufrieden seyn; sonst ist er auch ein Narr, und verdient ausgelacht, nicht aber unterstüzt zu werden. Sollten einige meiner Leser in die Umstände kommen, worin ich so oft gewesen bin: so mögen sie sich diesen Wink merken; und es wird sie niemals reuen. Sie werden auf diese Weise das Böse besiegen, und da und dort werden sie etwas Gutes finden, welches sie um so mehr freuen wird, je weniger sie es verlangt, oder erwartet haben. Und wer kann heute sagen, in welche Lage er Morgen kommen kann! —

Ich half meinem Neulot fleißig in seiner Schmiede, zog den Balg, und schlug auch mit zu, wenn er grobes Eisen schmiedete. Das gefiel ihm und seiner Frau; und diese machte mir, um mir ihren Dank zu zeigen, oft warmen Wein, woran die Leute sehr gewöhnt sind, ob sie ihn gleich durch das Wärmen verschlimmern.

Zu Villeneuve jenseits des Rhone bin ich auch einigemal mit meinem Neulot gewesen, und kriegte hier einmal einen heftigen Zank über die Frage: ob

der Adel schon an sich ein Verbrechen sey, und ob man jeden, der adelich sey, für einen Feind der Republik halten könne? Mein Gegner behauptete diesen Satz gerade hin, ich aber beschränkte denselben sehr. Als wir nicht einig werden konnten, stand er endlich auf und ging mit den Worten: Citoyen, es scheint, daß auch du ein — Edelmann bist! In Deutschland soll so unter jedem Strohdach ein solches Insekt hausen; du bist also wohl auch einer von diesen sacrès mâtins. Und dahin ging er.

Wir blieben, und es entstand eine interessante Unterredung über die relativen Maßstäbe, wonach einzelne Menschen und ganze Völker Ehre und Schande, und Verdienst und Verbrechen abmessen. In Frankreich ist Adel jezt Schande und Verbrechen, und war sonst hohe Ehre, hohes Verdienst, ärger als in Deutschland. — Ob übrigens ein Souverän berechtigt sey, einen Adelstand, als einen erblichen Mittelstand, zwischen sich und den übrigen Staatsbürgern zu gründen, dieß untersuchet Kant, und betrachtet den angeerbten Adel (nach Art einer angeerbten Professur) als ein Gedankending, ohne alle Realität, und sagt: „Was das Volk (die ganze Masse der Unterthanen) nicht über sich selbst und seine Genossen beschließen kann, das kann auch der Souverän nicht über das Volk

beschließen: — folglich ist angeerbter Adel — ein widerrechtlich ertheilter Vorzug. *) —

Die wenigen Wochen, welche ich in dieser ehemaligen päpstlichen Residenz zubrachte, gingen mir unter vielen Vergnügungen hin, wozu die Gutmüthigkeit des Grobschmieds Neulot, und der herrliche wohlfeile Wein das meiste beytrug.

Ehe ich in meiner Erzählung weiter gehe, muß ich meinen Lesern eine Idee von der Lage der ausländischen Deserteurs in Frankreich beybringen, damit sie einsehen, warum ich bey den Ohnehosen ohne Erlaubniß des Repräsentanten nicht ferner bleiben sollte. Freilich wird mancher Leser es nicht gern sehen, daß ich den Faden der Geschichte so oft durch Ausschweifungen unterbreche: aber da ich keinen Roman schreibe, und mehr unterrichten, als unterhalten will: so wird mir der, welcher mehr Unterricht, als Unterhaltung sucht, meine Nebengänge, die doch immer zur Kenntniß der neuern Begebenheiten in Frankreich, oder zu deren vernünftigen Beurtheilung gehören, auf alle Fälle wenigstens zu gute halten.

---

*) Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre von Imanuel Kant, Königsberg bey Nicolovius, 1797. S. 192.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Von den fremden Deserteurs in Frankreich.

Jeder Kriegführenden Macht ist daran gelegen, daß des Feindes Soldaten brav ausreißen: denn nichts bringt mehr Unordnung und Unzuverlässigkeit in eine Armee, als häufige Desertion, und diese wird eben darum dem Gegentheil allemal sehr vortheilhaft. Es war daher auch den Franzosen im geringsten nicht zu verargen, daß sie alle Anstalten trafen, um die Soldaten ihrer Feinde zur Desertion zu verleiten. Es ist dieses freilich eine Sache, die blos der Krieg und die Absicht, den Genuß der Menschen-Rechte allgemeiner zu machen, entschuldigen kann.

Schon in Champagne streuten die Franzosen Zettel aus, worin den Preußen und Oestreichern allerhand Vortheile versprochen wurden, wenn sie sich zu ihnen begeben würden. Ich habe oben so einen Zettel eingerückt. Aber in Champagne schlug diese Auffoderung wenig an, am wenigsten bey den Preußen.*) Eben solche Zettel hatte auch Cüstine in Deutschland ausstreuen lassen.

*) Die Ursache davon findet man in den Briefen eines preußischen Augenzeugen über den Feldzug des Herzogs von Braunschweig gegen die Neufranken.

Die Vortheile, welche der Nationalkonvent den Ueberläufern anboth, waren folgende:

1.) Sollten sie gleich bey ihrer Ankunft 50 Livres bekommen, und eben so gehalten werden, wie die französischen Soldaten.

2.) Sollten sie eine jährliche Pension von 200 Livres erhalten.

3.) Sollten sie zu allen Militärdiensten und militärischen Bedienungen fähig seyn; auch durch erzeigte Dienste das Bürgerrecht erhalten.

4.) Ihre Weiber und Kinder sollten nach ihrem Tode versorgt werden.

Das waren so die vorzüglichsten Vortheile, welche der Konvent den Ueberläufern versprach, und auch allen redlich hielt bis auf das Ende des J. 1793, aber jezt nur noch denen hält, welche durch treue Dienste sich dieser Wohlthaten würdig machen, wie ich weiterhin zeigen werde.

Diese Anstalt des Nationalkonvents war auf den natürlichen Trieb des Menschen nach Freyheit und Verbesserung seiner Lage angelegt; aber zu einer Zeit, wo es nur wenigen in den Kopf wollte, daß Frankreich vermögend bleiben würde, sich selbst zu retten, vielweniger diejenigen, die auf diese Aufforderung dorthin hinübergingen. Wenn aber der Convent in den Ueberläufern helle Einsicht und brave Gesinnungen erwartete: dann betrog er sich sehr,

und bewies, daß diejenigen, welche zu solchen Dekreten gerathen hatten, mit dem Deserteurswesen weniz bekannt waren.

Der englische Obrist Tyrimble macht in seiner Reise durch Spanien, bey Gelegenheit der Garde Valonne, welche der König von Spanien hält, und die aus lauter Desertören besteht, die ganz richtige Bemerkung: „daß solche Leute eine verächtliche Kanalje seyen.“ Er hat recht; denn obgleich mancher ehrliche Soldat aus guten Gründen seinen Kriegsherrn verlassen kann, so bleibt es doch im allgemeinen wahr, daß die meisten Ueberläufer schlechtes Gesindel sind. Aber das bedachten die Franzosen nicht: denn bey der ehemaligen franzöfischen Armee waren gar keine Deserteurs, und bey ihren deutschen Regimentern nur wenige. Der Genius dieser Leute konnte ihnen also nicht sehr bekannt seyn.

Der Antrag der Franzosen wirkte erst im Jahr 1793: denn von da an liefen von allen Armeen, vorzüglich von der Kaiserlichen, die Soldaten haufenweise nach Frankreich, wo man sie mit offnen Armen aufnahm, und ihnen sofort die versprochnen 50 Livres auszahlte. Manche gingen auf mehrere Distrikte, gaben sich allerwegen für erst angekommene aus, und ließen sich drey, vier und mehrmalen das Geld auszahlen. Ich selbst habe viele

dieser Buben gesprochen, welche sich rühmten, in Landau, Weißenburg, Hagenau, Strasburg, Pfalzburg und Metz die 50 Livres erhalten zu haben.

Man errichtete Bataillons aus lauter Desertören unter dem Namen Bataillons Etrangers. Es wurden auch Husaren-Regimenter aus Ueberläufern errichtet: so groß war die Anzahl derselben in Frankreich! Als man hernach diese Leute auf die Gränzen brachte, flatterten sie wieder ab, wie sie gekommen waren. Freilich gingen sie nicht wieder zu denjenigen Armee, wobey sie vorher gestanden hatten, aber da man, troz des allgemeinen Cartels, den die Verbündeten geschlossen hatten, doch jeden aller Orten annahm, der nur wollte, und, ohne weiter nachzufragen, das glaubte, was er von seiner vorherigen Existenz angab: so war es z. B. einem östreichischen Deserteur etwas sehr leichtes, bey den Preußen, Holländern, Hessen u. s. w. gleich wieder anzukommen.

Aber das war noch lange nicht alles! Als Toulon und Lyon sich der Republik widersezten, warfen ihrer sehr viele sich mit in diese Städte, und stritten nun gegen die Nation, welche sie so großmüthig aufgenommen hatte. Die Rebellen gaben diesen Leuten sehr gute Subsistenz und guten Sold, und so fanden sie bey ihnen ihr Behagen besser, als im Dienste der Republik.

Viele, gar sehr Viele schlichen auch nach der

Vendée, wohin sie der berüchtigte Gaston durch Manifeste eingeladen hatte. Es lag auch gleichsam in den Grundsätzen dieser Leute, lieber gegen Frankreich, als für Frankreich zu streiten. Ein Destreicher z. B. ein Piemonteser, ein Spaniol und sonst eifrige Katholiken, die ihre Messe, ihren Rosenkranz und ihr Marienbild, troz aller Immoralität, für die größten Heiligthümer hielten, mußten in Frankreich, wo man schon 1792 sehr vieles an ihrer Religion geändert hatte, und diese im Jahr 1793 ganz abschaffte, nichts als Gräuel der Verwüstung sehen, und sich für ewig verdammt halten, wenn sie für das Interesse eines so gottlosen Volkes fechten würden.

Dem Konvente konnte dieses Unwesen nicht lange unbekannt bleiben, und es wurden bald Dekrete gemacht, demselben abzuhelfen. Erstlich sollte man keine fremden Deserteurs in die französischen Armeen weiter aufnehmen; die wirklich angestellten aber sollten alle nach der Armee gegen Spanien und zur Revolutions-Armee geschickt werden, damit der Desertion gesteuert würde. Nachdem aber Lyon und Toulon wieder in die Hände der Republikaner gekommen war, verabschiedete man die Ausländer auch bey denen Armeen, welche man zur Eroberung dieser Plätze gebraucht hatte. Doch befinden sich bey allen französischen Truppen noch manche Ausländer, welche ihren

Dienst ehrlich verrichten, und darum als Nationale Franzosen gehalten werden.

Gegen das Ende des J. 1793 hob der Konvent auch die Pension auf, die den Deserteurs war versprochen worden, und ließ ihnen fernerhin nichts, als die Subsistenz der Kriegsgefangnen.

Indessen ließ man doch den fremden Deserteurs alle bürgerliche Freyheit: wer arbeiten wollte oder konnte, durfte alles treiben, womit er etwas zu verdienen hoffte; und es ist beynahe kein Dorf in ganz Frankreich, wo nicht Deserteurs wären, welche den Bauren aushelfen, oder Handwerke treiben. Sehr viele haben in Frankreich geheurathet, und sind Bürger geworden, genießen auch alle Vorrechte der Nationalen, und erhalten noch immer ihre tägliche Subsistenz von der Nation.

Die Aufführung der meisten Deserteurs war, wie man sie von solchem Gesindel nur erwarten konnte, das heißt, über allen Begriff schlecht und infam. Das sogenannte Luderleben schien ihre einzige Kunst zu seyn, und ich werde weiterhin, wenn ich von den Desertören in Dijon, wo zu meiner Zeit einige Tausend waren, zu reden komme, einige frappante Beyspiele von dem verfluchten Betragen dieser Schurken anbringen.

Es giebt in Frankreich jezt eine doppelte Klasse Deserteurs: solche, die der Republik gedient haben,

z. B. bey der Revolutions-Armee, aber nachher verabschiedet worden sind; und andere, die ihr niemals gedient haben. Erstere wurden zu meiner Zeit gehalten wie Invaliden, d. i. sie erhielten noch außer ihrer Subsistenz ihre Kleider, und hatten gute Quartiere; leztere aber mußten mit der blossen Nahrung zufrieden seyn, ob ihnen gleich auch dann und wann Kleider gereicht wurden, wenn sie gar zu sehr abgerissen waren. Zu ihrem Lager hatten sie blos Strohsäcke und Friesdecken, und waren in ehemaligen Klöstern einquartiert.

Diese Menschen bemühten sich häufig, weil sie einmal an das Herumschwärmen gewöhnt waren, Frankreich zu verlassen; und Vielen ist es auch geglückt, nach der Schweiz und von da aus, weiter zu kommen. Aber da die Gränzen, besonders unter der Domination der Jakobiner, wegen der Emigranten, stark besezt waren, so wurden gar Manche wieder aufgefangen, und zurückgebracht. Ihre Strafe war dann ein Arrest von 8, oder 14 Tagen, ja von einem ganzen Monat. Ich werde von diesen Versuchen zur Flucht einige Beyspiele in der Folge anführen.

Ich las einmal in dem Journal de Berlin, daß mehr als 40,000 Deserteurs in Frankreich wären, und das war gar nicht zu viel angegeben, wenn man bedenkt, daß die Meisten, welche in dem je-

tigen Kriege von allen Armeen der Coalition weg-gelaufen sind, ihre Zuflucht nach Frankreich genommen haben. Man nehme nun an, wie's denn wirklich war, daß jeder täglich 1½ Pf. Brod und 10 Sous Geld erhielt, so kosteten die Deserteurs der Republik täglich 60,000 Pf. Brod und 5000 Thaler Preußisch. Wenn dann das Pfund Brod zu fünf Sous gerechnet wird, und geringer kann es nicht angeschlagen werden, wegen der damaligen Theurung, so kosteten die Deserteurs jeden Monat 262,500 Thaler, ohne das Holz, Stroh, Decken u. dgl. was diesen Leuten gegeben wird, und ohne die Besoldung, welche ihren Aufsehern noch außerdem gereicht werden muß. Es ist daher gewiß, daß die französische Republik mehrere Millionen zur Erhaltung der fremden Deserteurs hat hergeben müssen, welche ihr weiter keinen Vortheil brachten, als daß sie nicht wider sie stritten.

Im Sommer 1794 wurde dem Konvent der Vorschlag gethan, die fremden Deserteurs samt und sonders aus dem Lande zu jagen, um auf einmal dieser Last los zu werden. Aber dieser Vorschlag wurde verworfen, weil in diesem Fall die feindlichen Heere sehr starken Zuwachs erhalten hätten, und besonders, weil zu befürchten war, daß die Deserteurs sich in die Gebürge werfen, und dort Räuberbanden machen würden. Dafür fand

man für gut, denen unter den Deserteus, welche in Ländern zu Hause wären, die entweder mit der Republik in Verbindung ständen, oder sich neutral verhielten, zu erlauben, in ihr Vaterland zurück zu kehren. Also hatten die Schweden, Dänen, Schweizer, Polen, Venetianer, u. a. die Freyheit, Frankreich nach Belieben zu verlassen, nur mußten sie beweisen können, daß sie da wirklich zu Hause waren. Einige schrieben daher um ihren Taufschein, Andere aber machten ihn selbst, oder ließen ihn machen: und so kam mancher heraus. Nach dem Sturz der Jakobiner gab man auch auf den Gränzen nicht mehr so stark Acht auf die Auswanderungen, und nun schlichen sich Viele ohne Pässe nach Brabant, nach der Schweiz und nach Italien.

Die Franzosen achten die Deserteurs nicht, da sie ihnen von einer so schlechten Seite bekannt geworden sind. Ich habe viele darüber sprechen hören, und alle behaupteten, daß ein Mensch, der seinem Herrn ohne dringende Noth untreu würde, überhaupt ein elender Mensch sey, der das Vertrauen der Republikaner nicht verdiene. Doch waren sie auch billig genug, um einzusehen, daß mancher ehrliche Kerl seine guten Gründe haben könne, seine Fahnen zu verlassen; und so einer durfte sich nur auf der guten Seite zeigen und brav handeln,

um das Vertrauen der Franzosen in vollem Maße zu genießen. Besonders waren die beliebt, welche in Fabriken, Werkstätten, oder auf dem Felde arbeiteten, und sich dadurch nützlich zu machen suchten.

Es ist aber grundfalsch, was in einigen deutschen Zeitungen gestanden hat, daß man die Deserteurs in Frankreich zu den allerniedrigsten Arbeiten anhalte, und sie auf alle Art mishandle. Diese Nachrichten sind wahrscheinlich verbreitet worden, um das Ausreißen bey den deutschen Armeen zu verhindern. Aber zur Steuer der Wahrheit muß ich bekennen, daß kein Deserteur angehalten wurde, irgend etwas zu arbeiten, wenn er selbst nicht wollte, noch weniger, daß man sie, wie in den deutschen Zeitungen erzählt wurde, zur Reinigung der Abtritte und zum Gassenkehren gezwungen, mit Stockschlägen traktirt, oder sonst mishandelt habe. Das alles ist grundfalsch, und der Quelle würdig, woraus es geflossen ist.

Es war allerdings von den Franzosen übereilt, daß sie den feindlichen Ueberläufern so große Vortheile zusagten, oder man müßte die Voraussetzung bey ihnen annehmen, daß diese große und feierliche Zusage die feindlichen Armeen durch Desertion auflösen und schwächen und sie dadurch bald zum Frieden bequemen würde, und daß die Nation alsdann

an Kriegskosten das ersparen könnte, was die Desertöre ihr beym Eintreffen kosteten. Diese Voraussetzung war aber zu sehr gegen den Geist der damaligen Zeit und der feindlichen Heere, als daß sie zur Wirklichkeit hätte kommen können. Sie kam auch nie, jener Berechnung gemäß, ganz dahin, wohl aber nach und nach großentheils; und die Nation gab anfangs, was sie versprochen hatte, pünktlich. Aber Leute, die sich so betrugen, wie die Deserteurs in Frankreich, — konnten auch gar nicht erwarten, daß man ihnen die versprochnen Wohlthaten forthin noch so reichen sollte, wie man sie ihnen versprochen hatte. Freilich mußte der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden: aber wie sollte man unter einem Haufen solcher Erzschufte den braven redlichen Mann gleich heraus finden! Wer sich selbst herausfand, genoß der Gunst der Nation, war angesehen und geehrt, und seine Lage war sehr erträglich.

Indessen wurde, sobald der Deserteur der Hülfe der Nation wirklich bedurfte, kein Unterschied mehr gemacht, ob er ein Schuft oder ein rechtschaffner Mann war. Der kranke Deserteur wurde eben so im Hospital gewartet und verpflegt, wie der beste französische Volontär oder Offizier: denn in Frankreich gilt blos der Mensch, und so wurde er blos als Mensch behandelt, der den Beystand seiner

Brüder nöthig hatte. Vor Gericht war der Deserteur eben so angesehen, wie ein Bürger; und ich weiß mehrere Fälle, wo Deserteurs ihre Sache gegen Bürger gewonnen haben. Die Klagen wider die Fremden wurden nicht so, wie sonst wohl zu geschehen pflegt, als gegründet gleich angenommen, sondern erst aufs genaueste nach dem gemeinen Rechte der Franzosen untersucht, aber die Strafen waren allemal weit gelinder, als sie würden gewesen seyn, wenn Franzosen die Beklagten gewesen wären. Man hat in Frankreich nicht mehr den häßlichen Grundsatz, welchen Cicero aus den Zwölf-Tafel-Gesetzen anführt: contra hostem (d. i. peregrinum) perpetua auctoritas, und welchen man in so manchen Ländern noch so hübsch befolgt, daß es jedem Ausländer Angst seyn muß, sich daselbst aufzuhalten. Man bedenke nur, wie man unter andern mit den Fremden in Rußland verfährt, wenigstens sonst verfuhr unter der Regierung Katharina, der Zweyten.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Meine Rückreise von Avignon nach Lyon.

Nachdem ich ohngefähr neun Tage in Avignon zugebracht hatte, wurde eine große Anzahl Kriegsgefangner Piemonteser daselbst eingebracht. Unter diesen waren viele Deutsche, auch einer meiner Landsleute, von Werrstadt gebürtig. Er war vor noch nicht langer Zeit in kaiserliche Dienste getreten, war aber da weggelaufen zu den Piemontesern, und nun ohnweit Nizza gefangen worden. Dieser Mensch erzählte mir so viel Gutes und Rühmliches von dem Heldenheer Sr. Majestät von Sardinien, den Robespierre den petit roi Sarde nannte, daß ich leicht einsah, dieses Heer würde in alle Ewigkeit gegen die Franzosen nichts ausrichten, wie es denn auch nichts ausgerichtet hat.

Gleich den andern Tag gingen einige Piemonteser nach Miradel, einem ehemals päpstlichen Schlosse auf einem Berge, eine starke Stunde von der Stadt, wo ich auch schon gewesen war, und wo man Wein haben konnte. Als sie sich voll gesoffen hatten, gingen sie fort, kehrten aber zurück, als es finster war, plünderten den

Wirth rein aus, füllten ihre Brodbeutel mit Speck Brod und Weinflaschen, und flüchteten sich in die Gebürge, um nach der Schweiz oder nach Italien zu entwischen. Aber einige Gensd'armes, welche das Gebürge durchstreiften, hielten sie an, und brachten sie zurück. Sie wurden sofort auf vier Monate eingesteckt.

Der Repräsentant befahl nun, daß man alle Kriegsgefangnen und Ausländer weiter ins Innere von Frankreich bringen sollte, um sie von der zu nahen Gränze mehr zu entfernen: denn von Avignon nach den Alpen ist es gar nicht weit; und wer einmal in diesen Gebürgen ist, und den Weg weiß, kann leicht nach Italien kommen, obgleich der, der keine Wege kennt, immer Gefahr läuft, sich zu verirren und Hungers zu sterben.

Die Gefangnen sollten nach Toulouse gebracht werden, und der Kommissär wollte mich mit dahin schicken. In Toulouse findest du auch Preußen, sagte er, aber ich wußte, daß nur Spanier und Sardinier da waren. Auch hatte ich keine Lust, mit den Piemontesern zu gehen, in deren Gesellschaft es mir gar nicht gefiel. — Ich stellte also dem Kommissär vor, daß mich der Hauptmann Landrin, dessen Zeugniß ich ihm vorwies, deswegen nach Mâcon empfohlen hätte, damit ich Dienste bey der Republik haben könnte. Da nun dieses

nicht anginge, und ich mich selbst von den Ohnehosen getrennt hätte, so wäre es doch billig, daß er mich wieder zu meinen alten Kameraden gehen ließe. Du hast recht, erwiederte der Kommissär: Du wirst ohne Zweifel deine Preußen in Mâcon, oder in Langres, oder in Dijon oder da herum finden; in Lyon kannst du das Nähere hören: und dahin will ich dir einen Paß geben. Das geschah.

Mein ehrlicher Grobschmied war mit meiner Abreise nicht zufrieden. Da ich einige Kenntniß vom Gartenbau hatte, so meynte er, ich könnte in Avignon ganz gut fortkommen, wenn ich nur gärtnern wollte, und dürfte nicht, wie ein Landstreicher herumfahren. Aber meines Bleibens war nicht mehr!

Ich brachte die lezte Nacht in Gesellschaft meines Wirthes und einiger anderer Bekannten in der Weinschenke zu und gieng früh mit einem schweren Tornister, den mir die Wirthin mit Speck, Brod, einer Branteweinsflasche und Oliven gefüllt hatte, und, betrübt, eine Stadt zu verlassen, wo mir es gut gegangen war, fort auf Carpentras zu, und kam gegen Abend nach Orange, wo der Etape war.

Meine Zurückreise nach Lyon war eben nicht merkwürdig. Ich ging über Montelimart,

Valence und Vienne, aber nicht über Grenoble, wohin mein Paß nicht wies, den man genau befolgen muß, wenn man nicht als Vagabunde angehalten seyn will. Ich hatte größtentheils den reißend-laufenden Rhone zur Linken. Ich gab mich auf den Dörfern und in den kleinern Städten für einen Kriegsgefangnen aus, und hatte das Vergnügen zu sehen, daß alle Leute Mitleid mit mir hatten, und mir gern unentgeldlich Brod, Wein und Oliven in Menge mittheilten. Auf diese Art wollte ich, ohne jemals Noth zu leiden, durch ganz Frankreich gezogen seyn. Wenn ich irgend einmal, wegen der bösen Wege auf den Ort des Etapes nicht kommen konnte, so sprach ich den ersten besten Baner um ein Nachtquartier an, und kein einziger hat mir dieses versagt, vielmehr machte jeder sich eine Freude daraus, mich zu beherbergen und zu bewirthen. Besonders wohlthätig fand ich diejenigen, deren Kinder in der Armee dienten: sie meynten, daß sie verbunden wären, nothleidenden Ausländern beyzustehen, denn wer könnte wissen, ob nicht in eben dem Augenblick auch ihre Kinder der Hülfe bedürften.

Das war Sprache der Natur, die den Feind vergessen macht, sobald seine Lage auf den Menschen in ihm hinweißt. Diese humane Sprache sollte man — zumal zur Zeit des Krieges — zum Besten der unglücklichen Schlachtopfer desselben,

noch eindringender und verständlicher zu machen suchen, und nicht sie noch verwirren und schwächen wollen, wie der Verfasser der Wanderungen — es zu thun versucht hat. Ihr, die Ihr als Kriegsgefangne, so gute Menschen in Frankreich gefunden habt, Ihr schämet euch gewiß wie ich, wenn Ihr nach eurer Zurückkunft hör't, wie unmenschlich an so manchem Orte man sogar die mit dem Tode ringenden französischen Kriegsgefangnen behandelt hat. O Herder, o ihr Verfasser des Kosmopoliten: in Deutschland — in Deutschland fehlt es noch sehr an Humanität! Humane Menschen giebt es unter uns genug, aber auch humane Regierungen viele? — Wahrlich diejenige, welche man so häufig kanibalisch genannt hat, war es in der erwähnten Rücksicht durchaus nicht! Zeugen für diese Wahrheit sind mehrere Tausende unter uns da: man frage sie, und — erröthe!

O mögten doch alle unsere Schriftsteller zur Förderung der Humanität, es ihr Hauptaugenmerk seyn lassen, „„den Geist der Humanität erst de„„nen einzuflößen, ohne deren Humanisirung die „„Humanisirung der Uebrigen, wenn nicht un„„möglich, doch unendlich schwer gemacht wird!““ Denn was hilft es, sagt der Herausgeber der Sammlung erbaulicher Gedichte, oder des Zuchtspiegels für die politischen Vampyrs,

was hilft es, die Zweige eines Baumes auf die schönste Art zuzustutzen, und doch nicht zu sorgen, daß dessen Wurzel und Stamm am Krebsschaden zu kranken aufhöre! Die Gesundheit des Ganzen hängt von der Gesundheit aller dessen Theile ab, aber vorzüglich von der Gesundheit der Haupttheile. Siechen diese; so siechet alles Uebrige." *)

Wie gesagt, ich fand sehr gute, wohlthätige Menschen, nur verstand ich die Leute nicht immer recht, wegen ihres ganz eignen Dialekts. — Ich habe mich oft über diejenigen gewundert, welche die einzig-ächte Aussprache des Französischen bestimmen wollen, da doch jede Provinz, ja, beynahe jede Stadt ihre eigne hat, — das patois abgerechnet, welches ohnehin eine verdorbene Sprache ist. In Deutschland kann ein Westphälinger und ein Pfälzer recht gut deutsch sprechen, und doch werden sie beyde niemals sprechen, wie der Sachse, oder

---

*) Vorrede zur Sam. erbaul. Gedichte S. 95. Unter allen Humanitäts-Schriftstellern hat keiner einen glücklichern Einfall gehabt, den politischen Vampyrs Humanisirung zu predigen, als der erwähnte Herausgeber. Er schlug gerade den entgegengesetzten Weg ein, den die Herausgeber der Horen gehen wollten. Diesen leztern Weg nennt er S. 21, ff. den verkehrten und der Natur widersprechenden Weg; zeigt auch sehr einleuchtend: warum. Die Xenien-Dichter werden von ihm wahrscheinlich keine Notiz gehabt haben: sonst hätten sie ihn wohl auch mit einem honetten Distichon retagirt! ungalisch

der Brandenburger. Eben so ist's auch in Frankreich; und wenn sonst nur die Aussprache rein und ohne Mistöne ist, so kann, so muß man sie schon ertragen. D. Bahrdt vertheidigte die sächsische Aussprache, und sprach doch selbst: nischt.

Zu Ende des Februars kam ich nach Lyon zurück, und hörte vom Kommissär, daß ich weiter müßte, es stände mir aber frey, wohin ich wollte: sein Rath indeß wäre, ich ginge nach Dijon in Burgund, denn da gäbe es sehr viele Deutsche, und ausserdem wäre Dijon der wohlfeilste Ort weit und breit. Ich versprach, mich zu besinnen, und bath ihn, er mögte mich ausruhen lassen, welches er auch that. Seine Frau bemerkte, daß meine Schuhe abgerissen waren, und bewog ihn, mir ein Paar neue zu geben.

In Lyon oder wie es damals noch hieß, in Commune affranchie, hatten die scheuslichsten Exekutionen jezt aufgehört, und alle die waren gefallen, welche sich des Verbrechens der Rebellion schuldig gemacht hatten. Man hat die Anzahl der hier Hingerichteten sehr verschieden angegeben, man kann aber immer annehmen, daß sie sich zum mindesten auf 1700 belaufen habe. General Rousin war dahin geschickt worden, und hatte das schreckliche Schauspiel ausgeführt.

Als ich dießmal da war, hatte zwar das Guillotiniren ein Ende, das heißt, man richtete die Leute nicht mehr so haufenweise hin, obgleich noch dann und wann Einzelne sterben mußten, und die Untersuchungen noch immer fortgingen: denn in Lyon saßen noch sehr Viele als verdächtig, und Lyon hatte ein außerordentliches Revolutions-Tribunal.

Ich muß hier in der Kürze einiges von diesem Tribunal anbringen, um falschen Begriffen vorzubeugen, die man sich davon machen könnte. Nach der ersten Anordnung sollte nur in Paris, und nirgend anders ein Revolutionstribunal existiren, das ist, ein Gerichtshof, wo Verbrechen gegen die Grundgesetze des Staats untersucht und bestraft werden sollten. Aber bald ergab sichs, daß das Revolutions-Tribunal in Paris nicht hinreichte, wegen der überall zunehmenden Revolutionsverbrechen. Also wurden solche Gerichtshöfe aller Orten errichtet, wo sie nach der Meynung der Volksrepräsentanten, und nach dem Gutachten der Jakobiner nöthig waren. Sie sollten aber der Natur ihrer Einrichtung und Bestimmung gemäß keine permanenten Tribunale seyn, sondern gleich aufhören, sobald die traurige Veranlassung vorbey wäre, die sie nothwendig gemacht hätte. Ihre Organisation hing lediglich von den Repräsentanten ab, und diese al-

lein wählten ihre Beysitzer. Viele Departementer hatten gar keins, doch gab es ihrer in den meisten. Die vornehmsten waren zu Strasburg, Besançon, Dep. von Doux, Lyon, Bourdeaux, Nantes, Toulou, Marseille, Rennes, und an andern Orten. Das ~~Wichtigste~~ sitz war freylich immer das Pariser, doch sind in Nantes, unter der Administration des blutdürstigen Carrier, mehr Grausamkeiten vorgefallen, als selbst in Paris und Bourdeaux, wo man doch auf einmal 96 Priester, die nicht schwören wollten, guillotinirte.

Schon im März 1794 wurde das Ansehn oder die Gewalt der Revolutionstribunale sehr verringert, und endlich fielen sie ganz mit dem Tod des Robespierre. Doch davon muß ich weiterhin ausführlicher reden.

Lyon hat nach dem Sturz der Jakobiner seinen alten Namen wieder erhalten, so wie Toulon und Marseille. Dieses leztere hatte den schnurrigen Namen: san nom.

Ich fand in Lyon einige von den Ohnesen, welche ich vor einigen Wochen hier gekannt hatte, und die sich sehr wunderten, daß ich zurückkäme. Ich erzählte ihnen meine ganze Begebenheit, und da meynten sie, es könne nicht fehlen, es würden gewiß wieder foutue muscadins rebelliren, und zu Paa-

ren getrieben werden müssen: dann sollte ich nur auch kommen; ich könnte Offizier werden!

Ich ging mit einigen Ohnehosen Abends in eine Schenke, an einem Dekadentage; aber noch jezt wünsche ich, ich wäre damals nicht mitgangen: denn ich habe die bösen Folgen dieses Ganges über zwey Jahre an meinem Körper gefühlt. Einige meiner Leser, besonders die superklugen, — wenn anders superkluge Leute mein Buch ihrer Aufmerksamkeit würdigen soliten — werden die wichtige Bemerkung machen, daß ich an meinem Unglück selbst Schuld gewesen sey, da ich ohne Noth die Schenke besucht habe. Aber wenn die Herren bedenken wollen, daß ich schon viel hundertmal in die Schenken gegangen war, ohne daß mir das geringste Uebel begegnet wäre, so werden sie von selbst einsehen, daß die Schenke und mein Unfall nicht nothwendig zusammenhingen, und mir es dann auch nicht übel nehmen, daß ich zu Lyon mit den Ohnehosen zu Weine ging.

In dem Weinhause waren mehrere Ohnehosen und andre Leute, welche sich, wie damals vorzüglich gewöhnlich war, mit den Historien des Tages unterhielten, und eben die Zeitung gelesen hatten, worin die Fortschritte der republikanischen Waffen beschrieben waren. Sie waren alle munter, und tranken auf nichts, als auf das Wohl-

seyn der Republik. Ich mischte mich in ihr Gespräch, und machte meine Sache so gut, daß sie mir das Zeugniß gaben: ich sey, troz meiner deutschen Geburt, würdig, ein citoyen François zu seyn, und die Waffen der Freyheit zu führen.

Unter andern war ein gewisser Offizier da, ich glaube, er hieß La Salle, der mir stark zutrank, auch selbst schon einen derben Rausch weghatte, und mitunter gewaltig auf die Feinde der Republik loszog, denen er nichts als Tod und Verderben prophezeihte. Ich ließ ihn immer reden, und widersprach erst, als er anfing, die fremden Soldaten als feige Memmen, und Hunzfötter darzustellen. Da aber konnte ich mich nicht mehr halten, und sagte ihm gerade heraus: wer so räsonnirte, habe noch keinen Preußen gesehen: das seyen auch Männer, so gut als die Franzosen.

Er: Das ist nicht wahr: die Deutschen sind Tyrannen-Sklaven so gut als die Spanier, die Holländer und die Piemontesen.

Ich: Gut: aber laß sie für ihre Freyheit, für ihr Vaterland erst einmal auftreten; und du sollst sehen, daß sie ihren Mann stellen.

Er: Aber nur nicht wie die Franzosen! fouttre! Die Deutschen sind Memmen, und lassen sich von ihren Fürsten treiben und verkaufen, wie das Schlachtvieh.

Ich: Citoyen, hole mich der Teufel, wenn ich mich jezt nicht zu den Fremden rechnen müßte —

Er: (hitzig) Nun, was willst du damit sagen, Citoyen?

Ich: Ich würde dir das Maul stopfen, und den Muth der Deutschen vertheidigen.

Er: (sehr lebhaft) Nun wohl, vertheidige ihn!

Ich: Ich habe keinen Degen.

Er: Da sieht mans! Weil du keinen Degen hast, so willst du uns weis machen, du hättest Courage, dich mit mir zu messen. Geh, trink und halt das Maul!

Einer aus der Gesellschaft: Sacrè matin! höre, ich will dir nur sagen, daß du gleich gehen, und Degen holen mußt! Wenn alsdann der Fremde keinen Muth hat, sich mit dir zu schlagen, so hast du recht; wenn du aber keine Degen hohlst, so halt' ich dich für einen Zänker, der sich nicht getraut, seine Händel auszumachen. Verstehst du mich?

Er: (aufstehend) Sollen gleich welche da seyn: nur ein wenig Geduld!

Er ging fort, und ich erwartete ihn ohne Furcht zurück. Vielleicht trug der Wein, der damals meinen Kopf beherrschte, das Seinige nicht wenig bey,

daß ich meinen Mann so unbefangen zurück erwartete. Endlich nach einer halben Stunde kam er, und brachte zwey Degen von gleicher Länge, woraus er mich einen wählen hieß. Ich nahm den ersten besten, und ohne weiter zu bramarbasiren, sogar ohne Sekundanten, welche überhaupt in Frankreich nicht Mode sind, gingen wir hinter das Haus in den Mondschein, und fingen an, auf einander einzufechten. Mein Gegner war geschickter als ich, und beym dritten oder vierten Ausfall stieß er mich vorn in die Brust, daß ich rücklings zu Boden fiel, und alles Besinnen verlohr.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich schon in der Wirthsstube auf einem Lehnsessel. Meine Kleider und sogar mein Hemde waren ausgezogen, und meine Wunde gewaschen, und mit einem großen Stück Schwamm bedeckt, doch lief das Blut noch immerfort in meine langen Hosen.

Endlich kam der Chirurgus, den mein Gegner herbeygeholt hatte, untersuchte die Wunde, und verband mich mit dem ausdrücklichen Befehl, mich in ein Bette zu legen, und ruhig zu bleiben: Früh wollte er wieder kommen. Mein Gegner versicherte ihn, daß er mich im Hause der Bürgerin — ihr Name ist mir entfallen — ohnweit dem Wirthshause finden würde, und bath ihn sehr, ja früh wieder zu kommen: er wolle alles bezahlen u. s. w.

Ich wurde wirklich von vier Franzosen, wobey der Offizier, der mich verwundet hatte, selbst war, in ein Bürgerhaus gebracht, und in ein recht gutes Bette hingelegt.

Dreißigstes Kapitel.

Folgen meines Duells. Reise nach Dijon.

In den neuen französischen Gesetzen ist das strenge Gesetz der Könige gegen die Schlägereyen gar nicht aufgehoben; vielmehr dictirt der neue Criminal-Codex denen die härtesten Strafen, welche sich selbst Genugthuung schaffen, und nicht die Hülfe der Gesetze auffodern, wenn sie beleidiget werden. Demohnerachtet fallen sowohl bey den Armeen, als in den Städten sehr viele Zweykämpfe vor, und ich erinnere mich wenigstens nicht, daß ich von Bestrafung solcher Duellanten je gehört hätte. Es scheint so in der Natur dieses Volkes zu seyn, daß sie die Duelle gutheißen, und daher keine Klagen gegen die Beleidiger der Gegengesetze anbringen. Wer sich in Frankreich schlägt, wird für einen Mann von Ehre gehalten, und wer bey gewissen Beleidigungen sich nicht herumbalgen wollte, wür-

de der Gegenstand der allgemeinen Verachtung seyn; wenigstens würde es einem jungen Manne, der entweder wirklich Waffen trägt, oder doch sie zu tragen im Stande ist, nimmermehr vergeben werden, wenn er einen Duell verbitten wollte. So ist die Denkungsart der französischen Nation noch jezt: ob sie recht oder unrecht habe, kann und will ich nicht ausmachen, muß aber doch bekennen, daß ich Fälle erlebt habe, wo es schlechterdings nicht anging, einen Zweykampf zu vermeiden, ohne sich dem Vorwurf der Feigheit und der allgemeinen Verachtung auszusetzen.

Ich will indessen meinen Duell in Lyon ganz und gar nicht entschuldigen, und bekenne gern, daß er sich niemals zugetragen hätte, wenn mein Kopf durch den Trunk nicht heroisch geworden wäre. Ich hatte gar keinen Beruf, die Tapferkeit der Deutschen in einem Lande zu vertheidigen, wo ich die Ehre der Könige nicht hätte um alles vertheidigen mögen: denn auf Apologien dieser Art stand damals der Tod.

Den andern Tag früh war der Chirurgus *) wieder da, untersuchte abermals die Wunde,

*) Seit einigen Jahren werden die Feldscheere in der preußischen Armee Chirurgi genannt. Dieses fremde Wort sagt noch lange nicht, was Feldscheer sagt, und hätte billig einem deutschen recht guten Worte nicht vorgezogen werden sollen. Unwissende Leute sprechen Kriurgus, Kiurgus, Gregorius u. s. w.

und sagte, sie sey nicht gefährlich: wäre sie aber nur etwas tiefer gegangen, so wäre ich foutu u. s. w. Der gute Mann hat sich sehr viel Mühe mit mir gegeben.

Meine Wirthin war eine recht brave Frau, die mich sehr bedauerte und alles that, was ich nur begehrte: sie gab mir sogar Wein zu trinken, ob es gleich der Wundarzt aufs strengste verboten hatte. Der Offizier besuchte mich recht fleißig und brachte immer gute Freunde mit, die er versicherte, ich sey ein braver Kerl, ich habe Courage, wie ein Franzose: fechten müßte ich nur noch lernen, dann würde kein sacrè mâtin mir zu nahe kommen dürfen. Dann bedaurte er, daß er mit mir Händel angefangen hätte, schob alle Schuld auf den Wein, und ich vergab ihm nicht nur, sondern freute mich noch — warum? weiß ich selbst nicht — daß ich mich mit einem Ohnehosen geschlagen hatte. Man ist zuweilen recht kindisch sonderbar!

Meine Wunde besserte sich zusehends durch die Bemühung des Arztes, und schon am 4ten oder 5ten Tage konnte ich außer Bette seyn, und herumgehen, aber das Haus zu verlassen — wollte er durchaus nicht zugeben. Die Zeit ward mir aber sehr lange: denn meine meiste, angenehmste und nützlichste Beschäftigung in Frankreich war, alle

öffentlichen Häuser zu besuchen und da den Debatten der Leute zuzuhören, oder die angeschlagnen Zettel an den Ecken der Straßen zu lesen, oder in Weinschenken mich mit Leuten von Kopf zu unterhalten, um das jetzige Frankreich, soviel als möglich war, kennen zu lernen, auch die Maschinerie genau zu erforschen, wodurch es das geworden ist, was es jezt ist, u. dgl. Diese Art von psychologisch-politischem Studium trieb ich von Ort zu Ort, verglich meine Ausbeute mit der Geschichte, und fand dabey soviel Unterhaltung, daß es mir zum Bedürfniß geworden war. Dieses Bedürfniß konnte ich jezt nicht befriedigen, und meine Wirthin, eine Wittfrau, ging oft weg, und ließ mich allein; und wenn sie auch da war, so wußte sie doch wenig zu erzählen.

III. Nach ohngefähr 10 oder 12 Tagen entschloß ich mich, Lyon zu verlassen: meine Freunde, die Ohnehosen, versicherten mich, solche Wunden heilten von selbst, wenn man nur Pflaster darauf legte. Die Wirthin begehrte auch, daß ich aufs Hospital gehen sollte, weil sie befürchtete, mein Aufenthalt in ihrem Hause mögte ihr Ungelegenheit zuziehen. Ich entdeckte meinen Vorsatz dem Arzte, der ihn aber stracks verwarf, und mir rieth, mich im Lazarethe vollends kuriren zu lassen. Der Mann

hatte recht, und ich hatte sehr unrecht, daß ich ihm nicht folgte.

Mein Gegner wollte mich zwar ins Hospital bringen, aber bey dem allen schien es mir doch, daß er lieber sehen mögte, daß ich mich abführte. Der Tag zu meiner Abreise wurde also bestimmt. Der Offizier schenkte mir ein Hemde und ein Paar Strümpfe: — die meinigen hatte ich schon längst in den Gebürgen des Delphinats weggeschmissen, — dann nahm er meine Schreibtafel, und steckte 60 Livres Papier hinein. Meinen Namen schrieb er sich sorgfältig auf, und versicherte mich, daß er, wo er mich finden würde, alles Mögliche zu meinem Vergnügen thun wollte. Gern, sezte er hinzu, gäbe er mir mehr Assignate, aber die 60 Livres seyen alles, was er habe: er habe sie sogar selbst borgen müssen. — Ich habe über diesen Mann niemals böse seyn können, und schied mit Thränen von ihm.

Auf dem Wege sah ich mich oft nach der unglücklichen Stadt um, welche noch vor wenig Monaten eine der schönsten und blühendsten in Europa war, nun aber die fürchterlichsten Spuren des bürgerlichen Krieges jedem Auge darbot. Es ging mir damals, wie vorzeiten dem Servius Sulpitius, welcher bey dem Anblick der zerstöhrten Städte Athen, Korinth, Mägara und Agina sich

wunderte, daß der Mensch noch so thörig seyn, und den Verlust eines einzelnen Menschen für etwas großes, und der Bemerkung würdiges finden könnte. Die grausame Umwälzung in Frankrei y hat deutlich genug gelehrt:

— — — humanis quae sit fiducia rebus!

Ich brachte zwey Tage zu, um nach Mâcon zu kommen. Den ersten Tag gings frisch weg: es war das herrlichste Wetter. Aber am andern Tage hatte ich große Mühe, mich nach dem alten Mâcon hinzuschleppen. Meine Wunde schmerzte mich sehr, und bey jedem Schritte fühlte ich die schrecklichsten Stiche. Ich kehrte oft in die Dörfer ein, wo mich die Leute beklagten, und mir immer Wein geben wollten; aber ich dankte.

In Mâcon meldete ich mich bey dem Kommissär, der mir zwar auf einen Tag Quartier gab, mich aber in kein Spital bringen konnte, weil in Mâcon damals keins war. Uebermorgen sollst du, sagte er, nach Challons gefahren werden: es sind noch mehr Kranke hier, die dahin sollen. Ich blieb also in Mâcon, genoß aber die ganze Zeit nichts, als einige Gläser Wein, die ich gerade nicht hätte trinken sollen. Mein Wirth kaufte mir mein Brod und Fleisch ab, weil ich es nicht brauchen konnte.

Ich hatte von Mâcon nach Challons noch drey Soldaten zu Begleitern, welche auch unterwegs

erkrankt waren, und zu Challous ins Spital sollten. Wir fuhren auf einem republikanischen Wägelchen d. i. auf einem Karren von zwey Rädern, der mit einer leinenen Plane bedeckt war. Als wir den andern Tag zu Chalon ankamen, war das dasige Spital so besezt, daß keiner mehr hinein konnte. Der Kommissär schwur hoch und theuer, daß er uns nicht helfen könne, und daß er es bedaurte, daß wir weiter müßten. In Dijon seyen vier Hospitäler, und da sey auch der Hauptsammelplatz aller Kranken von weit und breit: dahin müßten wir auch. — Er ließ uns aber für die Nacht gut einquartiren, ließ uns durch den Medikus untersuchen, uns Arzney geben, und den andern Tag früh nach Dijon fahren, wo wir denn auch Abends um 8 Uhr ankamen.

Die Krankenfuhren in Frankreich sind eine Art Frohndienst, — wenn man anders Dienste für die leidende Menschheit Frohndienste nennen kann — welche unter keinem Vorwande abgelehnt werden dürfen. An wem die Reihe in einem Dorfe oder in einer Stadt ist, der muß fahren und das auf der Stelle, oder er muß doch sorgen, daß gefahren werde. Aber in Deutschland habe ich gefunden, daß man zwar die Vorspanne für die Equipage eines Herrn Offiziers, einer gnädigen Frau, einer Mätresse, eines Kammerdieners prompt ge-

nug herbey schaffen muß, daß aber auch die Kranken oft liegen bleiben, bis sie der Hinschaffung in die Hospitäler nicht mehr bedürfen. Was ist hier kanibalisch, was human? —

Zu Dijon brachte man uns in dasjenige Hospital, welches im ehemaligen Carmelitinnen-Kloster angelegt ist, und zu Ehren des in Lyon hingerichteten Chaillers Hôpital Chailler genannt wird. Ich erhielt in einem großen Saale ein recht gutes Bette; und der Doktor Antoine, nebst den Feldscheeren, gaben sich alle Mühe, mich herzustellen; und wenn meine Brustwunde damals nicht geheilt ist, so war es lediglich meine Schuld, und nicht die der französischen Chirurgen.

Ich hatte ein starkes Fieber, und der Arzt hielt dafür, daß es von übler Lebensart u. dgl. herkäme. Ich zeigte ihm meine Wunde: er schüttelte den Kopf sehr, und befahl dem Oberchirurgus, allen Fleiß anzuwenden, daß dieser Fehler bald verbessert würde. Aber der Chirurgus machte mir alle Tage einen Wicken hinein, welches mich sehr schmerzte: ich ließ mir es aber gefallen, und der Feldscheer verband mich so fleißig, als der brave Antoine Arzney zu meiner Fieberkur vorschrieb. Da aber, wie es billig und recht ist, mehr eine angemeßne Diät, und genaue Wartung die Hauptsache der Kur bey den Franzosen jezt ausmacht: so er-

hielt ich nur wenig Arzney; und diese bestand meistens in einem Tränkchen.

In Dijon lagen damals (im März 1794) wenigstens 5000 Deserteurs und gewiß 6 bis 7000 Kriegsgefangne, womit die weitläufigen Klöster der cy-devant Benediktiner, Bernardineſſen, Norbertiner und der adlichen Damen unſrer lieben Frauen zu St. Julian (Demoiſelles de notre Dame St. Iulien) angefüllt waren. Viele Kriegsgefangne lagen auch in der Kapelle, worin ehedem der Hofſtaat Sr. Hoheit, des Exprinzen von Condé, ehemaligen Statthalters von Burgund, ſeine ſogenannte Andacht verrichtete.

Da dieſe Leute von Armeen herkamen, bey denen ſie nur alles mögliche Ungemach ausgeſtanden hatten, und nun in ſo ſehr veränderter Luft leben mußten, ſo riſſen auch epidemiſche Krankheiten in Menge unter ihnen ein, welche Manchen ins Grab legten. Aber — ich wiederhole es — ich kann mich auf das Zeugniß aller derer berufen, welche in Frankreich als Gefangne und Deſerteurs geweſen ſind — und die ſind doch wohl Legionen! — daß die Franzoſen es an Pflege und Arzneyen nicht haben fehlen laſſen, um die kranken Ausländer wieder herzuſtellen; und in keinem Stücke hat die Nation beſſer bewieſen, daß ſie die leidende Menſchheit ehre, als durch die edle Sorge für die kran-

ken Fremden. Ich wünschte nur, daß die Herren, welche den Franzosen so gern alles Böse nachsagen, und sie auf alle Art zu beschimpfen suchen, die Herren Göchhausen, Reichard, Schirach und andere dieser Clique, Zeugnisse von den aus Frankreich zurückgekehrten Kriegsgefangnen zum Nachtheil der Franzosen sammeln mögten. Aber das können sie nicht: was sie nachtheiliges sagen, haben sie von den cy-devant großen Herren und Pfaffen, oder von ihrer angelaufenen Brille; und ich kann, ohne Furcht, ein démenti zu bekommen, geradehin behaupten, daß wer in Frankreich gewesen ist, schlechterdings nicht anders, als gut von der französischen Nation sprechen kann, wenn er anders ein Mann ist, der seine eignen Erfahrungen nicht verläugnen will, oder der durch sein schlechtes Betragen die Franzosen nicht selbst genöthigt hat, ihm die Pflichten des Wohlverhaltens etwas eindringend in einem Arreste einzuflößen. Will man aber die Franzosen wegen ihres Benehmens auf deutschem Grund und Boden tadeln: je nun die Oestreicher machen, wie ich dereinst zeigen werde, es da nicht erbaulicher: und wollen Schutzverwandte, Freunde und Retter seyn!

Das Hospital Chailler war mit ausländischen Kranken stark angefüllt, welche aber unter den Franzosen herumlagen und in jeder Rücksicht ihnen gleich

gehalten wurden. Das einzige Uebel für sie war, daß der Arzt mit den meisten nicht reden konnte, weil er sie, und sie ihn nicht verstanden, und er sich also bloß mit äußern Anzeigen behelfen mußte. Als ich wieder etwas herumgehen konnte, nahm ich mir die Freyheit, dem Dokter Antoine im Namen eines Deutschen etwas anzuzeigen. Antoine sah mich an: Du kannst also auch deutsch? fragte er. O ja, war meine Antwort: ich bin ja ein Deutscher! Eh bravo, rief er: darf ich dich bitten, mich bey meinen Besuchen zu begleiten? Ich will dir jedesmal 20 Sous geben. Ich versicherte ihn, daß ich ihn allemal herzlich gern begleiten wollte, daß ich mir aber seine 20 Sous verbitten müßte: Er habe mir in meiner traurigen Lage ja so hülfreiche Hand geboten, und so sey es meine Pflicht, ihm wieder zu dienen.

Von diesem Tage an ging ich alle Morgen um 7 Uhr mit dem D. Antoine bey allen gefährlich-kranken Deutschen herum, erklärte ihnen seine Fragen, und ihm hernach ihre Antworten. Antoine war sehr zufrieden mit mir, und verdoppelte seinen Fleiß, meine Gesundheit völlig wieder herzustellen. Weil ich durchaus seine Assignaten nicht nehmen wollte, so sprach er mit dem Depensier, daß er mir täglich eine Bouteille Wein geben sollte, außer dem Becher, welchen ich ohnehin

alle Tage zweymal bekam, rieth mir aber, sparsam zu trinken, damit ich mir keinen Schaden thäte. Meine Wunde auf der Brust wurde vom Feldscheer besorgt, und dieser versicherte mich, daß sie bald völlig kurirt seyn würde. Aber der gute Feldscheer ward um diese Zeit selbst krank, und nun kam ein Anderer, dem ich meinen Schaden nicht entdeckte, weil ich hoffte, daß ich ihn mit Pflastern selbst heilen könnte: denn ich muß es nur gestehen, ich konnte es nicht leiden, daß man mir alle Tage Wicken hineinbrachte.

Als ich so ziemlich wieder hergestellt war, sagte ich zum Doktor, daß ich nun bald hinausgehen würde: Das sollte mir leid seyn, antwortete er: Du kannst uns hier im Hospital nützlich werden, wenn Du dich als Krankenwärter anstellen lassen willst. Ich habe schon mit dem Oberkrankenwärter und dem Direktor gesprochen: sie sind es zufrieden, und nun kömmt es auf Dich an, ob Du willst. Ich ergriff dieses Anerbieten mit Freuden, denn ich hatte die Vortheile kennen lernen, welche ein neufränkischer Krankenwärter genießt, und ging zum Infirmier Major Fraipon und dem Direkteur Aubert, von welchen ich meine Instruktion erhielt, und als Infirmiersubalterne eingeschrieben wurde. Hierauf mußte ich zur Municipalität, welche meinen Namen gleichfalls aufschrieb, und mir das Versprechen abnahm,

daß ich mich nach dem Gesetz betragen, und alles thun wollte, was der Republik und besonders den Kranken nützlich seyn könnte. Denn in Frankreich kann niemand in Dienste der Republik kommen, ohne daß die Regierung des Ortes, wo er angestellt wird, darum wisse. Diese muß alle Personen kennen, welche irgend eine Bedienung haben, sey es auch der geringe Posten eines Krankenwärters im Hospital.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Laukhard als Krankenwärter.

Ich habe meine Leser schon mit so verschiednen Lagen bekannt gemacht, in welchen ich mich seit meiner Existenz befunden habe, daß ich hoffe, wenn sie keine Langeweile gehabt haben, da sie mich als Schüler, Student, Kandidaten, Vikarius, Jäger, Lehrer am hallischen Waisenhaus, Magister, Soldaten, Emissär und Sankülott sahen, sie werden sie jezt auch nicht haben, wenn ich mich ihnen als Krankenwärter vorführe.*)

*) Sans-culottes heißt bekanntlich Ohne-Hosen. Einmal zielte man mit dieser Benennung auf diejenigen, welche gestrickte, fleischfarbene und so glatt anschließende Beinkleider trugen, daß es schiene, sie trügen gar keine, oder wären ohne Hosen.

Fraipon war mein unmittelbarer Vorgesezter, ein Mann von großer Ehrlichkeit, und so gutmüthig, daß er keinem Menschen ein böses Wort sagen konnte, so strenge er sonst darauf hielt, daß im Hospital alles nach der Vorschrift geschähe. Ich habe selten einen Mann gesehen, welchem sein Amt mehr angelegen hätte, als diesem Fraipon. Er war schon früh um fünf Uhr auf seinem Posten, durchlief alle Säle des Tages wohl 6, 8 und mehrmal, sah nach der geringsten Kleinigkeit, und gab jedem Krankenwärter Unterricht in dem, was ihm

---

Diese Glättlinge nannte man nachher Muscadins. Eigentlich aber nannten die Höflinge und der Adel alles, was zum Volke gehörte, und zwar zur derben, zerlumpten oder uneleganten Klasse, die den Hof- und Adels-Druck am tiefsten gefühlt hatte, und darum beym Ausbruch der Revolution am bittersten auf sie eindrang, verachtungsweise Sansculottes. Ein Hofschranze sagte daher einmal zu Dümouriez, daß man ihn und die übrigen National-Minister bey Hofe Ministres Sansculottes nenne. „Aber, antwortete Dümouriez, wenn wir Ohne-Hosen sind, dann wird man desto eher sehen, daß wir Männer sind.“

— Der Name Sansculottes, der nachher zur Gegenverachtung als Ehrenname beybehalten wurde, hat weit schrecklichere Folgen in Frankreich gehabt, als in den Niederlanden der Schimpfname Gueux oder Bettler. Man muß hiebey bemerken, daß fast alle Schimpfnamen der Factionen niedrig sind; und doch ist es fast allemal die vornehmere Parthey, welche sie zur Bezeugung ihrer Verachtung erfindet. Aber man bemerke nur auch, daß sie mehrentheils Ursache haben, es zu bereuen. Man sehe die Denkwürdigkeiten des Gen. Dümouriez, S. 177 im II Th. Dieß zur Erläuterung über den Namen Sansculottes für die, welche dessen Ursprung vielleicht noch nicht wissen.

oblag. Dieser Mann wollte nun nicht, daß ich meine eignen Kleider im Dienste des Hospitals abnutzen sollte, und gab mir die Uniform eines Krankenwärters, das heißt, eine schwärzliche Jacke mit gelben Knöpfen, ein paar lange Hosen, oder ein Pantalon, und eine blaue National-Mütze mit rothem Rand, der oben weiß eingefaßt war. Denn diese drey Farben zusammen machen die National-Farbe aus. Außerdem hatte ich noch eine weiße Leinen-Schürze vor.

Ich war auf dem Saal La Montagne angestellt, und hatte 14 Kranken zu besorgen, welche meist Deutsche waren. Die Säle in den Spitälern haben alle ihre Namen, die über den Thüren angeschrieben stehen, und von den neuen Begebenheiten hergenommen sind. Da waren also Salle Marat, Pelletier, Fraternité, Egalité, Liberté, Guillaume Tell, Brutus, Cassius, Barra und andere mehr: denn im Hospital Chailler allein waren über 30 Krankensäle.

Unter meinen Kranken war auch der oben schon genannte Chirurgus vom Regiment Pr. Ferdinand von Preußen, Namens Ludwig, welcher aus Colmar nach Dijon gekommen war. Ich habe viele Mühe mit diesem Manne gehabt, aber troz aller Bemühung der Aerzte und troz der allerbesten Pflege starb er doch einige Zeit hernach an der Schwind-

sucht. Auch der Feldscheer, Schäfer von Gießen war meiner Sorge anvertraut. Er hat mir noch im vorigen Jahre, als ich durch Gießen kam, für meine Pflege herzlich gedankt.

Meine Verrichtungen waren einfach, und alle Tage sich gleich. Früh um 5 Uhr machte ich mich an die Arbeit, kehrte meinen Saal aus, öffnete die Fenster, reinigte die Nachtgeschirre, welche den Tag über nicht im Zimmer bleiben durften, brachte die Betten der Kranken in Ordnung, und holte dann Holz, um den Tag über das Feuer im Kamin zu erhalten. Um sieben Uhr kam der Doktor, welchem ich von dem Befinden der Kranken Nachricht gab, und ihm meine Bemerkungen mittheilte. Um 9 Uhr holte ich die für jeden Kranken bestimmte Tisane, und um 10 Uhr auf den Schlag, ging ich nach der Küche, um das Essen heraufzuholen, und den Kranken auszutheilen. Nachher aß ich selbst auf meiner Stube oder ging aus, in einer Schenke zu essen: denn die Krankenwärter dürfen ausgehen, nur müssen sie einen von ihren Kameraden bitten, daß er von Zeit zu Zeit ihre Kranken besorge. Auf einem großen Saal aber, wo mehrere Wärter sind, muß wenigstens immer einer gegenwärtig seyn.

Nachmittags um vier Uhr wurde das Essen wieder ausgetheilt, und alsdann mußten alle Betten frisch gemacht werden. Sobald es finster war,

wurden die Lampen oder Reverberes angesteckt, welche die ganze Nacht durch brennen mußten.

Außer seinem Saale und der Küche hat der Krankenwärter nichts zu besorgen: denn für das Uebrige sind andere Personen angestellt.

Für diese Verrichtungen hatte ich folgende Emolumente. Erstlich erhielt ich alle Monate 69 Livres, folglich jeden Tag 2 Livres 6 Sous. Sodann hatte ich täglich 2 Pfund recht gutes Brod, ein Pfund Fleisch, zwey große Becher Wein, und so viel Fleischbrühe, als ich wollte. Dabey holte ich mir in der Apotheke so viel Tisane und von welcher Gattung ich nur verlangte. Mein Trunk war gewöhnlich die Limonade minerale, wie man sie nannte, ein ganz trefflicher Trunk! Ich hatte außerdem ein recht gutes Bette, und durfte mein Hemde wechseln, so oft es mir beliebte, denn ich konnte mir ja nur im Magazin eins holen.

Ich war ohngefähr 8 Tage auf meinem Saal, als ein preußischer Wachtmeister ankam, welcher von dem Regiment Dragoner, mit weißen Aufschlägen, und Klappen — den Namen habe ich vergessen — desertirt war. Er hatte, wie man sagte, die Löhnung und das Pferd mitgenommen. Dieser Mensch war gefährlich krank, und, da ich ihn gut wartete, so vertraute er mir seine Schreibtafel an, mit 150 Livres in Assignaten. Ich nahm

sie zu mir, und meldete dem Major Fraipon, daß ich dem Krenz — so hieß der Wachtmeister — sein Geld wiedergeben würde, wenn er aufkäme, wenn er aber stürbe, so habe er mir es vermacht. Fraipon billigte dieses, und Krenz starb ohngefähr nach 8 Tagen im fürchterlichsten Delirium, worin er die gewaltigste Furcht vor der Hölle und dem Teufel blicken ließ, und das Blut Jesu Christi, das ihn rein machen sollte von allen Sünden, unaufhörlich anflehte. Durch den Tod des Krenz befand ich mich also im Besitz von 150 Livres Assignaten, aber der zweyte Oberkrankenwärter, Bonard, wollte mir diese Erbschaft streitig machen, und verlangte, daß sie dem Hospital heimfallen sollte. Allein der Direktor Aubert sprach mir sie zu, und so behielt ich, was ich hatte.

Was nach der Austheilung der Speisen übrig blieb, fiel den vier Krankenwärtern zu, die sie zu besorgen hatten, und deren einer das Brod, zwey das Fleisch und Gemüse, und einer den Wein trug. Da allemal einige Flaschen Wein, oft 3, 4 und mehr Portionen Brod und Fleisch übrig blieben: so wurde dieß zusammengetragen und unter sie vertheilt. Diejenigen, welche mit mir die Austheilung besorgten, waren in der Stadt angesessen und verheirathet; ich überließ ihnen daher meinen Antheil an Brod, Fleisch und Gemüse und

ließ mir den Wein geben. Auf diese Art war uns von beiden Seiten geholfen: ich trank den Wein gerne: denn es war alter guter Burgunder, und meine Kameraden hatten was für ihre Familie.

Bald wurde ich allen Chirurgen und andern Hospital-Bedienten bekannt, und da ich immer bey der Hand und munter war, so gingen sie gern mit mir um. Ich werde mich lebenslang an den Umgang und die Freundschaft der Bürger Gibasier, Vallée, Viol und andrer Feldscheere, an den Apotheker Leuel, an den Magazin-Inspektor Talon und an andre guten Leute, die ich im Spital zu Dijon habe kennen lernen, mit Vergnügen erinnern. Auch nachher, als ich nicht mehr im Spital war, haben diese Männer es gern gesehen, wenn ich sie besuchte.

Auf unserm Spital ging es sehr friedlich zu, und die Zeit über, da ich darauf war, sind wenig Excesse vorgefallen. Einmal nur war große Schlägerey unter einigen Voluntärs im Garten, und einige von ihnen wurden deshalb eingesteckt. Ein andermal hatte sich ein Krankenwärter, aus Dijon gebürtig, troz der scharfen Verbote, unterfangen, einige Hemdden unterzuschlagen, und in der Stadt zu verkaufen: er wurde verrathen, und auf zwey Jahre in Arrest gesezt. Die Strafe war allerdings

hart, aber ein Institut dieser Art muß auch vor aller Betrügerey gesichert seyn: sonst kann es nicht bestehen.

Die Langeweile fand sich aber endlich bey mir ein: denn da ich nur selten ausging, indem der Oberkrankenwärter es dahin gebracht hatte, daß jeder Krankenwärter sich bey ihm melden mußte, wenn er weggehen wollte, so mogte ich nur alle zwey oder drey Tage um diese Erlaubniß anhalten, und blieb also lieber auf meinem Zimmer. Im Grunde kann ich es dem Fraipon nicht verdenken, daß er solche Verfügungen traf; denn es gab wirklich Gesellen, welche halbe Tage lang wegblieben, und ihre Kranken versäumten.

Um mir aber die Zeit zu vertreiben, borgte ich mir Bücher vom Feldscheer Gibasier, und entdeckte endlich eine Lesebibliothek (Cabinet de Litterature), wo ich für 2 Liv. monatliche Vorausbezahlung Bücher in Menge haben konnte. Da las ich nun Rousseaus neue Heloise wieder, und mehrere Schriften von Voltaire; eine Reihe Bände von dem großen Werk, das unter dem Titel: Recueil de Voyages imaginaires noch immer fortgesezt wird. Ich schaffte mir auch das Journal de Perlet an, woraus ich die politischen Neuigkeiten so lernen konnte, wie sie ein Erzjakobiner auftischte. Als meine Mitkonsorten merkten, daß ich Zeitungen las, kamen sie häufig auf mein Zimmer, und

wollten was neues wissen. Ich erzählte ihnen gern, und gewann dadurch immer mehr in ihrer Gunst.

Bey dem Hospital war ein sehr großer Garten, der ehedem zum Kloster gehört hatte, jezt aber zum Vortheile des Hospitals gebauet wurde, und den Kranken zur Erholung diente. In diesem Garten habe ich manche frohe Stunde zugebracht.

So oft ich auf den Abtritt ging, mußte ich allemal lachen. Es war ein sehr geräumiges Gemach, — aber nicht das einzige im Spital — welches mit breiten Steinen belegt war. Diese Steine waren vorher Grabsteine der ehemaligen Bewohnerinnen dieses Klosters gewesen, und die schnakischen Leute hatten sie so angebracht, daß man im Sitzen die völlige Grabschrift lesen konnte. So stand z. B. auf einem Steine des Abtrittpflasters. Hier liegt Schwester Anna Olympia, geborne Gräfin von Morbian, ihres Alters 42, ihrer Profession 26 Jahr: — Hier liegt Schwester Clara Rosalia, geborne Baronesse von Lamey, ihres Alters 69, ihrer Profession 50 Jahr. u. s. w. Es ist doch eine seltsame Sache um eine Revolution: sogar die Grabsteine der heiligen Nonnen werden auf die Abtritte gelegt! —

Die Kapelle im Garten, worin ehemals ein Marienbild verehrt wurde, war zum Hinlegen der Todten bestimmt, welche hernach, nach Verlauf von dreymal 24 Stunden, vom Todtengräber vor

die Stadt gefahren, und verscharrt wurden. Das Magazin für das Leinenzeug war in der ehemaligen Klosterkirche; auch das irdene Geschirr und anderes Geräthe. In der Sakristey logirte Talon, der Aufseher über das Magazin. Die Bilder der Heiligen, welche meist von Gyps wären, lagen auch hier alle zerschlagen herum, und die deutschen Soldaten schnitten sich Tabakspfeifenköpfe aus den Trümmern dieser ehemaligen Gegenstände der öffentlichen Verehrung!

Unter meinen Verrichtungen war mir keine lästig, als das Klystiren und das Wegbringen der Todten. Jenes muß jeder Krankenwärter vom Chirurgus lernen, und dann nach des Arztes Vorschrift vornehmen. Diese Arbeit habe ich niemals gerne gethan. Eben so lästig war mir das Wegschaffen der Leichen, welche allemal von zwey Krankenwärtern in den Garten hinab getragen werden mußten, nachdem man sie vorher ganz entkleidet und in alte Betttücher gewickelt hat. Doch ich wußte einmal, daß dieses seyn mußte, und da ich mich dazu verstanden hatte, so gewöhnte ich mich auch daran.

Ich habe die Zeit meines Aufenthalts im Hospital mehr als 40 Kranken besorgt, und ich könnte mir nicht vorwerfen, daß ein einziger unzufrieden weggegangen wäre. Mit Vergnügen befolgte ich

die Anweisung, worin befohlen war: „keinen Unterschied der Personen zu machen: für Fremde eben „so wie für Franzosen zu sorgen, und jedem Hülfsbedürftigen nach Vermögen zu dienen.“

Ich glaube dem aufmerksamen Leser einen Gefallen zu thun, wenn ich hier eine kurze Beschreibung eines französischen Militär-Hospitals anbringe. Diese soll nicht nur beweisen, daß die Nation in Frankreich bey weitem nicht so wild, unmenschlich und verdorben sey, als man sie gemeiniglich beschreibt; und dann kann auch so eine Beschreibung dazu dienen, daß man daraus die häßlichen Mängel unsrer deutschen Feldlazarethe kennen und verbessern lerne, wenn anders diese Schrift das Glück haben sollte, Männern in die Hände zu kommen, welche Verbesserungen vornehmen können. Wenn aber auch das nicht ist, so werden sich doch die Leser die Zeit nicht lang werden lassen: denn es ist immer angenehm zu sehen, daß man Menschen menschlich behandelt: und wer so was nicht gern ließt, und nur Begebenheiten sucht, ist nicht einmal werth, daß man um ihn sich viel bekümmere.

Zwey und dreißigstes Kapitel.

Beschreibung der französischen Lazarethe.

In Frankreich giebt es jezt zweyerley Lazarethe: einige sind bürgerliche, andere militärische. Jene finden sich in allen Städten, und sind für die Kranken des Districts bestimmt, welche nicht wirklich zum Militär-Stand gehören, und aus Mangel der Hülfe des Staats bedürfen: diese hingegen gehören für die kranken Soldaten und für alle Ausländer ohne Unterschied.

Da ich vorzüglich von den lezten Lazarethen handle, so will ich von den bürgerlichen nur soviel sagen, daß in jedem derselben nur 4 Krankenwärter angestellt sind: die übrigen Dienste versehen ledige Frauenzimmer aus der Stadt ohne Ausnahme nach der Reihe, und wechseln alle zehn Tage ab, die ausgenommen, welche sich einer liederlichen Lebensart schuldig machen. Sobald ein Mädchen als eine feile Dirne öffentlich bekannt ist, ist ihr der Eingang ins Hospital versperrt. Diese Mädchen bekommen für ihren Dienst nichts weiter, als das Essen, doch dürfen die reichern zu Hause essen. Diese Einrichtung hat man den Jakobinern

zu danken, und sie ist deswegen gemacht worden, damit die schönere Hälfte des Volks sich gewöhne, sanft und mitleidig zu werden. Uebrigens steht das Bürgerspital unter der strengsten Aufsicht der Municipalität und hat seinen eignen Direktor. Sobald nun jemand krank wird, der nicht im Stande ist, sich selbst pflegen und kuriren zu lassen, so wird er, auf die erste Anzeige, in das Spital seines Distrikts gebracht, und da auf Kosten des Staats unentgeldlich abgewartet und geheilt. Nachher ersezt man dem Geheilten noch den Verlust seiner versäumten Arbeit. —

Die Militärspitäler sind da angelegt, wohin man die Kranken von den Armeen, und sonstwoher leicht bringen kann. In Dijon waren deren vier: Chailler und Rousseau in der Stadt; Marat aber und Le Pelletier außer derselben. Wer aber in einem bekannt ist, kennt sie alle in ganz Frankreich, weil sie alle nach einer Regel angelegt sind, so wie etwan alle Kapuzinerklöster in der ganzen Welt.

Jedes Hospital steht unter der nächsten Fürsorge der Municipalität, die nächste Aufsicht darüber führt aber der Kriegskommissär, welcher mit dem Direktor alle Rechnungen abthut. Dann ist ein Director, zwey Oberkrankenwärter, ein Ausgeber, ein Kellner, ein Apotheker nebst zwey Gehülfen zum Tisanekochen u, dgl, ein Koch mit den nöthi-

gen Gehülfen, ein Magazinier, ein Holzhacker, und noch einige Andre, welche die kleinern Verrichtungen auf sich haben z. B. den Hof und die Treppen rein zu halten, die Strohsäcke zu füllen, die Matratzen auszustopfen u. s. w. Wir nannten diese Leute Coureurs oder Beyläufer. Außerdem ist für jede 14 Kranken ein Krankenwärter bestimmt, welcher außer seinen Kranken nichts zu besorgen hat.

Die Stuben sind bald kleiner, bald größer, doch dürfen die Betten darin nur so gestellt werden, daß man rund um sie herumgehen kann; blos oben stoßen sie an einander. Jeder einzelne Kranke hat sein eignes Bette. Diese bestehen aus einem wohlgefüllten Strohsack, einer Matratze mit Wolle gefüllt und mit Zwillich überzogen, zwey Betttüchern, einer derben Friesdecke, und einem Pfühl. Alle 15 Tage werden frische Betttücher aufgelegt, und wenn der Kranke sie außer dieser Zeit verunreiniget, so werden sie jedesmal gleich gewechselt.

Sobald der Kranke ankömmt, nimmt der Krankenwärter von der Stube, worauf er kommen soll, ihn zu sich, und giebt ihm ein weißes Hemde, eine Mütze, einen leinenen Pantalon, und einen Kapot. Leztere zwey Stücke werden unten aufs Bette gelegt, damit der Kranke sie beym Aufstehen finden und anziehen kann. Auf-

serdem erhält jeder Kranke noch einen zinnernen Becher, eine zinnerne Schüssel und einen Krug zur Tisane und dies oben am Bette. Alle zehn Tage bekömmt der Kranke ein frisches Hemde eine frische Mütze und ein frisches Pantalon. Die schmutzige Wäsche wird auf eine eigne Kammer getragen, und von Zeit zu Zeit gewaschen. Die Kleider jedes ankommenden Kranken werden zusammengebunden, mit dessen Namen versehen, und so in einem dazu bestimmten Gemache aufbewahrt, wozu der Oberkrankenwärter den Schlüßel hat. Die Kleider aller derer, die in Dijon starben, wurden hernach unter jene von den Gefangnen und Deserteurs ausgetheilt, die ihrer bedurften.

Hat die Krankheit Gefahr, so wird es dem Doktor gemeldet, der dann sofort kömmt, und den Patienten besucht.

Alle Morgen um 7 Uhr erscheint der Medikus des Hospitals, nebst einem Feldscheer, dem Apotheker und einem Feldscheer-Zöglinge. Der Feldscheer und der Zögling führen ein Tagebuch für jeden Tag; der Doktor aber hält das Tagebuch vom vorigen Tage in der Hand, und beurtheilt danach den Zustand der Krankheit. Dieses Tagebuch ist gedruckt, und hat folgende Rubriquen: 1.) Bett-Nummer, 2.) Namen des Kranken, 3.) Namen der Krankheit, 4.) Zeit seines Aufenthalts im Ho-

spital, 5.) Alimente, 6.) Medikamente, 7.) Tisane, 8.) besondere Bemerkungen. Sobald der Arzt ans Bette kömmt, examinirt er den Kranken, verordnet dessen Speisen, Trank, Medizin u. dgl. und der Feldscheer sowohl als der Zögling müssen beide die Verordnungen des Doktors aufzeichnen. Zu diesem Behufe tragen sie ein Bret, worauf ihre Schreiberey liegt, und ein Tintenfaß einsteckt, mit herum. Ehe der Doktor das Zimmer verläßt, nimmt er dem Feldscheer sein Heft ab, und läßt den Eleven das seinige laut ablesen, um gewiß zu wissen, daß nichts falsch aufgezeichnet sey.

Wenn die Visite vorbey ist im ganzen Hospital, die dann freylich von mehreren Aerzten gemacht werden muß, wenn sehr viele Kranke da sind, so wird unten in einer Stube neben der Apotheke ein Auszug gemacht; und auf jeden Saal ein Zettel geschickt, worauf für jeden Kranken das bestimmt ist, was der Krankenwärter nun aus der Apotheke holen soll. Die eigentlichen Arzeneyen muß der Apotheker selbst bringen, und sie den Kranken auch selbst eingeben, von deren Wirkung nachher der Krankenwärter Nachricht geben muß.

Alle Tage muß der Wärter alle Schüsseln, Becher und Krüge seiner Kranken reinigen; und wenn der Major Schmutz, Satz u. dgl. in Krügen oder in Bechern findet, so setzt es Verweise, auch

wenn es auf der Stube übel riecht, oder Stroh u. dgl. auf dem Fußboden herum liegt. Reinlichkeit sagte immer der Major Fraipon, ist die Seele der Krankenwärterey: Reinlichkeit ist die erste Bedingung jeder Kur. Tobak darf auf den Sälen niemand rauchen; wer rauchen will, muß hinausgehen.

Jeden Morgen, sobald es zehn Uhr schlägt, wird geläutet, und die Krankenwärter holen erst ihren Kranken Bouillon, oder Fleischbrühe, wovon jeder einen Napf voll erhält; sodann wird das Brod, das Fleisch, das Gemüse und der Wein in Beyseyn eines Feldscheers, der von Bette zu Bette mitgeht, und im Tagebuch nachsieht, was jedem Kranken vom Medikus verordnet ist, ausgegeben. Es ist allen Wärtern verboten, den Kranken irgend etwas zu essen oder zu trinken zu geben, oder zu holen: kömmt so was heraus, so wird der Krankenwärter mir nichts, dir nichts, fortgejagt: denn der Medikus spricht, in der Diät bestehe die Seele der Kur; doch kann der Patient sich, mit Bewilligung des Arztes, dies und jenes für sein Geld holen lassen z. B. Honig, Pflaumen und dergleichen, doch aber nur mit Bewilligung des Arztes. Ein Kamerad von mir ließ sich einmal bereden, einem Volontär eine halbe Flasche Champagnerwein zu holen, welches der sonst sanfte,

stille Antoine erfuhr, und sofort auf dessen Entlassung drang. Der Major und der Direktor konnten es kaum dahin bringen, daß der gute Benoit bleiben durfte; so streng hielt Antoine auf diese Ordnung! Den andern Tag sagte er es selbst allen Wärtern, daß er hierüber keinen Spaß verstehe, und durchaus nicht leiden werde, daß irgend ein Kranker ohne seine Bewilligung etwas genieße.

Einigen Kranken ist es erlaubt und einigen gar vorgeschrieben, am Tage im Garten herum zu gehen; andre aber müssen in der Stube, oder im Bette bleiben: für die pünktliche Befolgung dieser Vorschriften steht der Wärter.

Des Nachmittags um 4 Uhr wird wieder ausgetheilt, wie früh um 10 Uhr, und nach eben der Ordnung.

Die Kranken bleiben nicht immer auf einem Saal, sondern werden, wie ihre Krankheit abnimmt, auf einen andern gebracht, damit sie nicht wieder in die alte Krankheit zurückfallen.

Alles Lärmen und Spektakeln ist strenge verboten; daher es denn auch in solch einem Hospital so ruhig zugeht, wie in irgend einem Kloster von La Trappe. Abends werden die Wandlampen (reverberes) oder die Wiederscheiner von einem besondern Beyläufer im ganzen Hospital angezündet, und mit Oehl versehen; denn damit haben die Wärter nichts zu thun.

Für die sehr kranken Patienten, welche nicht aufstehen können, sind zur Verrichtung ihrer Nothdurft Bassins und Urinoirs da, welche aber jedesmal müssen gereinigt und sauber gehalten werden: so wie die zinnerne Klystiersprütze, wovon auf jedem Saale eine befindlich ist.

Die Verwundeten, Krätzigen und Venerischen stehen blos unter der Behandelung des Oberchirurgus. Die beyden erstern erhalten keinen Wein, und die Venerischen auch kein Fleisch: die Krätzigen aber bekommen ganze Portionen.

Es wird sehr gesorgt, daß die, welche gleichartige Krankheiten haben, auch zusammen kommen, damit die Vermischung und Verbreitung der Krankheiten verhütet werde. Daher ist es auch nicht einmal erlaubt, daß die Kranken von dem einen Saal in den andern gehen, aus Furcht, sie mögten ihr Uebel mit dahin bringen.

Den ersten Tag des Monats erhalten die Krankenwärter ihre Bezahlung vom Direktor; und bey dieser Gelegenheit wird ihnen die Instruktion allemal vorgelesen, welche vom Konvent selbst für sie verfaßt ist, und aus kurzen, bündigen Vorschriften, bestehet. Unter diesen Vorschriften ist eine, welche ächt jakobinisch ist, des Inhalts: daß kein Wärter sich unterstehen soll, einen Priester, er habe Namen wie er wolle, zu einem Kranken zu lassen; denn

da, wo man die Menschheit pflege, müsse der Fanatismus sich nicht einschleichen: dieser mache schon Gesunde krank, und Kranke gewiß noch kränker. — Aber ich erinnere mich auch nicht, daß irgend ein Kranker je nach einem Pfaffen verlangt habe. Sie, die starben, starben alle demohnerachtet ziemlich ruhig.

Wenn ein Kranker stirbt, so ruft der Krankenwärter den Wachthabenden Feldscheer — denn immer muß ein Feldscheer auf der Wache seyn — und dieser untersucht den Todten. Wenn er ihn wirklich todt findet, so nimmt der Wärter noch einen Kameraden, und die tragen den Kadaver im Laken in die Todtenkammer, wo sie ihm das Hemde abziehen, und in alte Laken wickeln. So bleibt er drey Tage liegen, im hohen Sommer auch kürzere Zeit, und wird sodann, nachdem ihn der Chirurgus nochmals besehen hat, vom Todtengräber außerhalb der Stadt eingescharrt. Die Franzosen sind überhaupt von dem lächerlichen Vorurtheil zurückgekommen, daß man mit den Todten Staat und Gepränge treiben müsse. Sie begraben sie auf die einfachste Weise, und zwar wohin sie wollen: doch muß das Grab nach dem Gesetz 8 Fuß tief und auf eine Viertelstunde von dem Orte entfernt seyn, wo Menschen wohnen. Die Beerdi-

gung geschieht allemal gegen Abend in der Dämmerung. *)

Die Kosten der Civilspitäler trägt allemal der Distrikt der Kranken, hingegen die der Militär-Lazarethe trägt die Republik selbst; und eben darum müssen alle Rechnungen derselben monatlich nach Paris geschickt werden. Es ist daher auch nicht möglich, daß Mangel in einem solchen Hospitale einreiße. Alle Tage wird frisches Fleisch, und alle zwey Tage schönes weißes Brod geliefert. Ich habe in Frankreich nirgends schöneres Fleisch gesehen, als in den Hospitälern. Der Wein muß gut und alt seyn, und wird aus der Provinz genommen, wo das Spital ist. Antoine meynte auch, das Departement von Côte d'or schicke sich zu Hospitälern besser, als das ganze übrige Frankreich, weil der Burgunderwein unter allen Weinen der

---

*) In Frankreich behandelt man die Todten, wie man sieht, jezt sehr einfach, und dem äußern Prunk nach, ganz geringschätzig: und doch behandelt man die gesetzmäßigen Lebendigen dort weit besser als irgendwo; folglich ist es falsch, daß wenn man die Todten geringschätzig behandelt, man es mit den Lebendigen bald nicht besser mache. Dieß Argument motiviren vorzüglich diejenigen, welchen der Sarg, das Todtenhemd, das Geläute und der übrige Prunk etwas abwirft, unbekümmert, ob die Familie des Verschiednen Geld zu Brode übrig habe, oder nicht, geschweige zum Beläuten und was noch dazu gehört. Wir sind also so superhuman, daß wir die Urbanität gegen die Verstorbnen auf Kosten der Humanität gegen die nothleidenden Lebendigen sehr ängstlich übertreiben.

da, wo man die Menschheit pflege, müsse der Fanatismus sich nicht einschleichen: dieser mache schon Gesunde krank, und Kranke gewiß noch kränker. — Aber ich erinnere mich auch nicht, daß irgend ein Kranker je nach einem Pfaffen verlangt habe. Sie, die starben, starben alle demohnerachtet ziemlich ruhig.

Wenn ein Kranker stirbt, so ruft der Krankenwärter den Wachthabenden Feldscheer — denn immer muß ein Feldscheer auf der Wache seyn — und dieser untersucht den Todten. Wenn er ihn wirklich todt findet, so nimmt der Wärter noch einen Kameraden, und die tragen den Kadaver im Laken in die Todtenkammer, wo sie ihm das Hemde abziehen, und in alte Laken wickeln. So bleibt er drey Tage liegen, im hohen Sommer auch kürzere Zeit, und wird sodann, nachdem ihn der Chirurgus nochmals besehen hat, vom Todtengräber außerhalb der Stadt eingescharrt. Die Franzosen sind überhaupt von dem lächerlichen Vorurtheil zurückgekommen, daß man mit den Todten Staat und Gepränge treiben müsse. Sie begraben sie auf die einfachste Weise, und zwar wohin sie wollen: doch muß das Grab nach dem Gesetz 8 Fuß tief und auf eine Viertelstunde von dem Orte entfernt seyn, wo Menschen wohnen. Die Beerdi-

gung geschieht allemal gegen Abend in der Dämmerung. *)

Die Kosten der Civilspitäler trägt allemal der Distrikt der Kranken, hingegen die der Militär-Lazarethe trägt die Republik selbst; und eben darum müssen alle Rechnungen derselben monatlich nach Paris geschickt werden. Es ist daher auch nicht möglich, daß Mangel in einem solchen Hospitale einreiße. Alle Tage wird frisches Fleisch, und alle zwey Tage schönes weißes Brod geliefert. Ich habe in Frankreich nirgends schöneres Fleisch gesehen, als in den Hospitälern. Der Wein muß gut und alt seyn, und wird aus der Provinz genommen, wo das Spital ist. Antoine meynte auch, das Departement von Côte d'or schicke sich zu Hospitälern besser, als das ganze übrige Frankreich, weil der Burgunderwein unter allen Weinen der

*) In Frankreich behandelt man die Todten, wie man sieht, jezt sehr einfach, und dem äußern Prunk nach, ganz geringschätzig: und doch behandelt man die gesetzmäßigen Lebendigen dort weit besser als irgendwo; folglich ist es falsch, daß wenn man die Todten geringschätzig behandelt, man es mit den Lebendigen bald nicht besser mache. Dieß Argument motiviren vorzüglich diejenigen, welchen der Sarg, das Todtenhemd, das Geläute und der übrige Prunk etwas abwirft, unbekümmert, ob die Familie des Verschiednen Geld zu Brode übrig habe, oder nicht, geschweige zum Beläuten und was noch dazu gehört. Wir sind also so überhuman, daß wir die Urbanität gegen die Verstorbnen auf Kosten der Humanität gegen die nothleidenden Lebendigen sehr ängstlich übertreiben.

gesündeste, und für gewisse Krankheiten eine wahre Arzney sey; und dann auch, weil Dijon in einer sehr gesunden Gegend liege. Auf dem Hospital wurde so guter Wein, rother und weißer, ausgetheilt, als man ihn in keinem Weinhause der Stadt finden konnte.

Bey dem allen ist es aber doch nicht möglich, daß jemand von den Spitalbedienten etwas in seinen Beutel mache, gewiß nichts beträchtliches. Denn im Fall eines Betruges von Wichtigkeit, müßte Municipalität, Kriegskommissär und Direktor miteinander unter einer Decke stecken; auch dürfte der Medikus oder die Medici und der Apotheker nicht vergessen werden, weil diese aus ihren Journalen den Betrug jener sonst gar ~~nicht~~ leicht entdecken und bekannt machen könnten. Eben so verhält es sich mit den Infirmiers Majors. Daher glaube ich auch nicht, daß die Republik in den Hospitälern betrogen werde: wenigstens erinnere ich mich nicht, daß man deshalben je Klage geführt habe.

Der große Vortheil der französischen Militärspitäler besteht darin, daß das Militär gar nichts darin zu sagen hat. Ein Volontär, welcher krank ist, steht nicht mehr unter seinen Offizieren, folglich läßt er sich von ihnen nichts gefallen; und beschwert sich, wenn ihm sonst etwas abgeht. Aber

bey den Oestreichern, Preußen und andern Truppen verwalten Offiziere, Unteroffiziere u. s. w. die Hospitäler; und daher entsteht deren traurige Gestalt, die Vernachläßigung der Kranken, und das meiste von dem Unwesen, welches ich im vorigen Bande beschrieben habe, und welchem nicht abgeholfen werden kann, so lange man keine bessern Grundsätze annimmt.

Fremde dürfen ohne Erlaubniß des Thorhüters nicht ins Spital, und niemand darf heraus, als die zum Spital gehörigen Bedienten. Die Kranken bleiben so lange, bis der Medikus sie für gesund erklärt; und dann erhalten sie ein gedrucktes Billet, worauf der Arzt ihren und seinen Namen schreibt. Dieses Billet muß hernach an den Kommissär, abgegeben werden, und dient ihm zu seiner Berechnung. Mit dem Billet des Kommissärs, welches der Kranke bey seiner Ankunft mitbringt, berechnet der Direktor. Daß übrigens sehr genaue Register geführt werden, versteht sich schon von selbst.

Dieß mag für diesmal von dem neuen Franzbsischen Spitalwesen genug seyn. Wie ich höre, soll Bürger Wedeking ein eignes Buch darüber geliefert haben. Ich kenne es nicht weiter; und was man hier davon hat, ist Resultat meiner eig-

nen Erfahrung.*) So wenig dies auch ist, so beweißt es doch genug: daß Frankreich es dahin gebracht hat — so ungern unsere politischen Unken es auch vernehmen — den Menschen, auch von Seiten des Staats, als ein selbstständiges Wesen, als Zweck zu behandeln, und nicht als Miethe wie Friedrich der Zweyte sich einmal ausdrückt, oder als ein Mittel, das der Despot nur so lange achtet, als er es zur Erreichung seiner herrschsüchtigen Zwecke brauchbar findet. In solchen Staaten sucht ein Diogenes, von der politischen Seite, freylich noch immer vergebens nach — Menschen!

Drei und dreißigstes Kapitel.

Ich verlasse das Hospital, und gebe Lektionen.

Aus dem, was ich in den beyden lezten Kapiteln gesagt habe, läßt sich leicht der Schluß ziehen, daß ich als Krankenwärter im Hospital zu Dijon nichts weniger als unglücklich war. Ich lebte ordentlich,

---

*) Wedekings Schrift sollte, wie ich höre, in einer berühmten Stadt gedruckt werden. Der Censor aber soll gemeynt haben: das könne er nicht zugeben, weil es uns Deutsche zu sehr beschäme.

hatte an nichts Mangel, und einen Posten, wobey ich wenigstens ein nützliches Glied der Gesellschaft war, denn ich diente meinen Mitmenschen wirklich und vielleicht mehr, als mancher Professor der Theologie. Aber ich weiß es nicht zu sagen, es fehlte mir immer was, und ich war in einsamen Stunden oft unzufrieden, ohne daß ich wußte, warum. Bisher war ich immer in gewaltsamen Veränderungen gewesen, und meine ganze Seele war schartig geworden, sie konnte sich daher nicht so recht in die ruhige stille Lebensart eines Krankenwärters finden.

Ich hatte mit einigen Offizieren von den gefangnen Preußen, Oestreichern und Hannoveranern Bekanntschaft gemacht, und besuchte sie oft in den zwey Klöstern, wo sie einquartiert waren, und genoß manchen Beweis ihrer Freundschaft. Als ich eines Tages auf dem Zimmer des Hn. Hauptmann von Euler, der bey einem östreichischen Freykorps gestanden hatte, etwas über das Unangenehme meiner Lage merken ließ, so erklärten sich mehrere gegenwärtige Offiziere, daß sie, wenn ich das Spital verlassen wollte, gleich Unterricht im Französischen bey mir nehmen würden, wobey ich wenigstens monatlich 90 Livres verdienen könnte. Auch dürfte ich die unschickliche Arbeit auf dem Spital

dann nicht mehr thun und würde unabhängiger und freyer.

Ich dachte über diesen Vorschlag nach, wollte aber noch nichts entscheiden, und blieb immer Spitalwärter. Endlich ward der brave Major Fraipon krank, und Bonard hatte nun über alles die Aufsicht. Dieser Mann war wirklich nicht schlimm, aber ich hatte ihn in der Küche dadurch beleidiget, daß ich gesagt hatte: „da Fraipon krank sey, so würde es forthin wohl schief mit dem Spital aussehen." Das zog Bonard auf sich, als wenn ich glaubte, er könne dem Institute nicht allein vorstehn. Doch neckte er mich nicht, oder er konnte mich nicht necken: denn wer bey uns that, was seine Pflicht war, dem hatte keiner was zu sagen.

Eines Tages hatte ich einen großen Wasserkrug beym Wasserholen zerbrochen, und dafür einen andern aus dem Magazin geholt. Bonard behauptete, ich müsse mir den Krug an meiner Besoldung abziehen lassen, aber der Direktor sagte, was aus Unvorsichtigkeit zerbrochen würde, müsse hingehen. Das Ding kützelte mich, ich muß es nur gestehen, und ich sagte zu einem andern Wärter: „siehst du, Bonard hat mich wollen den Krug zahlen machen, aber er hat eine Nase gekriegt. — Bonard hörte auch dieses, sagte es dem Direktor, und dieser gab

mir nun auch eine Nase. Bonard, um sich an mir zu rächen, versetzte mich auf den Saal Egalité, wo die Krätzigen lagen. Das verdroß mich sehr, aber ich mußte schon zufrieden sein, weil solche Anordnungen lediglich vom Major abhängen, und weil es mir, als einem der jüngsten Krankenwärter zukam, die Krätzigen zu warten: denn da diese die wenigste Wartung bedürfen, und der Wärter nicht einmal ihr Bette machen darf: so überläßt man ihre Pflege den Neulingen unter den Wärtern.

Ich blieb indeß noch einen ganzen Monat auf Egalité und foderte meinen Abschied erst zu Ende des Prairéals. Der Direktor gab mir ihn ungern, aber er gab mir ihn, als ich darauf bestand, und obendrein ein gutes Zeugniß, welches hernach bey der Inquisition revolutionnaire in Macon geblieben ist.

Nun fing ich meine Stunden mit den fremden Offizieren an, und meine Schüler waren der Hr. Hauptmann von Euler, Hr. Leut. von Crone, von den Kaiserlichen; Hr. Leut. von Witzleben und von Fink, von den Preußen; Hr. Leut. von Ruhdorf, von Reinhardt und von Sander von den Hannoveranern; Hr. Leut. von Brandenstein von den Sachsen, und Herr Dunhaupt, Feldscheer bey den Hannoveranern. Also hatte ich

täglich neun Lektionen: für jede erhielt ich 7½ Sous: folglich verdiente ich monatlich 101 Livres 5 Sous, wofür ich in Dijon recht gut leben konnte, um so eher, da mir die Nation ohnehin mein Brod, und täglich 10 Sous Geld gab.

Ich danke hier den Herren, welche mich in Dijon ihres Zutrauens würdigten, von Herzen für das viele Gute, und für die Freundschaft, die sie mir bewiesen haben.

Von da an logirte ich in der Caserne der Deserteurs, wo mir der Kommendant Belin ein ziemlich gutes Bette gegeben hatte. Ich logirte mit dem Sohne des Bischofs von Coppenhagen, der aber seinen Namen verändert hatte, und jezt Adelsberg hieß, auf einer ehemaligen Nonnenzelle, wozu wir den Schlüssel hatten.

Dieser junge Mann war in Dänischen Diensten gewesen, und hatte bey der Garde, als Fähndrich gestanden. Einige dumme Streiche, wie er selbst sagte, machten, daß der Kronprinz von Dänemark, als General der Garde, ihm einige derbe Verweise gab, worauf er wider den Willen seines Vaters den Dienst verließ und nach Deutschland ging, um da bey den Preußen anzukommen. Er wollte aber das preußische Militär wenig gekannt haben, sonst sagte er, hätte er den Schritt nie gewagt. Er ging, auf Zurathen einiger Bekannten in Hamburg,

unter die preußische leichte Infanterie, und wurde bey dem Bataillon von Müffling, nicht Junker, wie er erwartet hatte, sondern Schütze. Seinen Koffer, voll Wäsche und anderer Sachen, nahm der Major an sich, und versprach ihm, für seine Beförderung zu sorgen. Adelsberg diente ohngefähr ein Jahr, merkte aber gar nichts von Beförderung, fühlte also Aerger und Langeweile, und desertirte bey der Retirade im Winter 1793, kam nach Langres, Macon und endlich, nach vielem Herumlaufen, nach Dijon. Er ist unter einem selbstfabricirten Taufschein schon im Herbst 1794 aus Frankreich gegangen, wohin aber, weiß ich nicht.

Adelsberg, oder, wie er eigentlich hieß, Balle, war ein guter Mensch, der auch einige Kenntnisse hatte. Ich habe in seinem Umgang mich recht gut befunden, vorzüglich, da die meisten der in Dijon befindlichen Deserteurs eingemachte Schurken waren, mit denen man gar nicht zurechte kommen konnte. Die Einwohner in Dijon haßten diese Leute auch sehr wegen ihrer erzgroben Streiche, welche sie tagtäglich begingen. Stehlen war besonders ihre Sache, und es verging kein Tag, daß nicht Klagen wegen Diebstahl bey dem Kommendanten wider einen Deserteur eingelaufen wären.

Die elenden Leute sind zwar nicht werth, daß ich von ihren Stückchen die Leser unterhalte, aber

eine Erzählung dieser Art kann doch dienen, daß man einsehen lerne, man müsse eben nicht jedem glauben, der aus Frankreich kommt, und die französische Nation tadelt. Die Leute sind wegen ihrer Uebelthaten in Frankreich bestraft worden, und nun wollen sie sich durch Schmähungen und Lästerungen rächen. Wer sich aber daselbst gesetzmäßig betragen, und nur keine groben Excesse begangen hat, wird keine Ursache haben, mit der Behandlung der Franzosen unzufrieden zu seyn. Ich will daher eins und das andere, was mir so eben einfällt, von dem schlechten Betragen der Deserteurs anführen.

Ein gewisser Bollmann, von den Kaiserlichen, aus Kölln am Rhein gebürtig, hatte in Dijon eine hübsche Frau genommen, welche aber in sehr zweydeutigem Rufe als Mädchen gestanden war. Er logirte sich in die Stadt zu einer Wittfrau, und fing da an Wein zu schenken. Bey eben dieser Wittfrau logirte auch ein alter Mann, ehemals Parlaments-Assessor in Dijon, Namens Fouquet. Bollmanns Frau wartete dem alten Manne auf, und gewann sein ganzes Zutrauen. Noch zu der Zeit, als ich auf dem Hospital war, mußte Fouquet nach Pontarlier verreisen, und übergab der Bollmannen seinen Stubenschlüssel. Diese und ihr Mann öffneten nun Fouquets Koffer, nahmen alles, was

sie vorfanden, und wegbringen konnten, und noch eine Summe baares Geld von 12000 Livres.

Außerdem hatte ein andrer Deserteur, Ill, welcher krank im Hospital war, dem Bollmann seine Uhr, Kleidung und einige 100 Livres aufzuheben anvertraut. Alles das packte das saubere Paar zu dem vorigen, und entlief nach der Schweiz. Aber ohnweit Besançon hielt man sie auf Steckbriefe an, und schickte sie nach Dijon zurück. Der Mann wurde auf 6, die Frau aber auf 3 Monate zum Arrest verdammt. Ich habe nachher den saubern Schurken im Hospital Rousseau stark über die Franzosen räsonniren hören: aber man weiß, warum.

Ein Anderer, Namens Gerber, machte die Hand des Kommendanten Belin nach, verfertigte Brodzettel, und stahl auf diese Art dem Brodausgeber über 60 Stück Brod nach und nach. Er wurde ebenfalls auf 6 Monate eingesteckt.

Zwey Deserteurs griffen Abends im Finstern einen Mann in der engen Gasse, wodurch man nach dem Departementshause geht, an, raubten ihm seine Uhr und Brieftasche mit Gewalt, und entliefen.

Kein Frauenzimmer getraute sich beynahe Abends allein auf der Straße zu gehen, weil die Deserteurs ihnen die Hauben und Halstücher gewaltsam wegrissen.

Nirgends sahe man dieses Gesindel gern hinkommen: denn wohin sie kamen, schlugen und rauften sie sich, und zogen aus den Wirthshäusern gemeiniglich ab, ohne zu bezahlen. Bey einer Brantweinbrennerey drangen sie einmal in den Laden, nahmen einige Flaschen mit Gewalt, und liefen damit nach der Caserne.

Als endlich die Ausschweifungen der Deserteurs täglich zunahmen: so wurde beschlossen, dieselben zu vertheilen, und auf die umliegenden kleinern Städte zu schicken. Ein Trupp mußte nach Belle Defense, oder St. Jean de Lone, wie es sonst hieß; andre wurden nach Auxonne, Beaune und sonst wohin geschickt; auch konnte jeder, der nur wollte, aufs Dorf gehen, und bey den Bauren arbeiten helfen, wo auch jeder Arbeit fand.

Der Kommendant Belin wurde von der Municipalität angegangen, daß er keine bessere Ordnung bey den Deserteurs hielte. Aber der gute Mann konnte wirklich diese Höllenbrut nicht bändigen. Die Caserne der Deserteurs war einer Räuberhöle so ähnlich, wie ein Ey dem andern. Nach dem Befehl des Convents sollten von den Deserteurs die besten zu Aufsehern über die andern bestellt werden: aber da war es sehr schwer, gute Leute herauszufinden, oder man dankte für die Ehre, unter einem solchen Haufen etwas zu sagen zu haben.

So lehnte ich selbst das Aufseher-Amt von mir ab, als Belin mir es antrug: denn wer thun wollte, was sein Amt mit sich brachte, war seines Lebens bey den Unmenschen nicht sicher.

Einst kam der Kommendant selbst ins Kloster, um gewissen Unordnungen abzuhelfen: aber da ergriffen ihn einige, welche vorher ihre Röcke ausgezogen, und ihre Gesichter mit Schnupftüchern verbunden hatten, um unkenntlich zu seyn, gaben ihm derbe Rippenstöße, und warfen ihn zum Thor hinaus auf die Gasse. Er holte zwar Wache, aber wer hatte es nun gethan! Wie konnte man unter 1000 Spitzbuben die Viere herausfinden, welche den Kommendanten mishandelt hatten?

Das Kloster, worin die Deserteurs ihr Wesen hatten, war ein adeliches Stift gewesen, und hatte herrliche Bequemlichkeit: aber bald sah es aus, wie eine Spelunke. Die meisten Zimmer waren getäfelt, und sehr viele tapezirt gewesen, weil hier ehemals, nach der Mode in Frankreich, viele junge Damen erzogen wurden. Aber die Deserteurs rissen die Tapeten und das Getäfel herunter, und verbrannten alles, Thüren, Stühle, Bänke, Fußboden, sogar die Sparren vom Dache. So wenigstens fand ichs, als ich im Jänner 1795 noch einmal dahin ging.

Von den Oertern, wohin man einen Theil der Deserteurs geschickt hatte, liefen die bittersten Klagen ein. Einige durchstreiften das Land, und stahlen auf den Dörfern, so, daß keine Gans, Huhn oder Puter vor ihnen sicher war. Sie erbrachen die Keller, und holten den Bauren ihren Wein heraus u. s. w.

Indessen wurden, wie ich oben erwähnte, die Deserteurs, wenn ihre Bubenstücke entdeckt wurden, doch nicht so hart bestraft, als wenn sie französische Bürger gewesen wären. Man könne, meynte Belin, von so einem immoralischen Haufen, der nur den Stock respektiren gelernt hätte, nicht viel fodern: wenn sie es nur nicht zu arg machten, müßte man immer zufrieden seyn. Doch saß die Prison in der Caserne immer voll Burschen, welche bald diesen, bald jenen Lumpenstreich vollführt hatten: wer aber grobe Verbrechen beging, wurde nach der Conciergerie gebracht. Einmal brachen die Eingesperrten ihre Kerker mit Gewalt auf, und sezten sich in Freyheit; und der Kommendant war nicht so kühn, sie wieder einzustecken: er hatte gehört, daß sie ihn, im Fall er es thun wärde, todtschlagen wollten.

Im Frühling d. J. 1794 ging das Laufen der Deserteurs und der Gefangnen nach der Schweiz erst recht an: fast täglich entliefen einige, aber sehr

viele wurden erwischt, und dann auf 8, 14 Tage eingesteckt. Ich kenne ihrer, welche drey- vier- mal zu entlaufen versucht haben. Viele sind auch durchgeschlüpft, welches endlich sehr leicht wurde, nachdem, wie man weiß, die Jakobiner die Gränzen nicht mehr so stark besezt hielten. Als vollends das Dekret über die Entlassung neutraler Ausländer bekannt wurde, da machten Viele sich und andern falsche Taufscheine, besonders ein gewisser Bernhard von Würzburg, ein ehemaliger Jesuitenschüler. Ein Andrer, Böhmroth, vom Regiment Wolfframsdorff, fabricirte gar falsche Siegel, und so gelangten Viele zu Pässen nach der Schweiz. Aber endlich wurde auch dieser Kunstgriff entdeckt, besonders da in den falschen Taufscheinen oft die lächerlichsten, grammatikalischen Schnitzer vorkamen. Das Departement untersuchte also die Papiere von nun an genauer, ob ihnen gleich wenig daran lag, daß solche unnütze Menschen Frankreich verließen. Böhmroth wurde drey Monate eingesteckt, weil er für einen Andern einen Paß verfertiget und das Siegel des Departements nachgemacht hatte.

Aus dem, was ich hier erzählt habe, kann man schon abnehmen, warum Mancher, der aus Frankreich zurückkam, übel von den Franzosen spricht. Aber ich getraue mich auch, ganz dreiste zu behaup-

ten, daß, wer dieses thut, sich gewiß als ein Deserteur, das heißt, als ein verdorbner Mensch, in Frankreich betragen hat, der nur die physische Moral des Stockes und nicht die der Gesetze zu achten gelernt hatte.

Vier und dreißigstes Kapitel.

Meine Beschäftigung in Dijon. Rechtspflege in Frankreich.

Ich konnte es unter der infamen Bande der Deserteurs nicht lange aushalten, und suchte mir daher ein Quartier in der Stadt, wo ich zwar täglich 4 Sous für Kammer und Bette zahlen mußte, aber nun auch bequem und artig wohnte. Es war bey einem gewesenen Bedienten des Exprinzen von Condé, der mir manche Anekdote von seinem ehemaligen Herrn mittheilte, welche ich zu seiner Zeit in den Abentheuern des Marki von Vileucon erzählen werde. Er hatte mit ihm auswandern sollen, aber er hatte lieber in seinem Vaterlande bleiben wollen, als in andern Ländern den Vagabunden machen; und daran that er recht.

Der Kommendant Belin konnte mich, wie ich öfters merkte, gut leiden: er war seines Gewerbes ein Eisenhändler, und ein Mann von eini-

gen Kenntnißen. Ich erhielt von ihm, was ich wollte, und mehr als einmal gab er mir Papiergeld. Er meynte, wenn alle Deserteurs wären, wie ich, so wollte er mit Freuden jedem alle Woche eine Bouteille Wein geben. Einen davon hatte er in sein Haus genommen, und brauchte ihn zu seiner Bedienung.

Ich habe meine Zeit so ziemlich vergnügt in Dijon zugebracht: wenn ich mit meinen Lektionen fertig war, ging ich in die Weinschenke zu Biennot, wo immer starke Gesellschaft war. Da ich schon vorher mit vielen Bürgern aus der Stadt bekannt war, so mehrten sich meine Bekanntschaften immer, und da ich fleißig mitschwadronirte, so war ich wohl gelitten. Sehr oft wurde ich von den Gästen in die Weinschenken gerufen, um mit diesem und jenem eine Flasche zu leeren: denn es ist dem Franzosen unmöglich, allein zu trinken: er muß schlechterdings einen Gesellschafter haben, der mit ihm plaudere und trinke.

Die Gespräche waren allemal politischen Inhalts: man räsonnirte über den Krieg, über die Gesetze, über die dereinstige ächte Form der französischen Republik, und andre Gegenstände dieser Art. Da mir alle diese Dinge schon lange interessant waren, so konnte ich mich sehr dabey unterhalten; und da ich über alles das viel nachgedacht hat-

te, so konnte ich meine Meynung oft mit großem Beifall derer sagen, die mir zuhörten. Besonders war es den Franzosen angenehm, wenn ich ihnen aus der Geschichte der Griechen, Römer, Schweizer und Niederländer etwas erzählte, und ihre neue Republik, mit jenen ältern Freystaaten verglich. Viennot sah allemal gern, wenn ich kam; und meine Zeche war immer gemacht, wenn ich mit Franzosen zusammen trank: denn diese ließen mich niemals mitbezahlen.

Die Franzosen besuchten damals die öffentlichen Wirthshäuser häufiger als sonst. Denn die Jakobiner gaben auf alle Tritte und Schritte der Bürger Achtung, und sahen nach ihrer öftern Erfahrung die Gesellschaften in Privathäusern als verdächtig an. Man scheute sich daher, jemand in seinem Hause zu besuchen, wie denn auch niemand einen Besuch gern annahm, weil er nicht wissen konnte, ob der Fremde verdächtig war oder nicht. Die öffentlichen Häuser waren aber von allem Verdacht des Royalismus und Föderalismus frey; und da die Franzosen durchaus Gesellschaft haben müssen, so wurden diese desto fleißiger besucht. Ich muß gestehen, daß ich in diesen Gesellschaften, worin das lebhafteste Ideen-Commerz herrschte, viel gelernt, und meine Begriffe über das Neufränkische System sehr berichtiget habe, welches warlich nichts

leichtes ist, da uns unsre von Jugend auf beygebrachten Begriffe von Herrschaft, Adel, Vorrechten, Religion u. s. w. zu gar schiefen Urtheilen verleiten können, wenn wir die französischen Begebenheiten nur so obenhin anschauen, zumal nach der einseitigen oder ganz verschraubten Darstellung so vieler benebelter Schriftsteller. Deswegen muß man auch Geduld mit denen haben, welche diese große Revolution von der unrechten Seite ansehen. Die Leute sind nicht unterrichtet, oder unbeschnitten an Herz und Kopf. Wenn daher der Wanderer in seinen Wanderungen einen kleinen Trupp französischer Gefangenen einen peuple souverain nennt, und sich dann über sein eignes Hirngespinnst etwas zu gute thut: wer zuckt nicht die Achseln über den abgeschmackten, faden Gespenster-Vogt!

Fleißig habe ich auch die Gerichtsplätze besucht, wohin jeder gehen und alles mit anhören darf, was da verhandelt wird. Es giebt in Frankreich keine Rechts- oder Justiz-Geheimnisse mehr: blos der Friedensrichter handelt bei verschloßnen Thüren, und das ist auch schon recht. Denn der Friedensrichter ist eigentlich kein Richter, sondern eine von dem Distrikt autorisirte Person, die Privathändel der Bürger in der Güte beyzulegen; und dazu bedarf es keiner Publicität.

Ich habe, ich weiß nicht recht mehr, wo, gelesen, daß die Franzosen seit der Entstehung ihres neuen Systems schon über 7000 Gesetze gemacht hätten; und darüber hat sich der Ehrenmann, der das geschrieben hat, derb aufgehalten, und gefragt, was doch aus einem Staat werden könne, der 7000 Gesetze hätte! Aber der Mensch wußte wohl nicht, was er schrieb. Die meisten franzósischen Gesetze gehen blos auf die Begebenheiten des Tages, und gelten gerade nur so lange, als ihr Gegenstand dauert. Bürgerliche Gesetze betreffen blos den Privatstand, und ihrer sind äußerst wenig. Ihr Inhalt ist gemeinnützig, und ihre Sprache gemeinverständlich.

Doch giebt es in Frankreich, wie in der ganzen Welt Rechtshändel, welche man aber allemal erst bey dem Friedensrichter anbringen muß. Denn kein Collegium darf einen Proceß annehmen, ohne daß der Friedensrichter den Kläger durch ein Certifikat dazu autorisirt habe. Einen Friedensrichter giebt es in jeder Gemeinde und er hat die Pflicht auf sich, die streitenden Partheyen auf jede Art zu verständigen, und zum Vergleich zu bewegen. Er kann von den Partheyen keinen Heller nehmen, ist aber auch wegen seiner Friedensstiftung niemanden responsabel; ja, er darf sogar nicht einmal die Processe bekannt machen, und ist quasi ein juristischer

Beichtvater. Wie nützlich und wohlthätig aber das Amt eines Friedensrichters (Iuge de paix) sey, müssen alle wissen, welche jemals das Unglück gehabt haben, der Deutschen Justiz, besonders der = = und der = = in die Krallen zu gerathen.

Wenn aber die Bemühungen des Friedensrichters nichts ausrichten, so muß freylich die Sache da angebracht werden, wo sie nach den Gesetzen entschieden werden kann. Der Friedensrichter, welcher auf jeden Fall die Gesetze verstehen muß, sagt zwar den Partheyen allemal, wer Recht oder Unrecht habe, wer gewinnen oder verlieren werde, aber wenn sie sich doch nicht weisen lassen, so muß er sie an die Richter weisen. Ist die Sache von ganz geringem Belang, so wird sie sofort auf der Dorf = oder Stadtmunicipalität entschieden; ist sie aber etwas verworrener, oder wollen die Partheyen mit dem Spruch der Municipalität nicht zufrieden seyn, so geht es auf das Distrikts-gericht.

Hier sind zwölf Beysitzer, und ein Präsident, der jedoch oft umwechselt. Erst wird die Sache mündlich entweder von den Partheyen selbst, oder von ihrem Anwald — worunter man sich aber keinen Advokaten, Justizkommissarius oder sonst ein Männlein dieser Art denken darf — deutlich vorgetragen, und nach den Hauptpunkten vom Schrei-

ber aufgesezt. Wenn alles vorgebracht ist, was zur Sache gehört, nimmt der Präsident den Aufsatz des Schreibers, und liesst ihn den Partheyen sowohl, als den Beysitzern vor. Erstere werden befragt, ob noch etwas zu erinnern sey. Wenn sie es verneinen, so wird den Richtern vom Präsidenten ein Vortrag gemacht, worin er ihnen die ganze Lage der Rechtssache erklärt. Nun wird, um Bestechungen vorzubeugen, gelosset, und drey von den zwölf Beysitzern werden Richter in der Sache. Diese nehmen die hieher gehörigen Gesetze ver, bestimmen ihren Sinn, und sprechen das Urtheil auf der Stelle, welches sofort vom Schreiber aufgezeichnet, und den Partheyen eingehändigt wird; und damit ist die Streitsache hier entschieden.

Sollten die Partheyen glauben, daß man ihnen Unrecht thue, so können sie aufs Departements-Gericht, und von da an den Konvent (Chambre de cassation) gehen: das alles steht ihnen frey, und kostet nichts, als die Zeit, die sie versäumen. Aber sehr selten geht ein Proceß durch mehr als eine Instanz, und äußerst wenige kommen nach Paris; denn man ist in den höhern Instanzen eben nicht gewohnt, den niederen zu widersprechen und andre Sprüche zu fällen, als schon den Gesetzen gemäß gefällt waren.

Die Ursache der schnellen Justiz in Frankreich mag wohl nicht an den Gesetzen allein, und nicht einmal größtentheils an den Gesetzen liegen. Diese sind zwar sehr deutlich und bestimmt, und es kostet kein Kopfbrechen, sie zu verstehen, und im gehörigen Fall anzuwenden. Aber die Gesetze in andern Ländern sind auch deutlich und bestimmt, wie man denn dem neuen Gesetzbuch in Preußen meist nur den Vorwurf der Weitschweifigkeit machen kann. Aber daß in Frankreich die Justiz rasch von statten gehe, in andern Ländern aber so sehr schneckengängig, daran scheinen andre Dinge Schuld zu seyn. In Frankreich gilt der hohe Grundsatz der Gleichheit, nach welchem jeder Mensch, in Rücksicht auf Gesetz und Recht, so gut ist, als jeder andere; folglich darf und kann da keine Person angesehen werden. Aber in Deutschland — du lieber Gott, da kann mancher zugleich Kläger und Zeuge seyn; da frägt man erst wer es ist? Und findet sichs, daß der Beklagte ein Mann von Einfluß, ein reicher, vornehmer Herr ist, je nun, so verliert er seinen Proceß gewiß nicht, gesezt auch, er habe das größte Unrecht von der Welt. Ich kann mit Beyspielen aufwarten.

Eine andere Hauptursache der schnellen Justizpflege in Frankreich ist, daß keine Advokaten da sind, keine Justizkommissarien, welche für Geld

vertheidigen. Denn Geld bekömmt da kein Anwald; und für einen Vortrag oder für eine Vertheidigung oder Verantwortung darf Niemand nichts nehmen, oder er würde sich und seinen Civismus äußerst verdächtig und verhaßt machen.

Drittens giebt es auch keine Sporteln: denn das Recht wird nicht verkauft. Daher haben denn auch die Richter und Anwalde keinen Vortheil davon, wenn sie den Proceß in die Länge ziehen: je eher er ausgeht, desto eher sind sie dieser Last überhoben. Diäten u. dgl. werden ganz und gar nicht gutgethan. Bey uns ist das ganz anders!

Und endlich, welches die Hauptursache der bessern Rechtspflege bey den Franzosen ist, jeder Bürger, welcher mit bey Gerichte sizt, hat alle nur mögliche und höchste Ursache, das Recht ja nicht zu beugen, und nur nach dem Gesetz und seiner besten Einsicht zu sprechen. Denn er ist ja gar nicht lange Richter: es giebt solcher Aemter, welche nur ein halbes Jahr dauern; wenige währen zwey Jahre. Da er also befürchten muß, daß man alsdann die Rechtssache abermals vornehme, und ihm, wenn man beweisen könnte, daß er das Recht gebogen hätte, die gefährlichsten Händel zu Halse ziehen könnte, so ist es eben so sehr sein Vortheil als seine Pflicht, sich zu hüten, und nur so zu spre-

chen, wie es die Vernunft nach dem Spruch des Gesetzes fodert.

Man entdeckt gar bald, welcher Richter ein Schurke, und welcher ein ehrlicher Mann ist. Wir wissen z. B. alle, daß Hr. Linksum die Pupillenkasse bestohlen hat; daß Hr. Rath Schurkius falsche Zeugnisse gerichtlich ausstellt; daß der Justizkommissar Rabula zwey Gegenpartheyen zugleich bedient, und beyde betrügt; daß der Justiz-Amtmann Schleicher für den Putz seiner Frau und Kinder mehr ausgiebt, als er rechtmäßiges Einkommen hat: das und noch tausendmal mehr wissen wir, aber wozu hilft es, daß wir es wissen? Die Herren haben Aemter d. i. Gewalt. Nehmt aber dem Herrn Linksum, Schurkius, Rabula, Schleicher und andern dieses Gelichters ihre Aemter, so werden sie gar bald der Gegenstand der allgemeinen Verachtung und des wohlverdienten Hasses aller Rechtschaffnen und selbst des Pöbels seyn, und so ihre Strafe leiden. Wüßten diese Herren, daß man sie einmal zur bestimmten Zeit absetzen werde: sie würden ihr Amt weit ehrlicher verwalten.*)

---

*) Wer das Unwesen unsrer deutschen Justiz vielleicht noch nicht aus Erfahrung kennt, kann es beschrieben finden in dem „Grab der Chikane, worin, daß häufige Proceße das größte Uebel eines Staats sind, gezeigt, die wahren Quellen, woraus sie entstehen, oder nachdem sie entstanden sind, sorg-

In Frankreich sind alle Justizämter ambulatorisch: Keiner bleibt lange Märe, Prokurator, Beysitzer u. s. f. Alle wissen den Punkt, wo sie abgehen müssen: daher haben auch alle den größten und stärksten Beweggrund, recht zu thun und das Gesetz nicht zu beleidigen.

Es ist allerdings an dem, daß die jetzigen französischen Richter größtentheils nicht auf Universitäten gewesen sind, keine Compendia und Systemata studiert haben, und nicht Doktoren in utroque jure geworden sind. Allein die schlechte Justiz in Deutschland kömmt nicht aus der Unwissenheit der Richter, sondern aus ihrem Privatintereſſe: deswegen verkehren und verdrehen sie den klaren Ausspruch des Gesetzes, und machen die hellsten Sachen dunkel und verwirrt. Uebrigens sehe ich auch nicht ein, warum ein französischer Bürger, der sich mit den ohnehin schon deutlichbestimmten Gesetzen abgiebt, und sonst einen guten schlichten Verstand hat, nicht eben so gut das, was recht ist, oder unrecht, lernen sollte, als einer von unsern Herren Akademikern, die nur so nothdürftig ein Kollegium bey einem Professor hören, dem andre Sach-

---

fältig genährt, ins unendliche vervielfältiget und gleichsam verewiget werden, entdeckt, dabey aber auch zugleich die wirksamsten Mittel, diese verschiedene Quellen zu hemmen und zu verstopfen, an die Hand gegeben werden."

kenner die gröbste Unwissenheit und die schülermäßigsten Schnitzer vorwerfen. Ohnerachtet man in Frankreich alles rügen kann, was tadelhaft scheint, so weiß ich doch nicht, daß zwey Rechtsmänner sich dort wegen Ignoranz je so befehdet hätten, wie vor kurzem ein Paar Rechtsgelehrte in Deutschland, die gar so weit gingen, daß sie sich die Ohren, nach Art der Jagdhunde, besteigen, und zu diesem Behufe Leitern brauchen wollten. *)

Es mag aber bey dem Vorwurfe, daß die neufränkischen Juristen kein Ius verstehen sollen, gehen, wie es mit einem andern eben so wichtigen ging, daß ihre Soldaten Lumpenpack wären, die wie ihre Generale, gar nichts vom Kriege und der Kunst, ihn recht zu führen verständen. Die Franzosen haben gewiesen, daß sie Soldaten sind; und wer hingeht, wird finden, daß sie das Recht eben so gut handhaben, wenn nicht noch besser, als die rabulistischen Rechtspfleger anderer Nationen.

Uebrigens ist auch die Neufränkische Jurisprudenz bey weitem so schwer nicht, als die Deutsche. Man bedenke nur, wie schwierig die Lehre von den Testamenten, von Ehesachen u. s. w. ist; und dann

---

*) Die A. L. R. von 1795, und die A. d. B. von 1797. enthalten die Belege.

nehme man das liebliche Ius publicum, feudale, canonicum und andere Theile der vielköpfigen deutschen Juristerey, wovon die Neufranken kein Wort mehr wissen wollen; und man wird finden, daß es leichter sey, in Frankreich ein Rechtsverständiger zu werden, als bey uns in Deutschland.

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Versuch, nach der Schweiz zu entkommen. Entfernung der Guillotine. Nationalfeste in Dijon. Sinken der Jakobiner. Gespenster.

Einmal, es mogte so einen Monat nach meinem Abschiede aus dem Spitale seyn, ließ ich mich von einem gewissen Gesell, der vorher bey dem preußischen Regiment von Kleist gestanden hatte, verleiten, mit ihm nach der Schweiz entwischen zu wollen. Es war noch vor dem Dekrete des Konvents, daß neutrale Ausländer zu Hause gehen dürften. Dieser Gesell stellte mir die Sache so leicht vor, daß ich bald nachgab, und ihn zu begleiten versprach. Die Ursache, warum er mich gerade gern mitgehabt hätte, war ohne Zweifel, weil ich eine gefüllte Brieftasche mit Assignaten,

und noch einiges baares Geld hatte. Ich kann ihm das nicht verdenken; und wenn es uns gelungen wäre, unsern Anschlag glücklich auszuführen: gern hätt' ich all mein Papier, und all mein Geld dazu hergegeben: mich lüstete es gar sehr nach einer Reise durch die Schweiz.

Wir gingen, nachdem wir uns auf vier Tage mit Brod, Speck, und Schnaps versehen hatten, Abends von Dijon weg nach Auxonne zu. Ohnweit Auxonne verbargen wir uns früh in einem Wald; harrten den ganzen Tag bis spät in die Nacht, um alsdann in der Nähe von Auxonne einen Kahn loszumachen, und über die Saone zu fahren. Allein zu unserm Unglück waren Leute bey den Kähnen; wir machten uns also auf die andre Seite der Brücke, fanden aber da gar keinen Kahn. Nun liefen wir längs dem Fluß hinan, ob wir sonstwo Kähne finden würden, aber umsonst. Endlich kam der Tag und wir waren nicht weit von einem Dorfe. Du siehst, sagte ich zu Gesell, wir kommen nicht über den Fluß; und wenn wir auch drüber wären, so wissen wir hernach weder Weg noch Steg: laß uns also umkehren, und unser Vorhaben ein andermal ins Werk setzen, wenn wir welche bey uns haben, die der Wege kundiger sind als wir.

Gesell gab mir recht, fürchtete aber, der Kommendant zu Dijon mögte uns in Arrest setzen lassen, wenn wir dahin zurück kämen; schlug mir also vor, auf einen andern Distrikt zu gehen, wie schon mehrere gethan hätten, und uns da für Frisch=angekommene auszugeben. Ich hatte dazu keine Lust, und Gesell ließ sichs gefallen, nach Dijon mit zurück zu gehen. Wir gelangten wieder dahin, und niemand schien uns vermißt zu haben; doch erfuhr ich hernach aus dem Munde des Kommendanten selbst, daß er um alles wußte, und nur schwieg, weil man uns nicht aufgefangen hatte. — Es war allemal ein tolles Unternehmen, aus einem Lande entwischen zu wollen, wo man die Landstraße nicht halten durfte, dabey der Gegenden unkundig war, und noch des Nachts gehen mußte, um nicht jeden Augenblick von Auflaurern angehalten zu werden.

Im Sommer dieses Jahres war ein wahrer Jubel in Dijon, wie in ganz Frankreich, als die Volksrepräsentanten in den Departementern und Distrikten die scheusliche Mordmaschiene, die Guillotine, aus den Augen des Publikums wegschaffen ließen. Diese Schreck=Bühne stand sonst immer mitten auf den größten und freysten Plätzen, das Messer immer hoch, und drohte jedem Verbrecher den Tod. Aber jezt, da die junge Republik der

Verrätherey von Innen gewachsen war, jezt brachte man sie weg und stellte sie in Kirchen oder Klöstern hin, holte sie bey jedesmaligem Nothfall nur hervor, und schaffte sie gleich nach dem Gebrauch wieder weg.

Die Franzosen hatten eine fast kindische Freude, da sie das Mordmesser nicht mehr vor Augen hatten. Ihre Freude wurde noch vermehrt, da sie in dem Bulletin lasen, daß, wenn einmal die allgemeine Ruhe hergestellt seyn würde, alle Arten von Todesstrafen abgestellt werden sollten. — Ich habe durchaus bemerkt, daß, obgleich Ströhme Bluts in Frankreich geflossen sind, das französische Volk das Blutvergießen doch nicht liebt. Die abscheulichen Scenen waren eine nothwendige Folge der Revolution: das Volk sah dieß ein und ließ sie zu.

Bey dem Siegesfest, das in Dijon gefeiert wurde, hatten wir eine Schnurre, die uns vielen Spaß machte. Ein hübsches Mädchen, als Göttin des Sieges gekleidet, wurde auf einem Triumphwagen herumgefahren, und die ganze Bürgerschaft ging in Procession vor und hinten nach, und sang republikanische Lieder. Einige zwanzig östreichische Kriegsgefangne standen da, und gafften den Zug an. Einer von ihnen fragte: was das für eine Procession sey? Was wird es seyn, antwor-

kete ein gewisser Bessel, — den man schon kennt, und von dem ich bald mehr sagen werde, — die Franzosen feiern heute ihr Fronleichnamsfest. Ey mein Gott, sagten die Oestreicher, das ist ja nicht die rechte Zeit! — Das thut nichts, fuhr Bessel fort, die Franzosen sind schnakige Kerls: die feyern das Fronleichnamsfest, wenns ihnen gefällt.

Endlich rückte der Triumphwagen näher, und vor demselben wurde ein Schild, das die Aegide der Minerva vorstellt, hergetragen. Die Oestreicher nahmen dieses Schild für eine Monstranz, und das Haupt der Medusa fürs Venerabile oder das Hochwürdige darin, zogen ihre Kasketer ab, fielen auf die Kniee, und beteten, unter vielem Klopfen vor die Brust, das schöne Hochwürdige an. Nun entstand ein allgemeines Gelächter und ein lauter Spektakel, welcher beynahe die Feierlichkeit gestöhrt hätte. Selbst die Göttin des Sieges lachte auf ihrem Triumphwagen. Man sprach über diese Schnurre noch lange in allen Schenken, und lachte über die unbegreifliche Unwissenheit und Dummheit der Oestreicher, welche selbst von ihrer Pfaffenreligion sehr wenig wissen mußten, da sie solche Sottisen zu begehen fähig waren.

Herrlicher und schöner, als das Fest des Sieges, wurde das Fest des höchsten Wesens gefeiert,

wobey auch eine große Procession und feierliche Musik war, und erhabne Hymnen zu Ehren des Urwesens gesungen wurden. Ich habe einige Reden gelesen, welche an diesem Tage hin und wieder in Frankreich sind gehalten worden, und habe daraus ersehen, daß ein Republikaner von Gott sich ganz andre Vorstellungen macht, als der, welcher in einer Monarchie lebt. *) Voltaire hat wohl Recht, daß der Mensch sich den lieben Gott nach seiner Lage denke, wie denn einmal ein Eremit Gott den heiligen Geist, als Eremiten in einer Eremitage mit der Kutte bekleidet, mahlte. — Der Unterthan des Despoten macht aus Gott einen König, und giebt ihm alle Eigenschaften desselben, sogar einen Hofstaat, Armeen, Feinde u. dgl. Bey dem denkenden Republikaner findet ein ganz andrer Begriff Eingang: Der würde nie ein Wesen verehren können, dessen bloßer, unbedingter Wille Gesetz ist. Sein Gott muß mit Weisheit regieren, mehr lenken durch Vernunft, als durch Strafen u. s. w.

Bey diesem Nationalfeste vergaß sich ein fremder gefangner Offizier so sehr, daß er des Abends spät im National-Habit, den ihm eine weibliche Bekanntschaft gegeben hatte, mit der Kokarde auf dem Hute einem Balle beywohnte. Er mogte zu-

*) In der erwähnten Anzeige soll eine Probe davon vorkommen.

viel getrunken haben, und bekam Händel mit einem Franzosen. Beyde wurden eingezogen, und den folgenden Tag wurde der Offizier auf 6 Monate zum Arrest verurtheilt: es war nämlich den Kriegsgefangnen verboten, nach 10 Uhr auszugehen, und noch mehr, Kokarden zu tragen. Beydes würde indeß nichts gemacht haben, wenn er nur keine Händel angefangen hätte. Er ist aber nicht lange gesessen: denn nach wenig Wochen kam er durch die Fürsprache einiger Bürger wieder los, und die Richter äußerten: daß man gegen Kriegsgefangene allemal etwas von der Strenge der Gesetze erlassen könne, aber gegen Bürger müsse man unerbittlich sein. Uebrigens wurde dieser Offizier in seinem Arrest recht gut gehalten, und ich habe selbst gesehen, daß er in einem guten Zimmer ein recht gutes Bette und alle mögliche Bequemlichkeit gehabt hat. Auch die eingekerkerten Kriegsgefangnen wurden gut gehalten, wie der gemeldete Offizier bezeugen kann. Ich würde seinen Namen hier nennen, wenn ich nicht befürchten müßte, den braven Mann, der mir sehr wohl gewollt hat, durch eine Unbescheidenheit zu beleidigen.

Außer meinen Stunden machte ich mich auch an allerhand Aufsätze, vorzüglich an einen über meine Begebenheiten, und hatte bey meiner Abreise aus

Frankreich schon eine große Anzahl Bogen fertig: ich warf aber das meiste davon ins Feuer, weil ich mich vor der Visitation auf der Gränze fürchtete.

Die Jakobiner in Dijon hielten ihre sehr zahlreichen Sessionen in dem ehemaligen Pallast des Bischofs, wo ich oft recht kräftige Reden und Verhandlungen mit angehört habe. In meiner Ausbeute soll man einige davon antreffen. Aber so angesehen die hiesigen Jakobiner bey dem Konvente, zu den Zeiten des Robespierre, seyn mußten, so schlecht empfahlen sie sich hernach durch ihre Adresse über die Preßfreyheit, worin sie, nach dem Urtheil des Konvents, ganz verkehrte und Freyheitswidrige Grundsätze aufstellten. Die Herren nämlich wollten, daß nur Bücher, nach ihren Grundsätzen geschrieben, die Erlaubniß erhalten sollten, öffentlich zu erscheinen, solche aber, welche etwan ein anderes System z. B. das moderantistische u. dgl. predigten, durchaus verboten würden. Der Konvent widersprach, wie billig, schickte die Adresse welche die Dijoner hatten drucken und in der ganzen Republik herumschicken lassen, mit Unwillen zurück und erklärte: daß er nicht gesonnen sey, die Denk- und Preßfreiheit durch Gesetze zu vernichten, und der menschlichen Vernunft ihren Weg durch Dekrete vorzuzeichnen.

Diese Antwort des Konvents machte die Dijoner aufmerksam, und sie glaubten darin zu bemerken, wie wenn der Konvent die öffentliche Meynung für sich und die Republik schon so fest und so allgemein begründet halte, daß er des Organs dazu, der Jakobiner, jezt eben so entbehren könne, wie der Guillotine; und hieraus folgerten die Einsichtigern, daß der Einfluß der Jakobiner bald ganz aufhören würde. Ja, da die Antwort des Konvents auf den Straßen im Bulletin zu lesen war, so wiesen Einige schon mit bedeutender Miene auf die sonst so sehr gefürchteten Jakobiner, und bemerkten: es müßte doch wohl nicht so ganz mehr an dem seyn, daß sie, wie sie sich dessen sonst zu rühmen pflegten, im Konvente alles durchzusetzen vermögten, was sie nur wollten. Kurz dieser Umstand veranlaßte viele Bürger, selbst den Kommendanten Belin, aus dem Klub herauszutreten, der sich auch von da an nur noch sehr sparsam versammelte, bis er endlich ganz aus einander ging. — Das Gebäude nämlich stand aufrecht, und das Gerüste dazu ward überflüßig.

Von der großen Sucht der Franzosen, sich zu duelliren, sahen wir diesen Sommer hier ein trauriges Beyspiel.*) An einem Morgen wurden, ohn-

*) Diese Sucht ward unter der königlichen Regierung dadurch herrschend, daß man bey keinem Regimente einen Offizier als

weit dem Thore Rousseau auf dem Walle, zwey junge Männer todt gefunden, welche sich die Nacht, und wahrscheinlich ohne alle Zeugen geschlagen hatten. Der eine lag auf der bloßen Erde, und neben ihm zwey blutige Degen; der andere auf einer Bank in einiger Entfernung vom ersten, wohin er sich ohne Zweifel nach dem Stich noch geschleppt hatte. Sie mußten sich zugleich verwundet haben: man hat aber weder die Ursache ihres Zweykampfs, noch die Umstände desselben näher erfahren können. Ohnweit der Stadt wurde auch ein Volontär mit einem Stich in der Brust todt gefunden: wahrscheinlich hatte dieser sich mit einem Kameraden herumgeschlagen, denn seine Wunde war von einem Bajonet. Es ist nämlich bekannt, daß die Volontärs, wenn sie keine Degen oder Säbel haben, das Bajonet zu solchen rasenden Geschäften zu brauchen pflegen.

Daß die Franzosen nicht mehr an Gespenster glauben, habe ich in Dijon auch erfahren. Unsre

---

brav und tapfer achtete, der sich nicht wenigstens dreymal duellirt hatte. Brav und tapfer wollte aber hernach auch der Gemeine seyn. Dieß Vorurtheil hat lange geherrscht, war allgemein, Standes-mäßig und tief eingewurzelt. Die neue Regierung wird daher noch lange laviren müssen, bis es bey den lebhaften Franzosen eine herrschende Ueberzeugung werde: daß Tapferkeit und Gewandtheit eines Stiers und Mörders das eben nicht sey, worin der vernünftige und brave Mann seine Ehre suchen müsse.

Gefangnen und Deserteurs waren in Klöstern einquartirt; und da war es kein Wunder, daß ihnen oft genug Geister erschienen. Wie sollt' es auch in einem Kloster nicht spuken! Im Benediktiner-Kloster logirten Hannoveraner, Hessen und Preußen. Diese sahen eben nicht viel Gespenster; doch soll oben auf dem großen Gange sich immer ein Mönch haben sehen lassen, welcher mit Ketten rauschte, u. dgl. Aber im Bernardineser-Kloster lagen fast lauter Oestreicher, und die sahen nun tagtäglich Nonnen spuken! Ihnen war Garten, Kloster und Hof voll Gespenster! Im Garten wollte ein östreichischer Offizier, wie er mich selbst versicherte, eine derbe Ohrfeige von einem Gespenste erhalten haben, weil er sich unterstanden hätte, dasselbe anzureden. Aber ich bin versichert, daß der Herr Leutnant v. Crone, schon eben wegen seines steifen und festen Gespenster-Glaubens, nimmermehr irgend eine Figur um Mitternacht angeredet hat. Sein Betragen und besonders seine Händel mit dem preußischen Leutnant von Römer beweisen hinlänglich, daß er eben kein Alexander war. — Alle Oestreicher wollten spukende Nonnen gesehn haben, und erklärten diese Gespenster für die Seelen solcher Nonnen, welche ehemals ihrem Gelübde der ewigen Keuschheit nicht getreu geblieben wären.

Im Kloster, wo die Deserteurs wohnten, spukte es auch fürchterlich: da ließ sich oben auf dem Gange eine Nonne sehen, und im Garten sah man oft einen gräßlich-schwarzen Mann mit feurigen Augen u. s. w. Besonders war ein entferntes Gemach berüchtiget, wo sogar am hellen Tage das Ungethüm wüthen sollte. — Daß gemeine Oestreicher und Ungarn an diese und andere Mönchspossen glauben und sie Andern in vollem Ernste erzählen konnten, hat mich nicht gewundert: aber daß Offiziere solchen Fratzen nicht nur Beyfall gaben, sondern sie auch noch selbst gesehen haben wollten, hat mir eben nicht den besten Begriff von der Geisteskultur dieser Herren beygebracht.

Eines Tages saß ich bey Viennot in der Schenke, und mein vormaliger Kumpan auf dem Spital, der Koch Mauriceau, trat hinein. Ich trank ihm zu: nun, sagte er, Bruder, laß uns was schwatzen! Du schwatzest doch gern.

Ich: Ja wohl! Wovon?

Er: Wovon du willst, und ich verstehe.

Ich: Wollen vom Teufel und von Gespenstern schwatzen. Höre Bruder, glaubt man hier noch an dergleichen?

Er: Allerdings hat man daran geglaubt, aber seitdem die Pfaffen nichts mehr gelten, gilt ihr An-

hang, der Teufel und die Gespenster auch nichts mehr.

Ich: Also ist's doch auch spuken gangen bey euch?

Er: Das mein' ich! Droben im Condéischen Pallast ließ sich jedesmal, wenn jemand aus der Familie starb, ein weißer Geist sehen, und im Palais Mazarin haben die Kapuziner noch vor acht Jahren ein Gespenst ausgebannt, und es hinaus nach Mirande verwiesen, wo es noch vor einigen Jahren tüchtig gespukt hat.

Ich: So hats ja wohl auch Hexen bey euch gegeben?

Er: Allerdings! Die Burgunder waren immer ein dummes, abergläubiges Volk, so dumm zwar nicht, als unsre Nachbarn in der Franche Comté, und im Delphinat, aber doch sehr dumm und unwissend. Da haben wir denn ganz natürlich auch Hexen die Menge gehabt! Noch vor 20 Jahren — ich weiß es noch, als geschähe es heute, — wurde eine Hebamme beym Parlament als Hexe angeklagt, aber das Parlament nahm keine Notiz davon, und verwies die Sache an den Bischof. Dieser fand die Frau unschuldig, und ließ sie. Kurz darauf schlug der Donner in eine Kirche, und zündete; auch zerschlug der Hagel unsre Fruchtfelder. Der Pöbel glaubte, die alte Hebamme sey an die-

sem Unglücke schuld, und foderte im Aufruhr ihre Bestrafung. Man stillte den Aufruhr, und die alte Frau wurde eingezogen, saß über 2 Jahre und starb im Gefängniß.

Ich: Schrecklich! Aber jezt habt ihr die Thorheit fahren lassen?

Er: Allerdings! Die Revolution hat dem Aberglauben ein Ende gemacht. Seitdem es keine Kreaturen mehr giebt, die das Privilegium hatten, die Leichtgläubigkeit der Menschen durch Aberglauben in Contribution zu setzen, wie dieß unter der heillosen Pfaffenschaar die Mönche am besten verstanden, so giebt es auch keine Gespenster, Hexen und vom Teufel besessne mehr, ja, kein Teufel selbst mehr; und überhaupt hören alle Teufelskünste auf, sobald die Wunderwerke aufhören; denn wo der liebe Gott nicht mehr unmittelbar wirkt, da treibt der leidige Satan sein Spiel auch nicht mehr.

Der lezte Gedanke des alten Mauriceau gefiel mir, und schien sich durch die Historie des neuen Testaments vollkommen zu bestätigen. Grade zu der Zeit, wo der Herr Jesus die großen Zeichen und Wunder gethan haben soll, war auch der Satan außerordentlich geschäftig; und als vor mehreren Jahren Gaßner Wunder wirkte, war in seiner Gegend beynahe kein fein-organisirtes Mädche-

das nicht vom Teufel leiden wollte. Man frage nur den theuern Gottesmann Lavater!

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Laukhard in der Conciergerie.

Ich hatte seit meinem Abschiede aus dem Hospital gut und vergnügt gelebt, und dachte die Zeit abzuwarten, wo ich wieder zurück nach Deutschland kehren könnte: denn zu einer Flucht aus Frankreich nach der Weise so mancher Deserteurs und Gefangnen, wollte ich mich nicht mehr entschließen. Ich hatte mein hinlängliches Auskommen, gute Gesellschaft, angenehme Spaziergänge u. s. w. und war gesund, bis auf meine geschwollnen Füße, und die Wunde auf der Brust.

Um die Aerntezeit fiel mir demnoch ein, an den Repräsentant Dentzel nach Paris zu schreiben: denn dieser hatte mir doch in Landau versprochen, für mich zu sorgen. Ich führte meinen Einfall aus, und schrieb ihm einen weitläufigen Brief, worin ich ihm meine Schicksale meldete, und ihn ersuchte, mir einen Paß nach Paris auszuwirken: ohne spezielle Erlaubniß durfte man nämlich nicht dahin kommen, und ich hatte doch große Lust, mich in

der Hauptstadt der neuen Republik umzusehen, und da dem großen Triebrad in der Nähe zuzuschauen. Ich gab meinen Brief auf die Post, und erwartete eine baldige Antwort.

Aber Dentzel war damals, wie ich nachher aus den Zeitungen erfuhr, eben wegen der Landauer Affäre zu Paris in Arrest, und wenn ich dieses gewußt hätte, so würde ich nie an ihn geschrieben haben: denn alsdann war es gewiß, daß der Brief nicht an ihn, sondern an den Wohlfahrtsausschuß gelangte. Ich hatte zwar von der Landauer Sache nicht ein Wort einfließen lassen: aber befürchten mußte ich doch immer, mein Name mögte den Parisern von Landau aus bekannt geworden seyn: und dann war ich entdeckt und verloren. Daher war es von mir sehr unüberlegt, daß ich mich nicht vorher erkundigte, ob Dentzel auch wirklich aktiv im Konvent noch sey, oder nicht? Ich hätte dieß leicht wissen können, wenn ich nur die Monatsliste nachgesehen hätte, worauf alle jedesmaligen Repräsentanten, Generale u. s. w. verzeichnet waren.

Es mogten ohngefähr acht Tage nach dem Abschicken meines Briefes an Dentzel vergangen seyn, als ich auf einmal mitten auf der Straße, da ich eben zu den Offizieren in die Stunde wollte, auf Befehl der Municipalität angehalten und nach der

Conciergerie gebracht wurde. *) Man kann sich mein Erstaunen kaum vorstellen. Ich bath den Bürger Villet, der die Aufsicht über dieses große Gefängniß hatte, den Kommendant Belin doch in meinem Namen bitten zu lassen, daß er zu mir kommen wolle; und dieser ehrliche Mann kam nach einer Stunde.

Sage mir, schrie ich ihm entgegen, warum ich hier bin?

Er: Das weiß ich selbst nicht.

Ich: Ich habe doch nichts verbrochen?

Er: Hier, soviel ich weiß, nicht das geringste.

Ich: Aber wer hat mich denn arretiren lassen?

Er: Der Wohlfahrtsausschuß.

Ich: Der Wohlfahrtsausschuß? Wie so?

Er: Diesen Morgen schickte der Märe zu mir, daß ich ihm die Person eines Deserteurs, Namens Laukhard, der bey Landau von den Preußen desertirt sey, kenntlich machen mögte: ich habe dieses gethan, und thun müssen, wie du weißt; und so bist du arretirt worden.

Ich: Ich verstehe von dem allen kein Wort!

---

*) Conciergerie ist in Frankreich ohngefähr das, was die Hausvogtey in Berlin ist.

Er: Und ich noch weniger. Ich lief aber gleich zum Märe, und fragte ihn, warum du arretirt wäreſt. Er wies mir den Befehl von Paris, aber da fand ich weiter nichts, als daß man dich eines kontrerevolutionnären Verbrechens im allgemeinen beſchuldiget. Der öffentliche Aufkläger, heißt es, ſolle in einigen Tagen ſeine Inſtruktion deinetwegen erhalten.

Nun ging mir ein fürchterliches Licht auf! Sollte mein Brief an Dentzel dem Wohlfahrtsausſchuß übergeben ſeyn? Das war mir jezt gewiß. Aber wer hat dem Wohlfahrtsausſchuß denn geſagt, was ich in Landau habe machen ſollen? Mein Verdacht fiel gleich auf Dentzel; und da bemeiſterte ſich eine ſehr unedle Rachſucht meiner Seele: ich wollte ihn verderben, ohne meiner ſelbſt zu ſchonen. Es ſchien mir ſo ſüß, ſo angenehm, den, der mich hätte verrathen können, mit mir ins Verderben zu reißen. Ich ſchäme mich noch jezt dieſer ſehr unedlen Empfindung, welche ich damals in der erſten Aufwallung hatte; aber damals war ſie mir vielleicht zu vergeben. Der Erfolg ſcheint indeſſen doch zu beweiſen, daß Dentzel, als ehrlicher Mann, mir Wort gehalten, und an meiner Gefangennehmung keinen Antheil gehabt hat: denn er kam bald nach Robespierre's Tode

los, und wieder in Aktivität. Wäre aber sein Proceß mit seinem Geständniße schon bis auf meine Verwickelung mit ihm in Landau gekommen, so hätte er wahrscheinlich so nicht wegkommen können; und ich — noch weit weniger.

Ich saß also in der Conciergerie und hatte alle Muße, über mein Mißgeschick nachzudenken. Man sieht leicht ein, daß meine kützliche Lage mir Stoff genug darboth, mich hier zunächst mit mir zu beschäftigen, und das Sprüchwort von allen Seiten recht auseinander zu setzen:

„In solchem Wasser fängt man solche Fische!“

Ende des vierten Bandes (Leben und Schicksale.)

Ende des zweyten Bandes. (Begebenheiten ꝛc.)

Verbesserung der Druckfehler.

Seite 28. Zeile 12: müßtest du.
— 32. — 22: geschrieben . .
— 74. — 11: Infamie, oder der Tod.
— 83. — 2: Armen. — Und die Armen.
— 100. — 10: geben, fruchtlos.
— 141. — 5 von unten: hätten.
— 244. — 8: Anabaptisten.
— 259. — 1: Nation.
— 278. — 19: Jean.
— 292. — 9: für sein Oberverwaltungs-amt.
— 310. — 4: ihn denn so hinrichten.
— 382. — 2: würden.
— 392. — 19: so oder so gegründet wird.
— 423. — 1 von unten: regalirt.
— 426. — 6: das hitzigste war freilich.
— = — 21: Ohnehosen.
— 444. — 5: geschähe.
— 464. — 15: gar leicht entdeckt.

XX (6 Bde) VII. 86
I. 87